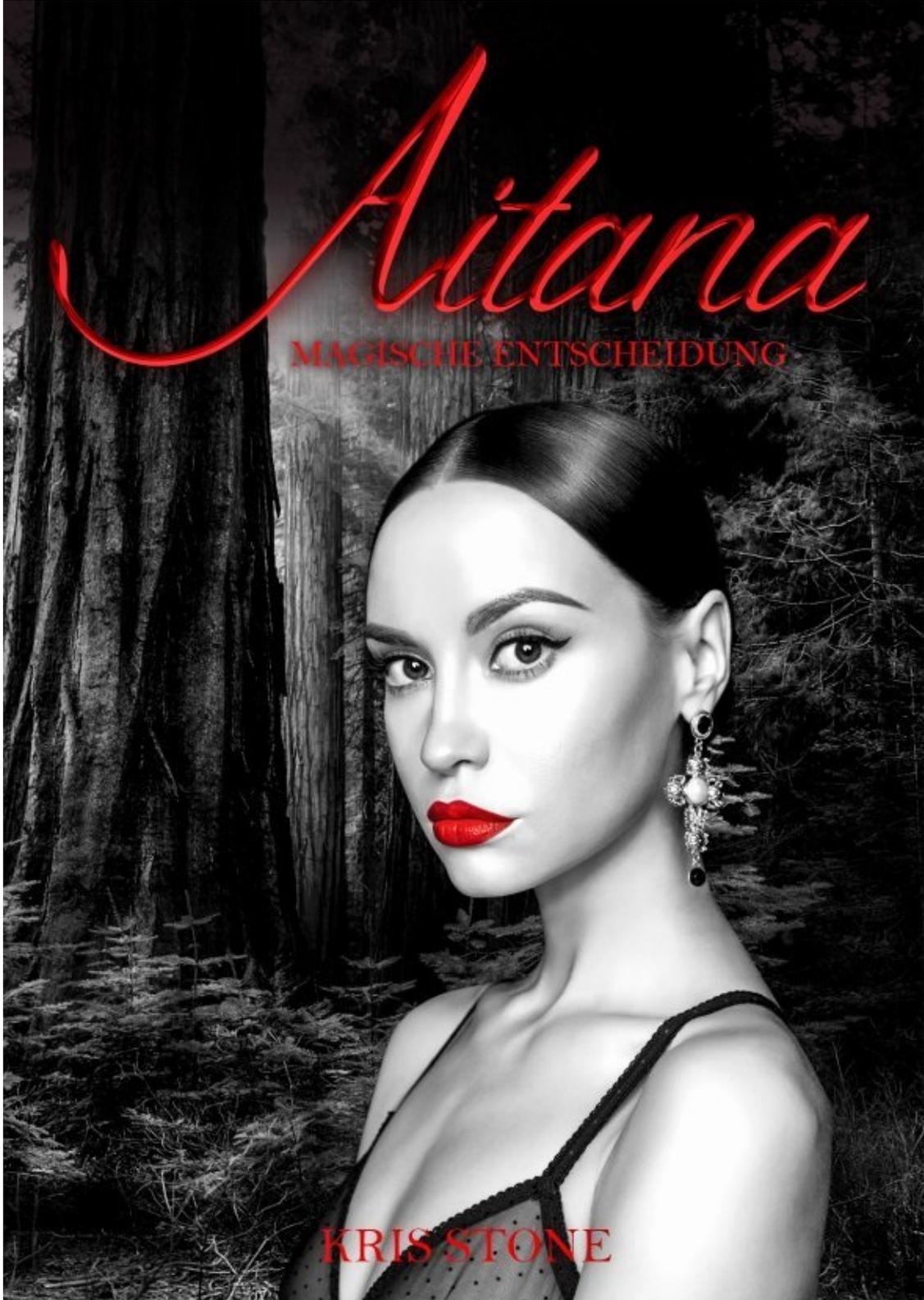


# Aitana

MAGISCHE ENTSCHEIDUNG

KRIS STONE



# Aitana

MAGISCHE ENTSCHEIDUNG

KRIS STONE

# Aitana – magische Entscheidung

## (Die Hexen von San Francisco Buch 8)

Impressum

Text Copyright © Kris Stone 2016/11  
Alle Rechte vorbehalten.

Covergestaltung: Michael Müller

Gewerbliche Nutzung des Covers ist untersagt.  
Alle Personen, Handlungsorte und Begebenheiten sind frei erfunden.  
Eine mögliche Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen oder Orten  
ist rein zufällig.

## **Zum Inhalt des Buches**

Um ihre Familie zu rächen, ist Aitana vor beinahe tausend Jahren einen gefährlichen Handel eingegangen. Bald ist es Zeit, ihre Schulden zu bezahlen, was jedoch unweigerlich zu ihrem Ende führen wird. Sie glaubt selbst nicht länger daran, dass es noch Hoffnung für sie gibt. Das sieht der sture Hexer Max jedoch anders.

Während die Wölfe, die Vampire und die anderen Hexen gemeinsam nach einem Weg suchen, die Angriffe der letzten Zeit aufzuklären, kämpft Max um Aitanas Leben. Bis auch er in den Fokus des Feindes gerät.

## Prolog

Ich kroch auf den kleinen Körper zu, der mir am nächsten war, und berührte dessen zarte Haut. Kalt – sie fühlte sich so kalt an. Das war ganz falsch. Kein Leben war mehr in den kleinen Fingern, die noch vor wenigen Stunden neugierig mit meinen Haarsträhnen gespielt hatten.

Da war kein Leben mehr in dem runden, pausbäckigen Gesicht, das vor nicht allzu langer Zeit noch freudig gelacht und vor Vergnügen gequitscht hatte, während wir gemeinsam durch das Zimmer tanzten.

Auch meine anderen beiden Schätze waren längst nicht mehr zu hören, die Schreie waren verstummt, kurz nachdem die Männer dieses Zimmer verlassen und ihres betreten hatten. All das hier war nicht richtig. Es hätte niemals passieren dürfen – mein ganz persönlicher Albtraum war Wirklichkeit geworden. Ich hörte ein furchterregendes Heulen und erkannte in der nächsten Sekunde, dass der schreckliche Laut aus meinem Mund gekommen war. Ein Laut, der nicht einmal ansatzweise auszudrücken vermochte, was in mir vorging. Sie waren hierhergekommen, in mein Haus und hatten mir alles weggenommen, was ich jemals geliebt hatte.

Trauer, Hass und ungebändigte Wut wechselten sich ab in einem Wirbelsturm aus Emotionen. Nun schrie ich alles heraus, schrie bis meine Stimme zu einem Krächzen wurde und schließlich vollkommen verstummte. Ich wollte ihnen dasselbe antun und noch viel Schlimmeres, denn sie hatten Schlimmeres verdient. Ja, ich hasste sie. Und wenn ich noch dazu in der Lage gewesen wäre, dann hätte ich ihnen gezeigt, was wirkliche Qualen sind.

„Was würdest du dafür tun?“

Ich erstarrte. Waren sie es? Waren sie zurückgekommen, um es ein für alle Mal zu beenden? Wollten sie nun auch mein Leben auslöschen wie das meiner Kinder? Ich versuchte mich aufzubäumen, den Rücken durchzustrecken, doch das war unmöglich.

Stattdessen schoss ein Blitz reinen Schmerzes meinen Hals empor und setzte sich in meinem Kopf fest. Für einen kurzen Moment sah ich Sterne vor meinen Augen tanzen. Dann gab ich den sinnlosen Versuch auf und blieb liegen.

„Was würdest du tun, wenn du stark und schnell wärst? Stärker und schneller als die Männer, die dir das hier angetan haben?“

Ich versuchte, einen Blick auf die Person zu erhaschen, die meinen größten Wunsch vor mir ausbreitete wie ein willkommenes Festmahl. Versuchte mich zu drehen, doch auch das stellte sich als unmöglich heraus. Sie hatten meinen

Rücken zerschmettert, um mich an einer Flucht zu hindern – mit Erfolg. Also legte ich ergeben meine Stirn auf dem blutgetränkten Boden ab und atmete durch den Schmerz hindurch.

„Ich würde alles tun. Einfach alles“, flüsterte ich und atmete das metallische Aroma ein, das mich umgab.

Mir war egal, wer meine Worte hörte. Sie waren ausgesprochen und jedes einzelne davon war die Wahrheit.

„Dann habe ich einen Vorschlag für dich, der dir bestimmt gefallen wird“, wisperte die überheblich klingende Stimme, die weder zu einem Mann noch zu einer Frau zu gehören schien.

*Wer bist du?*

Ich hob noch einmal den Kopf, stieß mich mit aller Kraft mit meinen Händen vom Boden ab. Zwei zierliche, in Leder gekleidete Füße erschienen vor meinem Gesicht und je höher meine Augen wanderten, desto mehr Reichtum erblickten sie.

Schuhschnallen aus Gold und Silber, besetzt mit Steinen, deren Namen ich nicht kannte. Feinste Stoffe, die schlanke, wohl geformte Schenkel bedeckten. Ein Harnisch aus denselben edlen Metallen und Edelsteinen und einem darin eingelassenen, achteckigen Spiegel, der mir mein eigenes wüst, verunstaltetes Antlitz entgegenwarf.

Ich keuchte auf, als ich an die Grenze meiner Kraft stieß. Die Frau, wie ich nun erkannte, kam mir entgegen, kniete nieder und umfasste stützend mein Kinn mit ihren Fingern, damit ich ihr ins Gesicht sehen konnte.

Als mein Blick darauf fiel, brach ein stummer Schrei aus mir heraus und ich wünschte, ich hätte meine Augen davor verschließen können. Angst schnürte mir die Kehle zu. Ich wollte mich abwenden, nicht länger betrachten, was ich nun als den Tod erkannte, doch sie hielt mich unnachgiebig fest, ließ nicht zu, dass ich entkam.

„Du willst Rache und diese kann ich dir geben. Alles, was du tun musst, ist deinen Wunsch laut und deutlich auszusprechen“, sagte der Tod und grinste heimtückisch, wenn man bei einem Totenschädel überhaupt von einem Grinsen sprechen konnte.

*Nein, nein, ich darf das nicht.*

Das war falsch, ganz falsch. Das Monster log, aber ich wusste nicht, wobei. Das Ding erkannte mein Zögern, die Unentschlossenheit in meinem Handeln und tat das Einzige, was mich jetzt noch zwingen konnte, gegen meinen Instinkt zu handeln.

Es ließ mein Gesicht los, sodass ich zurück zu Boden fiel, dann trat es auf mein Baby zu und berührte den kleinen Körper. Ich zitterte, wollte die Hand des

Monsters wegschlagen, doch alles, was ich fertigbrachte, war ein klägliches Wimmern.

„Sieh nur. So zart, so unschuldig. Wie konnten sie nur? Wie konnten sie nur auslöschen, was dir so teuer war? Findest du nicht, dass sie eine Strafe verdienen? Wenn du sie ihnen nicht bringst, wird es niemand tun, denn es kümmert sonst niemanden.“

Das Monster hatte Recht. Es kümmerte niemanden – nur mich. Mein Mann war schon lange fort und ich war allein.

Meine Babys! Meine Kinder!

Mein Körper bäumte sich ein letztes Mal auf, meine Stimme klang gespenstisch klar und die Worte, die ich sprach, schwangen wie Racheschwerter durch den Raum.

„Ich wünschte, ich könnte sie alle töten. Ich wünschte, ich könnte sie mit meinen eigenen Händen lehren, was Qualen sind“, sagte ich, denn dieses Privileg stand nur mir zu, niemandem sonst.

Da legte das Monster den Kopf schief, als würde es nachdenken. Lange Sekunden vergingen, bis es mich schließlich angrinste. Die hohlen Löcher, in denen eigentlich Augen hätten sitzen sollen, verengten sich freudig und es ließ von meinem Kind ab.

„Dein Wunsch sei dir gewährt, Aitana. Du hast eintausend Jahre, vom Tag deiner Auferstehung an“, sprach der Tod, dessen Stimme plötzlich einen seltsamen Hall erzeugte, so tief und dunkel wurde, wie der Abgrund, aus dem das Monster gekommen war.

Sobald die Stimme verklungen war, verschwand das Ding von einer Sekunde auf die nächste und ließ mich auf dem Boden liegend zurück. Ich fragte mich kurz, ob ich mir diese Begegnung nur eingebildet hatte, ob ich mir in meiner Pein alles nur erträumt hatte.

Doch dann ... dann erhielt ich selbst eine Lektion. Eine Lektion darin, was Schmerzen waren, als sich mein Körper in etwas anderes zu verwandeln begann – etwas Stärkeres. Etwas Gefährlicheres.

Ich wurde selbst der Tod.

## Aitana

Es war wohl mein Schicksal, immer wieder in diese verfluchte Stadt zurückkehren zu müssen. San Francisco war für mich zu einem Synonym der Demütigungen und verpassten Chancen geworden. Und doch kam ich immer wieder zurück, als hätte ich eine masochistische Seite, die mich dazu zwang, mich den Erniedrigungen auszusetzen, die mich hier unweigerlich erwarteten. Es gab hier nichts mehr für mich. Ich hatte meine Chancen schon vor einer Weile verspielt und wusste das nur zu genau.

Aber ich hatte es mir im Grunde selbst zuzuschreiben, nicht wahr? Wie hieß das Sprichwort noch gleich? Wie man sich bettet, so liegt man. Oh, ja. Ich wusste sehr genau, was das bedeutete. Ich hatte vor beinahe eintausend Jahren eine Entscheidung getroffen, die mir nicht nur den Tod bringen würde, sondern ein Schicksal, das noch viel schlimmer war als ein schmerzvolles Ende. Was diese Entscheidung für die Welt bedeutete, konnte ich nur erahnen, doch gut war es ganz sicher nicht. Nach all meinen Nachforschungen wusste ich, wozu *sie* fähig war.

Noch drei Monate, vier Tage und siebzehn Stunden.

Ich nahm einen weiteren Schluck von dem vorzüglichen Champagner, der auf Camerons Hochzeitsempfang serviert wurde, und beobachtete die Hunde, die laut Andry, Walker und Magnus hinter den Angriffen der letzten Zeit stecken könnten.

Keiner von ihnen steckte dahinter, die anderen hatten sich die Mühen umsonst gemacht.

Woher ich das so genau wusste? Vampire entwickelten mit der Zeit häufig Fähigkeiten, die sie zu noch besseren Jägern macht. Und das war meine Gabe. Ich konnte das Schlechteste, das Abgründigste und das Widerwärtigste in einem jeden Wesen erkennen und es zu meinem eigenen Vorteil nutzen. Jede Verfehlung, jede Perversion – ich sah alles. Dazu musste ich den Abschaum nicht mal berühren, so wie Walker.

Es genügte, einen Blick auf sie zu werfen und vor mir offenbarten sich ihre schlimmsten Geheimnisse, ob sie es wollten oder nicht. Ja, ich wusste von Walkers neuer Fähigkeit, wusste, wie ähnlich sie der meinen war und ich wusste, dass er mich berührt hatte, um von meiner *Schuld* zu erfahren.

Pech für ihn und die anderen, dass *sie* vor langer Zeit dafür gesorgt hatte, dass das niemals geschieht. Niemand war dazu in der Lage, etwas über meine

*Abmachung* mit ihr zu erfahren – unser beider Geheimnis, wie *sie* es nannte. Niemand würde erfahren, welchen Pakt ich eingegangen war, um die Rache einfordern zu können, die mir meiner Meinung nach vor all den Jahren zugestanden hatte!

Niemand!

Ganz unerwartet packte jemand meinen Arm. Ich drehte mich um und sah in das junge und unschuldige Gesicht eines Hexers. Er wagte es tatsächlich, mich zu berühren, *wie hieß er noch gleich?* Ah ja, Max – der Telepath. Er starrte mir schockiert ins Gesicht und begann dann leise, aber aufgebracht auf mich einzureden.

„Was hast du getan?“, flüsterte er mir zu. „Wer ist Kasiapha? Und warum glaubst du, dass sie die Welt ins Chaos stürzen wird?“

Ich war im ersten Moment so überrascht, dass ich nur erschrocken die Augen aufreißen und ihn anstarren konnte. Gerade hatte ich noch darüber nachgedacht, dass es unmöglich war, mein Geheimnis aufzudecken und nun stand dieser Hexer vor mir und sprach den unseligen Namen dieser Hure aus. Das hätte eigentlich nicht sein dürfen. Niemand konnte in meinen Geist eindringen.

Ich musste etwas tun, musste verhindern, dass er ihn ein weiteres Mal aussprach. Mein Herz klopfte wie wild, während ich überlegte, wie ich ihn dazu bringen konnte, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Es würde nur ihre Aufmerksamkeit auf uns lenken, wenn er nicht davon abließ. Ich zog meinen Arm zurück, worauf der Hexer mir noch näher kam, und zischte aufgebracht:

„Wage es niemals wieder, ihren Namen auszusprechen. Nicht, wenn du nicht willst, dass sie kommt und uns alle umbringt. Sag mir, wie wichtig sind dir deine Freunde? Wie wichtig ist dir ihr Leben?“

Meine Worte schienen den Hexer nicht zu überraschen. Er biss die Zähne zusammen und funkelte mich an. Wenn er ein Telepath war und auf diese Weise von Kasiapha erfahren hatte, dann sah er in meinen Erinnerungen auch, wozu sie imstande war. Ich zeigte ihm noch mehr, ich zeigte ihm ihr wahres Gesicht, mir vollkommen im Klaren darüber, dass es ihn abstoßen würde.

Jetzt wich er vor mir zurück – Ekel auf seinem Gesicht. Ich befreite meinen Arm aus seinem Griff und rannte aus dem Zimmer. Zu schnell für den Hexer, um mir zu folgen. Ich hoffte nur, dass er fürs Erste den Mund hielt, denn wenn er anfing, neugierige Fragen zu stellen, könnte es mein vorzeitiges Ende bedeuten.

Noch drei Monate, vier Tage, sechzehn Stunden und dreiundvierzig Minuten.

## Max

Das war nicht gut, gar nicht gut. Ich sah, dass Magnus kurz davor war, herüberzukommen und eine Erklärung zu verlangen, deshalb schüttelte ich den Kopf, flüsterte ihm ein *Später!* zu und machte mit meiner ganz eigenen Art der Überwachung weiter. Ich würde die Vampirin jedoch nicht ohne Erklärung davonkommen lassen. Nicht, nachdem ich dieses Ding in ihren Gedanken gesehen hatte.

Großartig!

Jetzt konnte ich nicht mehr aufhören, an dieses Ding zu denken, was mich von meiner eigentlichen Aufgabe ablenkte. Eigentlich sollte ich mich auf die Gedanken der Gäste konzentrieren, um herauszufinden, ob einer von ihnen gegen uns arbeitete. Und nun das. Dieses Gesicht. Große Göttin, wie sehr ich mir wünschte, es wieder vergessen zu können. Ich schüttelte mich vor Ekel und bekam eine Gänsehaut.

Wer auch immer diese Kasiapha war, sie war ein wandelnder Albtraum.

Allerdings hatte ich jetzt wenigstens die Gewissheit, dass Aitana nichts mit den Angriffen und den Attentaten zu tun hatte. Sie hatte nicht einmal davon gewusst, bis man sie bei dem ersten Meeting im Borislav-Tower darüber informiert hatte. Das war ein Kopf weniger, in den ich hineinkriechen musste.

Wenn ich es recht bedachte, dann musste ich nicht einmal mehr in die Köpfe der anderen eindringen. Wenn Aitana tatsächlich die Gabe hatte, die Geheimnisse anderer zu sehen, dann hatte sie mir meine Arbeit bereits abgenommen. Aber konnte ich wirklich sicher sein, dass sie nichts übersehen hatte? Das Risiko konnte ich nicht eingehen.

Nicht, wenn die Sicherheit meiner Familie auf dem Spiel stand.

Ich rieb meine Augen und konzentrierte mich wieder darauf, alle Gedanken zu filtern, die durch meine Hirnwindungen jagten. In Momenten wie diesen mochte ich meine Primärgabe nicht besonders. In einen Kopf einzudringen war nicht schwierig, es war mir sozusagen in die Wiege gelegt worden – absolut natürlich, als würde ich ein Buch aufschlagen und darin blättern.

Aber so viele Köpfe gleichzeitig zu überwachen, Köpfe, die Nachtwesen gehörten, die schon unglaublich lange auf dieser Welt wandelten und so viele Dinge gesehen hatten, überstieg meine Kapazitäten bei Weitem. Ich spürte deutlich, dass mich meine Aufgabe überforderte und ich eine Pause brauchte. Eine Unterbrechung, die ich mir nicht leisten konnte, nicht, wenn der oder die Täter hier im Zimmer sein könnten.

„Da sind Sie ja, Max“, schnurrte eine liebeliche Stimme hinter mir.

*Lieulich, am Arsch!*

Die Japanerin Mitsuko Sai war ein Raubtier, durch und durch. Nicht, weil sie eine Werwölfin war. Nein, es war ihre menschliche Seite, die mich zu ihrer Beute auserkoren hatte. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, mich ins Bett zu kriegen und das machte mir eine höllische Angst.

Denn Mitsuko Sai hatte ein paar weniger schöne Vorlieben, die ihr Lust bereiteten, mir allerdings nicht so viel Freude machen würden. Ich musste ihre Annäherungsversuche irgendwie abwehren, gleichzeitig durfte ich sie aber auch nicht beleidigen. Es war einfach zum Kotzen.

*Wie sehr ich solche Veranstaltungen hasse!*

Leider war Mark noch immer im oberen Gästezimmer und schwer damit beschäftigt, sich von seiner hübschen Vampirin gesundpflegen zu lassen, sonst hätte ich ihn gebeten, mich in die Walachei zu beamen. Weit weg von hier. Weit weg von der Frau, der ich noch immer den Rücken zukehrte. Ich drehte mich um und stellte mich der unangenehmen Unterhaltung. Ihre dunklen, mandelförmigen Augen verschlangen mich förmlich.

„Miss Sai, amüsieren Sie sich? Ich hoffe, es ist alles zu Ihrer Zufriedenheit?“

„Ich wüsste einen Weg, mich noch mehr zu amüsieren“, hauchte sie mir entgegen und kam mir, für meinen Geschmack, ein wenig zu nah.

„Miss Sai“, begann ich und tat gar nicht erst so, als hätte ich ihre Anspielung nicht verstanden. „Ich fühle mich geschmeichelt, aber glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, dass ...“

Weiter kam ich nicht. Sie trat so nah an mich heran, dass kein Blatt Papier mehr zwischen unsere Körper gepasst hätte, und ließ ihre manikürte Hand an meinem Schenkel hinaufwandern.

„Versuchst du, mir zu entkommen?“, fragte sie langsam und knurrte ganz leise.

Oh Gott, es gefiel ihr abgewiesen zu werden, dann machte ihr die Jagd umso mehr Spaß. Ich streckte den Po heraus und wich ihren neugierigen Fingern aus, bevor sie meinen Schritt erreichen konnten.

*Hilfe!*

„Nein, das ist es nicht, ich ...“, stotterte ich.

„Da bist du ja“, mischte sich nun Victoria Camaron, Aidens Mutter, ein und ich hätte sie dafür küssen können. „Himmel, Mitsuko, lass den armen Jungen los. Siehst du nicht, dass er kein Interesse hat?“

Sie stellte sich neben mich und verhinderte damit, dass ich weiter begripscht werden konnte. Diese Frau sollte heiliggesprochen werden.

„Max und ich unterhalten uns doch nur“, antwortete die Werwölfin, deren Tier jetzt sehr nah unter der Oberfläche saß.

„Ja, ich kenne die Art von Unterhaltung, die dir vorschwebt, aber dafür ist Max leider nicht zu haben. Er ist nur zu höflich, dich direkt abzuweisen.“

„Ist das so?“, fragte die Japanerin und starrte mich eine Weile an.

Sie nagelte mich mit ihrem Blick regelrecht an Ort und Stelle fest. Ich versuchte, ihr standzuhalten und schaffte es knapp. Ich durfte keinesfalls Schwäche zeigen, also lächelte ich entschuldigend und neigte zustimmend den Kopf. Sie wand sich schließlich nach einer gefühlten Ewigkeit ab und begab sich zu Ratsmitglied Boulani, um eine – wie es schien – recht einseitige Unterhaltung mit ihm zu beginnen.

„Du solltest vorsichtig sein, Max, vor allem heute Nacht. Ich empfehle dir, nicht in deinem Zimmer zu schlafen“, flüsterte mir Victoria zu, drückte mitfühlend meinen kleinen Finger und gesellte sich zu ihrem Sohn und ihrer zukünftigen Schwiegertochter, die beide schon den ganzen Abend nur mit sich beschäftigt waren.

*Na großartig!*

Ich würde mir einen neuen Schlafplatz suchen müssen. Vielleicht konnte ich bei Jamie und Anna unterkriechen. Sie lebten mittlerweile zusammen mit dem jungen Hexer Teliasar in Annas Hütte. Doch ich wollte die frischgebackene Familie auch nicht in Gefahr bringen.

Da fiel mir plötzlich eine Frau ein, die ebenso gefährlich war wie Mitsuko, wenn nicht sogar gefährlicher und in deren Zimmer man mich bestimmt nicht vermuten würde. Ich konnte kaum fassen, dass ich tatsächlich darüber nachdachte, mich bei Aitana zu verstecken.

*Sie schuldet mir sowieso noch eine Erklärung – zwei Fliegen, eine Klappe,* dachte ich und zuckte mit den Schultern.

Bei der Oberzicke der Oberzicken – wie die Frauen des Covens sie gern nannten – unterzukommen war verdammt genial von mir, wie ich stolz feststellte.

Und wenn sie ablehnt? Hm, ich könnte sie erpressen. Ich würde ihr anbieten, ihre Geheimnisse zu wahren, solange sie mich vor Mitsuko beschützt. In meinem Kopf klang das nach einem großartigen Plan. Ich klopfte mir selbst auf die Schulter, was den Vampir, der neben mir stand, zusammenzucken ließ und machte mich wieder an meine Aufgabe.

## Aitana

Es war weit nach Mitternacht, als die Feier sich endlich dem Ende zuneigte. Die Musik wurde leiser und die Gäste strebten ihren Betten entgegen. Ich hatte es mir mit einem Glas Rotwein am Kamin gemütlich gemacht, starrte die noch immer glühenden Holzscheite an und lauschte auf die Hexen und Werwölfe, die im trunkenen Zustand polternd nach ihren Zimmern suchten.

Die Wärme der Flammen, die noch vor Kurzem mein Zimmer mit ihrer Anwesenheit beehrt hatte, war vergangen und ließ mich allein und nachdenklich zurück. Es gab nun jemanden, der von meinem Geheimnis wusste oder zumindest Teile davon, und das bereitete mir natürlich Sorgen.

Ich kannte den Hexer nicht und er kannte mich nicht. Es gab nichts, was ihn daran hinderte, sofort zu seinen kleinen Hexenfreunden zu gehen und ihnen alles zu verraten. Die Geheimnisse, die ich nun schon so lange für mich behalten hatte, waren keine mehr. Ich konnte im Grunde nur noch eines tun. Darauf warten, dass Andry und die anderen kamen, um eine Erklärung zu verlangen. Denn sie würden die Nächsten sein, die es erfuhren, da war ich mir sicher.

Es klopfte leise an der Tür.

*Das ging aber schnell*, wunderte ich mich.

Der Hexer musste sofort, nachdem die Party vorbei gewesen war, alles ausgeplaudert haben. Dachte ich zumindest, bis ich erkannte, dass er allein gekommen war. Nur sein Duft drang durch den Spalt der verschlossenen Tür. Er war mutig, das musste ich ihm lassen. Nur wenige Männer – ob Menschen oder Vampire – wagten es, sich mir entgegenzustellen oder etwas zu fordern. Wie eine Erklärung zum Beispiel.

Eine Erklärung, die er nicht bekommen würde.

„Ich weiß, dass du da bist. Öffne die Tür!“, forderte er flüsternd, allerdings nicht leise genug.

Jedes Nachtwesen, das sich auf dieser Etage befand und die Ohren in diesem Moment spitzte, wusste nun, dass er mit mir sprechen wollte. Ich verdrehte die Augen und öffnete die Tür. Er wartete nicht darauf, eingelassen zu werden, sondern schob sich einfach an mir vorbei. Die Dreistigkeiten nahmen zu.

„Du solltest dir überlegen was du sagst, dieser Raum ist nicht schalldicht“, warnte ich ihn, verschränkte die Arme und trommelte ungeduldig mit den Fingern auf meinen Oberarm.

Der Hexer verschloss seinen Mund wieder, sah sich um und fluchte unterdrückt.

„Dann lass uns rausgehen. Wir müssen reden und das kann nicht warten“,

flüsterte er wieder – und wieder nicht leise genug. Dann sagte er laut: „Hättest du Lust, einen Spaziergang zu machen, Aitana? Draußen, mit mir?“

*Herrgott, noch gestellter hätte es nicht klingen zu können.*

Mir war klar, dass er nicht aufgeben würde. Diese verdammten Hexen waren so neugierig wie Straßenkatzen. Es war das Beste, wenn wir dieses Gespräch hinter uns brachten, also nickte ich, deutete zur Tür und ließ ihn vorgehen. Ich drehte niemandem den Rücken zu, nicht einmal einem kleinen menschlichen Hexer, der mir schon durch das Wissen, dass er zu besitzen glaubte, erheblich schaden konnte.

Auf dem Weg nach draußen begegneten wir nur ein paar Bediensteten, die die Bibliothek wieder in ihren ursprünglichen Zustand zurückversetzten. Morgen früh würde nichts mehr von dem Empfang zu sehen sein. Nicht einmal das kleinste Staubkorn.

Draußen vor dem Haus lief der Hexer zielstrebig nach links und ich folgte ihm in die Dunkelheit. Er kannte sich hier gut genug aus, um den Weg zu den Garagen zu finden, sogar bei dieser schlechten Sicht. Schlechte Sicht für einen Menschen jedenfalls. Für meine Augen war die Finsternis schon lange kein Hemmnis mehr. Sie stellten sich in Sekundenschnelle auf die veränderten Verhältnisse ein und schon konnte ich alles sehen, so gut wie bei Tag, wenn nicht sogar noch besser. Die Augen eines Vampirs waren für genau diese Stunden gemacht. Für eine Jagd in der Nacht, wenn die Menschen sich orientierungslos durch die Schatten bewegten und zu einer leichten Beute für uns wurden.

Der Hexer öffnete die Tür zu der Garage, die mehr als zwanzig Fahrzeuge fasste, betätigte den Lichtschalter an der Wand und verschwand darin. Ich atmete einmal tief durch und machte mich auf das anstrengende Gespräch gefasst, dass nun folgen würde.

„Also, pass auf!“, begann der Hexer, drehte sich zu mir und hob abwehrend beide Arme. „Ich werde dich jetzt erpressen“, sagte er weiter, zog seinen Kopf ein und kniff die Augen zu, als erwarte er einen Fausthieb mitten ins Gesicht.

Unnötig, denn ich war zu sehr damit beschäftigt, seine Worte zu übersetzen. Es klang beinahe so, als hätte er gesagt, dass er die Absicht habe, mich zu erpressen. Ich wusste nicht, ob ich ihm einfach ins Gesicht lachen oder es ihm vom Kopf schälen sollte.

„Könntest du das bitte nochmal wiederholen?“, fragte ich langsam, verschränkte erneut die Arme vor der Brust – diesmal in abwehrender Haltung – und wartete nun selbst auf eine Erklärung.

Der Hexer öffnete ein Auge, sah, dass ich nicht drauf und dran war, ihn anzufallen und atmete erleichtert aus. Dann richtete er sich wieder zu seiner vollen Größe auf und straffte die Schultern.

„Hör mal, wenn du mir bei meinem Problem hilfst, dann sage ich den anderen nichts von deinem.“

Er erpresste mich tatsächlich, es war kaum zu fassen. Noch mehr Dreistigkeit, die Liste wurde immer länger. Wenn er wüsste, wie ernst mein Problem wirklich war, hätte er nicht lange genug mit dem Ausplaudern desselben gewartet, um mir Forderungen stellen zu können. Allerdings bot er mir durch sein lückenhaftes Wissen und das daraus resultierende Zögern auch mehr Zeit, um meine Angelegenheiten zu klären.

Mir war völlig klar, dass es aus meiner Situation keinen Ausweg mehr gab. Die Zeit war beinahe abgelaufen, ich konnte nicht viel mehr tun, als mich um die Zukunft meiner Unternehmen zu kümmern und dann dem Ende entgegen zu sehen.

Der Hexer legte den Kopf ein wenig schief und betrachtete abwartend mein Gesicht.

„Und was genau wäre dein Problem?“, fragte ich schließlich.

Die Augen des Mannes begannen erleichtert zu strahlen, Lachfältchen erschienen an seinen Augen- und Mundwinkeln.

„Du musst mich vor Mitsuko Sai beschützen.“

Jetzt konnte ich nicht mehr an mich halten. Ich lachte wie schon seit zwanzig Jahren nicht mehr – Jahre der Dringlichkeit und Sorge. Alles wie weggeblasen, wenigstens für diesen einen kurzen Moment.

„Was ist es? Machen dir ihre Klängen Angst oder ihre kleine Kammer der Sinnesfreuden, wie sie sie gern nennt?“

„Das ist nicht witzig. Sie hat mich ins Visier genommen und nach dem, was ich in ihrem Kopf gesehen habe, würde ich lieber mit Charles Manson duschen.“

Jetzt kicherte ich. Der Vergleich stimmte, die Ähnlichkeit war nicht von der Hand zu weisen. Mitsuko hatte in ihrem langen Leben als einsam umherstreifende Wölfin eine Vorliebe für gewalttätigere Spielarten entwickelt. Für gewöhnlich suchte sie sich Wölfe aus, die darauf standen, von Nadeln malträtiert zu werden.

Wie sie darauf kam, dass es eine gute Idee sei, einem Menschen so etwas anzutun, war mir ein Rätsel. Er wollte also meinen Schutz? Den konnte er gern haben, jedenfalls bis die Hochzeit vorbei und Mitsuko Sai auf den Rückweg nach Japan war – Hauptsache, er würde in der anderen Sache lange genug die Klappe halten.

„Na schön. Du willst Schutz, was die Hündin betrifft, dafür verlierst du kein Wort über meine Angelegenheiten. Zu niemandem!“

Der Hexer nickte erleichtert. Ich drehte ihm den Rücken zu und wollte schon die Garage verlassen, als mich seine Stimme in der Bewegung erstarren ließ.

„Aitana ... hättest du was dagegen, wenn ich bei dir übernachte?“

Ich drehte mich langsam zu ihm um und zog fragend eine Augenbraue hoch. Dass es bei seiner Frage nicht um Sex ging, war absolut klar. Er stand mit schüchtern in den Hosentaschen versteckten Händen mitten im Raum und sah überall hin, nur nicht zu mir.

„Warum?“, fragte ich und betonte das Wort besonders sorgsam.

„Victoria hat gesagt, ich solle die Nacht lieber nicht in meinem Zimmer verbringen. Und ich will niemanden von meinen Freunden in Gefahr bringen, für den Fall, dass Mitsuko ... Na ja, du weißt schon.“

Ja, ich wusste, worauf er hinauswollte. Sie hatten noch immer keines der Ratsmitglieder ausgeschlossen. Für ihn war Mitsuko immer noch eine potenzielle Bedrohung, was aber auch bedeutete, dass er kein Problem damit hatte, mich in Gefahr zu bringen.

*Da fühlt man sich doch gleich geschmeichelt.*

„Na schön. Aber erwarte nicht, dass ich mein Bett teile. Ich brauche meinen Platz. Du kannst es dir auf der Chaiselongue bequem machen“, antwortete ich, drehte mich um und stolzierte davon. Ja, ich stolzierte. Was blieb mir auch anderes übrig, ich war immerhin gerade zu einer Pension für zurückgebliebene Hexen degradiert worden.

## Max

Ich erwachte mit einem steifen Nacken und Rückenschmerzen, die sich gewaschen hatten. Im Grunde hatte sich an meinem Körper alles versteift. Na ja, beinahe alles. Die *Chaiselongue* war mehr als unbequem. Aber allemal besser, als von Mitsuko Sai schmetterlingsgleich an eine Wand gepinnt zu werden. Ich setzte mich auf und ließ meinen Kopf kreisen. Das laute knackende Geräusch, das ich dabei verursachte, ließ mich zusammenzucken.

Ich drehte mich schnell zum Bett, um zu sehen, ob meine Gastgeberin dadurch wachgeworden war, und stellte erleichtert fest, dass sie ihr Bett bereits verlassen hatte. Sie musste irgendwann in den frühen Morgenstunden aufgestanden sein, ohne dass ich es bemerkt hatte.

Auch gut, das ersparte mir die peinliche, frühmorgendliche Konversation mit ihr. Auch wenn nichts geschehen war, was uns hätte peinlich sein müssen, ein Gespräch mit ihr wäre mir unangenehm gewesen. Was hätte ich auch zu ihr sagen sollen? Vielen Dank, dass ich mich bei dir verstecken durfte, wie ein Fünfjähriger bei seiner Mama.

Ich nahm mein Anzugjackett vom Stuhl, auf dem ich es letzte Nacht abgelegt hatte, um es mir so bequem wie möglich zu machen, steckte meine Fliege in die Hosentasche und verließ den Raum. Auf dem Weg in mein Zimmer begegnete ich niemandem, was mich nicht wirklich wunderte. Bei all den Schnapsleichen gestern Abend würde keiner von denen vor dem Mittagessen aus dem Bett kommen.

Als ich die Tür zu meinem Gästezimmer öffnete, kam mir der Geruch nach hartem Alkohol und fruchtig-süß duftendem Parfum entgegen, was mich sofort im Schritt erstarren ließ. Ich beugte mich etwas weiter vor, blickte an der Tür vorbei zum Bett und versuchte dabei, keine Geräusche zu verursachen.

Völlig nackt und ungeniert lag Mitsuko Sai, mit ihrem Allerwertesten nach oben, auf meiner grauen Tagesdecke ausgebreitet wie ein Seestern und schnarchte leise. Selbst ihre gesteigerten Sinne waren dem Alkohol zum Opfer gefallen, denn sie schlief seelenruhig weiter, ohne mich zu bemerken. Was, wenn sie nüchtern gewesen wäre, ganz bestimmt nicht passiert wäre.

Als sie plötzlich verschreckt grunzte, erschrak ich und nahm panisch die Beine in die Hand. Ich beschloss, dass es besser war, mich in meiner Stadtwohnung zu duschen. Weit weg von hier.

Drei Stunden, eine heiße Dusche und feinstes, geliefertes Asiafood später, fühlte

ich mich wieder ganz menschlich. Das heiße Wasser hatte meine Schultern und meinen Rücken wieder gelockert und das Essen meine Batterien wieder aufgeladen – dass ich diese Nacht überraschend sicher geschlafen hatte, tat sein briges.

Warum das so war, wusste ich nicht. Aber: *Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul!*, sagte meine Großmutter immer. Aitana war nun wirklich kein Mensch, bei dem man sich sicher fühlen sollte, doch meine Instinkte hatten mir letzte Nacht andere Signale gesendet. Ich würde die Nacht als eine interessante Erfahrung verbuchen und zur Tagesordnung übergehen. Sobald die Sache mit den Angriffen geklärt und die Wölfe wieder abgereist waren, würde auch sie wieder in ihre Heimat zurückkehren.

Nachdem ich in meinen Smoking geklettert war, fuhr ich in meinem etwas angerosteten Chevrolet Impala wieder in Richtung Redlake. Es waren nur noch wenige Stunden bis zur Hochzeit und ich wollte auf keinen Fall die Brautjungfernparade verpassen.

Sarah hatte mir im Vorfeld schon verraten, dass es ein unvergesslicher Anblick werden würde und ich auf keinen Fall vergessen sollte, die Akkus meiner Kamera aufzuladen. Ich klopfte zufrieden auf das handliche Gerät in meiner Jackettasche und fuhr in Richtung Brücke, hinaus aus der Stadt.

*Bitte, versteckt mich!*

Mitsuko verfolgte mich mit ihren hungrigen Augen wie ein Schakal auf Beutezug. Ich hätte schwören können, dass sie sogar welche im Hinterkopf hatte, denn ich kam mir einfach immerzu beobachtet vor. Die Gänsehaut, die sich auf meinen Armen ausbreitete, zeigte das nur allzu deutlich.

Sie hatte ganz offensichtlich noch immer nicht aufgegeben, sehr zu meinem Leidwesen. Von Aitana war nichts zu sehen und ich fragte mich kurz, ob sie unsere Abmachung vergessen hatte. Oder ob sie ihr nicht wichtig genug war, um sich daran zu halten. Nach dem ersten Eindruck, den sie beim Coven hinterlassen hatte, wäre es ihr zuzutrauen.

Ich wollte es eigentlich nicht so genau wissen und setzte mich daher zu Jamie, der neben seiner Anna saß und geistesabwesend ihre Schulter streichelte. Gleichzeitig behielt ich aber auch die Ratsmitglieder im Auge. Ich freute mich nicht wirklich über die schon bald wieder einsetzenden Kopfschmerzen, aber was tat man nicht alles für die Familie.

Fünf Minuten später lenkten mich die Gedanken einer anderen Person kurzzeitig ab. Aitana hatte sich doch noch entschlossen zu erscheinen und sah, wie ich zugeben musste, fantastisch aus, in ihrem vermutlich sauteuren roten

Designerkleid.

Sie begab sich sofort zu den Getränken und ließ sich vom Kellner ein Glas Champagner geben, das sie anschließend majestätisch zu ihrem Platz trug. Sie setzte sich in die hinterste Reihe und begann, die Leute um sich herum berechnend zu taxieren. Majestätisch war das richtige Wort, um ihre Haltung zu beschreiben. Sie tat alles auf diese übertrieben arrogante und doch sehr anmutige Art und Weise, dass man vermuten könnte, dass sie aus dem Adel stammte.

Ich sah lange zu ihr, versuchte, sie auf diese Art auf mich aufmerksam zu machen. Sie ignorierte mich – mit Absicht, wie ich vermutete. Das gefiel mir nicht. Denn das würde bedeuten, dass ich der Werwölfin wohl nie mehr entkommen und sehr wahrscheinlich als ihr Sexsklave in einem Käfig enden würde.

*Scheiße verdammt!*

Ich gab meinen Versuch auf und begann eine Unterhaltung mit Jamie, der wie gewöhnlich kaum sprach, sondern nur zustimmend nickte oder verneinend den Kopf schüttelte. Auf diese Weise wurde ich wenigstens für eine Weile das ängstliche Gefühl los, auf der Speisekarte der Japanerin zu stehen.

# Christina

*Was tat ich hier eigentlich?*

Ich hatte nicht lange darüber nachgedacht, als das Labor endlich die Untersuchungsergebnisse geschickt und ich den Umschlag geöffnet hatte. Ich war sofort nach Redlake gefahren, um Aiden davon zu erzählen. Doch jetzt, mit all diesen gut gekleideten Menschen und der festlichen Dekoration vor Augen, wusste ich, dass es eine ganz blöde Idee gewesen war.

Noch hatte mich niemand bemerkt, zu sehr waren sie alle mit den Feierlichkeiten beschäftigt, doch das würde sich bestimmt bald ändern. Ich fiel hier auf wie eine Drag Queen auf einem Kindergeburtstag, mit meinen Sneakers, den Jeans und meinem Sweatshirt von Forever 21.

Ganz abgesehen davon, dass ich vermutlich der einzige Mensch hier war. Jeder der Anwesenden schien ein Nachtwesen zu sein. Nur wenige Gäste, die es sich auf den Stühlen gemütlich gemacht hatten, strahlten eine ähnliche – wenngleich nicht dieselbe – Energie ab wie ich.

*Oh, Herr im Himmel. Das hier war eine Hochzeit!*

Der Altar und der wundervoll gearbeitete Hochzeitsbogen waren nur zwei Anzeichen dafür. Die Männer in den schwarzen Smokings, die davor standen, ein weiteres. Mir blieb das Herz stehen, als ich Samuel Cameron unter ihnen fand, nur um dann schmerzhaft weiterzuschlagen.

*Das war nicht seine Hochzeit, oder?*

Das würde meinen unglaublich miesen Tag noch abrunden. Bevor ich in Depressionen verfallen konnte, erhob sich ein Mann unter den Gästen und zog meinen Blick auf sich. Ich erkannte ihn sofort. Wie hätte ich ihn auch vergessen können. Sein schneeweißes Haar und die kristallblauen Augen waren geradezu bemerkenswert, einfach unvergesslich. Es war Magnus Steinn. Ratsmitglied der Vampire und ein äußerst fähiger Mann, wie ich wusste.

Er war genau der, den ich jetzt brauchte. Ich würde meine Informationen loswerden und konnte von hier verschwinden, ohne großes Aufsehen zu erregen. Ich nickte ihm zu und schon war er, zusammen mit einem rothaarigen Vampir, dem ich noch nicht begegnet war, auf dem Weg zu mir.

Zwei imposante und höchst gefährliche Gestalten, die nun mit grimmigen und unzufriedenen Gesichtern auf mich zukamen. Jeder normal denkende Mensch hätte jetzt eine Windel gebraucht. Ich hingegen begann lediglich, nervös die lederne Mappe zwischen meinen Fingern zu kneten, bis es quietschte. Dann erreichten mich die beiden Vampire.

„Es tut mir wirklich leid, hier einfach so reinzuplatzen, aber es ist mordswichtig.“

*Mit Betonung auf Mord.*

Magnus bedeutete mir, ihm zu folgen und ich tat es. Er führte mich und seinen Freund in einen weiteren Raum, den ich als Bibliothek erkannte, schloss die Tür und bat um eine Erklärung.

„Ich habe meine Untersuchungen abgeschlossen.“

„Und was ist so wichtig, dass es nicht bis morgen hätte warten können?“, fragte der Rothaarige neugierig, aber keineswegs genervt.

Ah, das musste Walker sein. Das andere männliche Ratsmitglied. Ich hatte von ihm gehört, auch wenn ich ihm selbst nie begegnet war – bis jetzt.

„Dr. Anderson kam vor drei Tagen zu mir und bat mich, einige Abstriche, die er von einer weiblichen Leiche genommen hat, noch einmal zu testen. Abstriche aus den Wunden.“

Ich kramte in meiner Mappe, bis ich das so wichtige Dokument fand, und streckte es ihnen entgegen.

„Ich konnte DNA isolieren, die nicht von der Frau stammt, sondern von ihrem Angreifer. Hier, sehen Sie?“

Ich zeigte ihnen die Stelle, auf die es ankam, die mich letztendlich an diesem Tag hierher geführt hatte – es war ein Name.

„Die Frau hat sich gewehrt und muss ihren Angreifer verletzt haben. Nicht weiter ungewöhnlich. Sie war immerhin eine Wölfin, die können ganz schön zurückschlagen. Doch dann fiel mir auf, dass ich die DNA des Angreifers schon mal vor mir hatte. Aiden gab mir einige Tage zuvor schon ein paar Proben. Wie sich herausgestellt hat, hat einer von denen die Frau getötet“, erklärte ich weiter. Die beiden Männer waren mehr als erstaunt über meine Entdeckung und vermutlich auch ein wenig schockiert. Es war also doch richtig gewesen, hierher zu kommen und ihnen so schnell wie möglich alles zu berichten. Ich atmete einmal tief durch und wartete, jetzt ein wenig ruhiger.

Magnus schien kurz nachzudenken, nahm dann die Schultern zurück und ging zurück in das Zimmer, aus dem wir gekommen waren. Da auch sein großer Freund ihm folgte, tat ich dasselbe. Der Vampirrat lief zum Fenster und starrte hoch konzentriert hinaus.

Mir war nicht ganz klar, was hier gerade ablief, doch irgendetwas musste geschehen sein, denn kurze Zeit später schlüpfte ein gut gekleideter Fremder ins Zimmer und grinste von einem Ohr zum anderen.

„Was sollte das denn werden?“, fragte ihn Walker.

„Magnus hat gesagt, ich soll mich unauffällig reinschleichen.“

„Und das war unauffällig?“

Der Neuankömmling überlegte kurz und nickte dann selbstgefällig. Dann wandte sich Magnus wieder mir zu. Irgendwie hatte ich gehofft, sie würden mich einfach vergessen und mit meinen Ergebnissen gehen, doch so viel Glück hatte ich offenbar nicht. Wie gewöhnlich.

„Ich danke Ihnen vielmals, dass Sie uns geholfen haben, Chris. Wenn sie jemals etwas brauchen sollten, können Sie sich jederzeit an den Rat der Vampire wenden. Wir stehen in Ihrer Schuld.“

Ich konnte nicht anders. Ich riss die Augen auf und glotzte ihn erstaunt an.

„Abgefahren ... Ich meine, danke, das ist sehr freundlich“, brachte ich geradeso heraus und schob meine Brille auf meiner Nase hin und her. Eine nervöse Angewohnheit, die ich einfach nicht loswurde.

Magnus nickte mir noch einmal zu, dann verließen die Männer gemeinsam den Raum. Meine Schultern sackten erleichtert herab und ich löste meine verkrampften Finger aus dem Leder meiner Tasche. Ich hatte nicht bemerkt, dass ich mich die ganze Zeit so verspannt hatte. Das tat ich für gewöhnlich nie, bis meine Muskeln anfangen zu zittern.

„Was machst du denn hier?“

Ich erschrak und stieß ein lautes Quietschen aus. Und schon war die Verspannung wieder da – jetzt sogar noch ein wenig schlimmer als zuvor. Sam stand ganz nah hinter mir und sah mich irritiert und ein wenig verlegen an, wie ich mit Genugtuung feststellte. Dazu hatte er auch allen Grund.

„Ich habe Magnus etwas gebracht, und nun gehe ich wieder.“

Ich drehte mich zur Tür, schaffte es jedoch nicht einmal, einen Schritt zu machen, ehe Sam mich auch schon am Arm packte und aufhielt.

„Chris, warte. Ich würde gern mit dir reden. Mich entschuldigen für das, was damals passiert ist.“

Er sah mich beinahe flehend an. Seine Entschuldigung wirkte ehrlich und echt. Ich glaubte ihm natürlich kein Wort.

„Was genau meinst du?“, fragte ich unschuldig, als wüsste ich nicht, wovon er sprach.

„Du weißt genau, was ich meine“, sagte er sanft und fuhr sich mit den Händen durchs Haar.

*Er will es also nicht aussprechen? Dann tue ich es für ihn.*

„Ohhh, du meinst, dass du mich erst gevögelt hast, um an Informationen aus einem meiner Fälle zu kommen und mich danach weggeworfen hast wie ein benutztes Taschentuch? Jetzt fällt es mir wieder ein. Nein, ich werde dir das nicht verzeihen und jetzt entschuldige mich. Ich habe Besseres zu tun, als hier mit dir meine Zeit zu vergeuden.“

Noch einmal ließ ich mich nicht von ihm aufhalten. Ich registrierte aber mit

einer gewissen Befriedigung seinen reuevollen Gesichtsausdruck und den Funken Schmerz dahinter, als ich mich abwandte. Sollte er doch leiden.

Mir taten meine Worte nicht leid. Ich hatte schon so lange auf eine Gelegenheit gewartet, sie ihm an den Kopf zu werfen, dass es einer Form von Therapie gleichkam, sie jetzt auszusprechen. Jedes einzelne Mal, wenn wir uns in den vergangenen Monaten zwangsweise begegnet waren, hatte ich sie ihm entgegenschmettern wollen.

Ich atmete ruhig weiter, lief zu meinem Wagen und startete den Motor. Es wurde Zeit, Redlake den Rücken zu kehren und nie mehr zurückzublicken – nie mehr zurückzukehren, zu dem Mann, der mir so viel Kummer bereitet hatte. Ich schüttelte den Kopf über meine eigene Theatralik und konzentrierte mich wieder auf die Straße.

*Himmel, Mädchen! Hör auf, diese Groschenromane zu lesen.*

Ich war noch nicht besonders weit gekommen, als mir völlig unerwartet eine große Gestalt in den Weg sprang. Ich schrie auf, riss das Lenkrad herum und trat kräftig auf die Bremse. Ich kam gerade noch rechtzeitig seitlich neben einem großen, breitschultrigen Mann zum Stehen, der unbestreitbar ein Vampir war. Seine Aura war jedenfalls nicht die eines Menschen. Er beugte sich etwas hinab und sah seelenruhig durch das Beifahrerfenster.

„Sind Sie die Gerichtsmedizinerin?“, fragte er mich und starrte mich weiter mit diesen harten, unmenschlichen Augen an.

Ich wollte ihm ein deutliches *Nein!* entgegenbrüllen, aber das hätte wohl nichts genützt. Meine Tasche lag auf dem Beifahrersitz und meine Zugangskarte samt Ausweis für die Gerichtsmedizin lagen obenauf. Also nickte ich und sah ihn fragend an.

„Mr. Steinn hat mich gebeten, Sie zu holen. Es gibt ein Problem, bei dessen Lösung wir Ihre Hilfe gebrauchen können.“

*Oh oh!*

## Sam

Was hatte Christina bloß hier zu suchen? Vor dem Altar, mitten in einer Unterhaltung mit meinem Bruder, hatte ich ihren Duft aufgefangen und ehrlich geglaubt zu fantasieren, wie schon so oft in den letzten neun Monaten.

Doch als ich diesmal wie ferngesteuert ihrem feinen, zart blumigen Geruch gefolgt war, hatte ich sie tatsächlich hier im Gemeinschaftsraum angetroffen – hier, in meinem Zuhause. Ich war im ersten Moment überglücklich gewesen, meine innere Bestie hatte geschnurrt wie ein kleines Miezekätzchen bei der Aussicht, ihr nahe sein zu können. Im zweiten Moment allerdings war ich rasend vor Eifersucht gewesen, denn ich nahm auch den Geruch von Walker, Magnus und Max im Zimmer wahr.

Was war bloß los mit mir? Und was zum Teufel ging hier vor?

Ich würde noch früh genug eine Erklärung von den drei Männern bekommen, doch erst nach der Zeremonie. Aiden war so angespannt wie noch nie und ich würde ihm den Tag nicht durch eine Eifersuchtsszene ruinieren.

Christina ...

Sie hatte mir gerade deutlich zu verstehen gegeben, dass ich für sie nichts weiter als eine schlechte Erinnerung war. So sehr es auch schmerzte, es zugeben zu müssen, sie hatte Recht. Ich hatte sie fallen lassen. Ich war ein totaler Idiot gewesen und die Reue, die ich jetzt empfand über die Art, wie ich es zu jener Zeit beendet hatte, machte es nicht besser.

Ich würde sie für den Moment vergessen und an die Seite meines Bruders zurückkehren, um diesen wichtigen Tag mit ihm zu feiern und hoffentlich zu verhindern, dass etwas Schlimmes geschah. Doch schon sehr bald würde ich sie zwingen, mir zuzuhören.

Das stand außer Frage.

Sobald die Musik einsetzte und die Frauen auf der Bildfläche erschienen – ausstaffiert wie Miss Piggy von den Muppets in knallengen rosa Satin, mit Rüschen und Schleifen über ihren Hintern –, konzentrierte ich mich wieder auf meine Aufgabe als Trauzeuge. Ich hatte Aiden noch nie so gesehen, so kurz vor einer Ohnmacht.

Mein großer Bruder war aufgeregt wie ein kleiner Junge vor Weihnachten und Ostern zusammen.

Er starrte gebannt an den Brautjungfern vorbei, ignorierte das Gekicher aus der Zuschauer Menge und konzentrierte sich auf die Türen, die in den Gemeinschaftsraum führten. Dort, ganz in Weiß und am Arm ihres Stiefvaters,

erschien Sarah, die es scheinbar kaum erwarten konnte, zu ihrem Zukünftigen zu gelangen.

Ein seliges Lächeln auf den Lippen hatte sie deutlich Mühe, den Takt der Melodie zu halten, nicht auf den Altar zuzurennen und ihren Vater dabei hinterher sich herzuzerren. Was ihr, dank ihrer neuen Stärke, auf jeden Fall gelingen würde.

Sie sah bezaubernd aus und nicht zum ersten Mal beneidete ich Aiden um sein Glück. Nicht, dass er mit Sarah zusammen war. Ich empfand für die Gefährtin meines Bruders nicht mehr als geschwisterliche Zuneigung, aber ich neidete ihm seine Verbundenheit mit ihr.

Verbundenheit ...

Ich blickte kurz zu Boden und versuchte, meine Gedanken wieder in eine andere Richtung zu lenken. Sie drifteten gerade wieder dorthin, wo ich sie nicht haben wollte. Nicht heute jedenfalls.

„... hier versammelt, um diesen Mann und diese Frau in den heiligen Bund der Ehe ...“

Jensens Freund und Adlergestaltwandler Mike begann mit den traditionellen Worten und sprach anschließend den Segen. Er war kein Geistlicher der Kirche – das wäre auch merkwürdig gewesen bei einer Nachtwesenhochzeit, bei der niemand den christlichen Gott anbetete –, sondern ein Standesbeamter, der Jensen noch einen Gefallen schuldig war.

Er hatte sofort zugestimmt, die Trauung durchzuführen, obwohl die Anfrage sehr kurzfristig gekommen war. Als er zu den Gelübden kam und Aiden zu sprechen begann, konnte Sarah nicht länger an sich halten.

Seine Worte brachten sie nun doch dazu, die eine oder andere Träne zu vergießen. Und auch Aiden blieb nicht unberührt, als Sarah leise und mit zitternder Stimme von ihrem Glück sprach, ihn gefunden zu haben – ihren Seelenverwandten.

Ich freute mich für die beiden, konnte aber auch nicht anders, als über mein eigenes Glück nachzudenken. Schon wieder. Diese verdammte Frau – diese kleine Ärztin, die sich wie eine chronische Erkrankung einfach in meinem System festgesetzt hatte, sich eingenistet hatte in meinen Verstand.

Sogar jetzt konnte ich sie vor mir sehen, dieses niedliche kleine Ding mit ihrem lächerlich großen Sweatshirt in der Farbe von Blutorangen und dem Trenchcoat, der wie ein Sack an ihrem Körper hinabhing und ihre Konturen vor allzu neugierigen Blicken verbarg.

Moment mal!

Dort stand sie tatsächlich. Sie beobachtete aus einiger Entfernung das Geschehen und unterhielt sich leise mit einem Vampir, der sie am Arm festhielt. Meine

Bestie heulte empört auf, ich brauchte meinen ganzen eisernen Willen, um nicht dort hinüberzurennen, ihn von ihr wegzuzerren und ganz langsam mit meinen Krallen auseinanderzunehmen.

Sie schien jedenfalls keine Angst vor dem Kerl zu haben, das war der einzige Grund, warum ich nicht schon längst auf dem Weg zu ihnen war. Wer war das? Kannte ich ihn? Ich musste Andry nach ihm fragen, nur für den Fall, dass ich ihn wirklich auseinandernehmen musste.

Ich streckte meinen Hals, um besser sehen zu können und ertete einen Rippenstoß von Jensen, der mich stirnrunzelnd beobachtete. Ich schüttelte den Kopf und sah wieder zum Brautpaar, das sich nun einem etwas zu aufreizenden Kuss hingab.

*Die beiden brauchen dringend ein Zimmer ... für eine Woche, oder so.*

Die Gäste klatschten Beifall, sobald sich die Eheleute voneinander trennten und erhoben sich. Sarah und Aiden schritten Arm in Arm den Gang zwischen den Stuhlreihen entlang und begaben sich auf die Terrasse, wo bereits Champagner zum Anstoßen ausgeschenkt wurde.

Ich hielt es keine Sekunde länger aus. Meine Beine führten mich automatisch weg von der Hochzeitsgesellschaft zu Christina, die mein Kommen sofort bemerkte und die Augen aufriss. Bevor ich dem Penner sagen konnte, dass er seine dreckigen Finger von ihr nehmen sollte, begann sie zu erklären.

„Ich wollte eigentlich nicht zurückkommen, aber David hier sagte, dass Magnus meine Hilfe noch einmal braucht. Also bin ich hier. Obwohl es mir lieber wäre, wenn ich woanders warten könnte. Ich will hier keine Unruhe stiften und ihr seid, wie ich sehe, alle ziemlich beschäftigt.“

Sie sah sich nervös um, während sie sprach, als erwarte sie jeden Moment, wie ein unerwünschter Eindringling hinausgeworfen zu werden.

„Chris, beruhige dich. Wenn Magnus deine Hilfe braucht, dann wird das schon seine Bewandnis haben.“ Ich sah mich nach hinten um. Magnus hatte uns bemerkt und kam auf uns zu, allein. „Kannst du mir erklären, was hier los ist, zum Teufel?“

Der Vampir reagierte ruhig und gelassen auf meinen Ausbruch und erklärte vorsichtig.

„Wir waren vorhin aufgrund einiger Informationen, die wir von Chris erhalten haben, in der Hütte bei unseren finnischen Gästen. Sie sind beide tot. Deshalb habe ich sie zurückholen lassen. Ich wollte niemanden beunruhigen, nicht jetzt.“

*So ein verdammter Mist!*

„Wie schlimm ist es?“

„Sie wurden abgeschlachtet.“

„Und die Wachen?“

Magnus deutete auf den Vampir, der Chris' Arm noch immer festhielt. Ich starrte seine Hand mit einem – wie ich annahm – fast manischen Ausdruck an, bis er sie langsam fortnahm.

„David war einer von ihnen. Er und der Wolf, der ebenfalls eingeteilt gewesen war, haben nichts gesehen oder gehört. Und bevor du etwas sagst, ich habe sie von Max durchleuchten lassen. Sie haben tatsächlich nichts von dem Massaker mitbekommen.“

Er hatte Recht, ich hatte etwas dazu sagen wollen. Über idiotische Vampirwachen, die extrem inkompetent waren und sich Freiheiten herausnahmen, die ihnen nicht zustanden – verkniff es mir aber für den Moment.

„Na schön. Was machen wir?“

„Im Moment können *wir* nicht viel tun. Chris, wenn Sie so freundlich wären, uns ihr Fachwissen ein weiteres Mal zur Verfügung zu stellen, dann wird David sie zur Hütte führen, solange dort alles noch frisch ist.“

Chris nickte und folgte dem Vampir auf die andere Seite des Gebäudes. Mir gefiel das nicht. Ich wollte nicht, dass sie mit dem Typen allein war, aber mich vorzeitig von der Feier zu verabschieden, war auch nicht möglich.

Das Dinner würde bald beginnen und ich hatte eine Rede zu halten, abgesehen davon waren wir immer noch damit beschäftigt, unter den Ratsmitgliedern einen Schuldigen zu suchen. Also sah ich gezwungenermaßen dabei zu, wie Chris mir den Rücken zuwandte und mich erneut stehen ließ.

„Ich weiß zwar nicht, was da zwischen euch beiden läuft, aber es gibt im Moment Wichtigeres. Wir müssen dafür sorgen, dass niemand hiervon erfährt, vor allem nicht unsere hohen Gäste“, sagte Magnus belehrend und deutete auf die anderen, die sich auf der Terrasse amüsierten.

Er hatte natürlich Recht. Mein angespanntes Verhältnis zu der kleinen Gerichtsmedizinerin hatte Zeit. Diese neue Entwicklung allerdings nicht.

„Woher weißt du, dass etwas zwischen uns läuft?“, fragte ich ehrlich neugierig, vor allem, da ich mir solche Mühe gab, mir in ihrer Gegenwart nichts anmerken zu lassen.

„Machst du Witze? Ich habe es bemerkt, als wir bei ihr im Leichenschauhaus waren. Du hast sie sehnsüchtig angesehen und sie hat versucht, es nicht zu tun. Es war offensichtlich, dass da eine Geschichte dahintersteckt“, antwortete er und ließ mich stehen.

So viel zu meinen Bemühungen, mir nichts anmerken zu lassen. Ich folgte ihm zurück zu den anderen und setzte ein falsches Lächeln auf. Ich hatte für heute genug davon, so zu tun, als ob.

## Max

Magnus unterhielt sich leise mit Chris, Sam und dem Vampir, der vor der Hütte die Wachsicht übernommen hatte. Ich behielt derweil die Gäste im Auge und versuchte zu erfahren, ob einer von ihnen etwas bemerkt hatte. Sie waren zu abgelenkt damit, dem Brautpaar zu gratulieren und achteten gar nicht darauf, was sich am Rand des Geschehens ereignete.

So weit, so gut.

Sobald Chris und der Vampir verschwanden und Magnus sich mit Sam wieder zu uns gesellte, machte ich mit meiner heimlichen Aufgabe weiter. Ich durchstöberte die Köpfe der Anwesenden nach Anhaltspunkten. Ein Nebenaspekt meiner Gabe war, dass ich einen Geist umso leichter erreichen konnte, wenn ich schon einmal in ihm gewesen war.

Es fiel mir mittlerweile schon zu leicht, in die Köpfe der Ratsmitglieder einzutauchen, wobei ich Mitsukos Geist immer nur sporadisch einen Besuch abstattete. Ihre Gedanken waren viel zu sehr auf mich gerichtet, um wirklich hilfreich zu sein.

Cevendish war ein ganz anderes Kaliber. Der Mann dachte wirklich nur an eines – sich selbst. Es folgte eine Lobeshymne nach der anderen, wobei es ihm hauptsächlich um seine Stellung, seinen Besitz und sein Aussehen ging. Er war definitiv jemand, der sich mit den Angriffen brüsten würde, was mich in meiner Meinung bestärkte, dass er nichts damit zu tun hatte. Vor allem, da er die meiste Zeit damit verbrachte, über seinen Körper nachzudenken – nackt!

*Das einmal zu sehen, war schon zu viel, herzlichen Dank auch!*

Ich war noch nie einem Menschen begegnet oder in diesem Fall Werwolf, der sich mehr liebte als dieser Mann. Ich schüttelte den Kopf und suchte nach Hedwiga Dooley. Sie war mir am sympathischsten und ich hoffte wirklich, dass nicht sie hinter den Angriffen steckte.

Sie hatte einen bissigen Humor, den sie sich in den Straßen von Dublin angeeignet hatte und nur zu gern auf Kosten ihrer Ratskollegen zum Besten gab. Es war jedenfalls auffällig, wie oft sie an ihre Heimat und die Menschen dort dachte.

Sie vermisste ihr Zuhause, sie lebte nun schon seit mehreren Jahrzehnten in New York – weit entfernt von Irland. Ich konnte mir jedenfalls nicht vorstellen, dass sie dem hier ansässigen Rudel, den Platz streitig machen wollte.

Nassim Boulani war wohl das mysteriöseste von allen Ratsmitgliedern. Seine Gedanken waren irgendwie seltsam – beinahe verschwommen. Als seien sie zu

schnell, um von meinem einfachen menschlichen Gehirn erfasst zu werden.

Er schützte sich nicht gegen meinen Zugriff, da war ich mir sicher, weder mit einer mentalen Blockade noch mit Magie, wie Dorian Wade es getan hatte. Seine Erinnerungen waren einfach zu schnell wieder in den Tiefen seines Unterbewusstseins verschwunden, um sie einzufangen zu können. Ich hatte so etwas noch nie erlebt und das bereitete mir Sorge. Wenn ich sie nicht richtig sehen konnte, könnte mir etwas Wichtiges entgehen.

Ein Arm schlang sich überraschend von hinten um meine Schultern und ein Gesicht erschien neben meinem. Ich erstarrte kurz, bis ich merkte, dass es Aitana war. Mein Körper lehnte sich, sobald ich die Frau erkannte, praktisch wie von selbst gegen ihren.

*Was zum Teufel?*

Ich ging wieder auf Habachtstellung und schüttelte das seltsame Gefühl der Sicherheit ab, dass sie mir vermittelte. Ich war nicht sicher bei ihr, was dachte ich mir da bloß?

„Mach dir nicht die Mühe. Keiner von ihnen steckt hinter den Angriffen“, sagte sie und streichelte mit ihren rotlackierten Nägeln verführerisch über mein Schlüsselbein.

„Was macht dich so sicher?“

„Ich habe auch meine Talente. Eines davon ist es, Arschlöcher zu erkennen.“

*Muss eine interessante Gabe sein.*

„Und die Werwolfräte sind keine Arschlöcher?“

„Oh, doch. Jeder Einzelne von ihnen. Aber es sind keine gefährlichen Arschlöcher. Sondern nur Wald- und Wiesenarschlöcher. Ihr habt eure kleine Party hier also umsonst veranstaltet.“

„Und du meinst, die innige Verbindung und Liebe zwischen Sarah und Aiden sei kein guter Grund, um eine Hochzeit zu veranstalten?“

„Ach ja, die Liebe“, sagte sie und zog das i in Liebe in die Länge. „Ich muss zugeben, ich hätte fast ein Tränchen verdrückt, als es an das Jawort ging. Konnte mich dann aber gerade noch zusammenreißen“, meinte sie trocken und nippte an ihrem Glas. Diesmal Rotwein, der Farbe nach zu urteilen.

*Das war doch Rotwein, oder?*

„Was machst du dann noch hier, wenn du der Meinung bist, sie seien unschuldig?“, fragte ich ehrlich neugierig.

Selbst die anderen Ratsmitglieder hatten eigentlich nicht mit ihrem Erscheinen gerechnet. Und als sie dann doch auftauchte, waren alle der Meinung gewesen, dass sie wegen Magnus gekommen war. Doch sie machte keinerlei Anstalten, sich ihm zu nähern. Also was tat sie hier?

„Weißt du, mir war langweilig. Und wenn mir langweilig ist, mache ich oft ganz

furchtbare Dinge, um mir die Zeit zu vertreiben ... zum Beispiel kleine Hundewelpen quälen oder Kleinkindern ihre Lutscher klauen.“

Diese Frau hatte einen seltsamen Sinn für Humor. Und was noch merkwürdiger war – er gefiel mir. Ich ahnte natürlich, dass sie aus einem anderen Grund hier war. Nur ein kurzer Blick auf den ersten Gedanken, der an der Oberfläche ihres Bewusstseins vorbeirauschte, genügte, um meinen Verdacht zu bestätigen. Ich hatte ihren Beweggrund schon gestern Abend aufgeschnappt und versprochen, nichts zu verraten. Allerdings nur, solange dieser Grund nicht zur Bedrohung für meine Familie wurde.

Ich fasste nach ihrer Hand, schnappte mir ihre Finger und tat etwas vermutlich sehr, sehr Dummes. Aber mir war einfach danach, ihr ein wenig Trost zu spenden. Ich küsste ihre Fingerspitzen, drehte mich zu ihr und sah sie mitfühlend an.

„Du lügst. Du vergisst, dass ich in deinem Kopf war, Aitana. Ich habe es gesehen. Vor mir brauchst du nicht die eiskalte und gefühllose Vampirin zu spielen. Wir wissen es beide besser.“

Ihr Gesicht wurde zu einer ausdruckslosen Maske. Sie entzog mir ihren Arm, stellte sich ganz nah an meine Brust und sah mir starr ins Gesicht.

„Wir hatten eine Abmachung. Kein Wort, zu niemandem. Oder Mitsuko Sais Bettspiele werden dein kleinstes Problem sein.“

Mit diesen Worten drehte sie sich um und ging auf das Brautpaar zu, entweder, um ihm zu gratulieren oder ein paar Beleidigungen an den Kopf zu werfen. Es war beides sehr gut möglich.

Ich entschied mich in genau diesem Moment, in dem sie steif und mit würdevoll zurückgezogenen Schultern vor Sarah und Aiden stand, ihr zu helfen, aus ihrer Misere herauszukommen. Auch wenn ich keine Ahnung hatte, wie ich das anstellen sollte. Zuerst brauchte ich mehr Informationen.

## Aitana

Diese verdammten Hexen mit ihrer verdammten Neugierde. Ich wusste nicht genau, wie viel der Hexer gesehen hatte, aber mir war klar, dass es genug war, um mich bei Andry anzuschwärzen. Mir blieb deshalb im Moment nichts anderes übrig, als mich an unser Abkommen zu halten und zu versuchen, ihm weitestgehend aus dem Weg zu gehen.

Mitleid!

Das hatte ich in seinen Augen gesehen. Ich hasste es so, angestarrt zu werden. Seit beinahe eintausend Jahren hatte mich niemand mehr so angesehen. Begierig, neidisch, hass erfüllt und vor Angst zitternd vielleicht, aber nicht mitleidig. Ich würde ganz bestimmt nicht herumstehen und mich von so einem kleinen, sterblichen Hexer bemitleiden zu lassen.

Ich gratulierte dem Brautpaar und machte mich auf den Weg zurück zum Haus. Mein Gästezimmer lag glücklicherweise auf dieser Seite des Gebäudes, was es mir ermöglichte, alles von oben zu beobachten und den Hexer im Auge zu behalten, wenn es sein musste.

Ich hielt mich immer an meine Abmachungen, ob sie mir zuwider waren oder mich das Leben kosten würden. Außerdem war ich für die Dauer der Feierlichkeiten schließlich sein Bodyguard.

*Würg!*

Ich beschleunigte meine Schritte, konnte es kaum erwarten, wieder allein zu sein, weit weg von all den fröhlichen Menschen mit ihrem noch fröhlicheren Lächeln. Als ich den Eingang des Gebäudes beinahe erreicht hatte, ließ mich ein wohl bekannter Duft in der Luft, herumfahren.

*Bei allen Göttern, was kam jetzt?*

Ich starrte auf den Weg, den ich letzte Nacht mit Max genommen hatte, um zu den Garagen zu gelangen und legte den Kopf schief. War das Blut? Vermischt mit anderen Körpersäften? Nur eines konnte so riechen – der Tod.

Ich sah zum Haus und dachte kurz nach, dann öffnete ich die große Flügeltür, um ins Innere zu sehen. Niemand war da, sie waren vermutlich gerade beim Anschneiden der gigantischen Hochzeitstorte. Doch bei dem metallisch-fauligen Geruch, der in der Luft lag und immer stärker wurde, würde das nicht mehr lange so bleiben.

Ich verschloss die Tür wieder, schloss meine Augen und konzentrierte mich nur noch darauf, der Spur zu folgen, die in meiner Nase kitzelte. Mein Instinkt übernahm die Kontrolle. Meine Beine setzten sich praktisch von selbst in

Bewegung.

Ich folgte dem Weg zu den Garagen für eine Weile, dann wandte ich mich nach rechts. Der Geruch wurde stärker – wurde mir vom Wind direkt entgegengetragen und schon bald kam ich meinem Ziel immer näher.

Schließlich erkannte ich, auf welchen Ort ich mich zubewegte. Hier in der Nähe hatten wir vor einigen Wochen Dorian Wades Scheiterhaufen errichtet. Hier befand sich auch die Hütte, in der er zuvor gefangen gehalten worden war.

Da ich nun wusste, wohin ich gehen musste, lief ich schneller. Die Absätze meiner hochhakigen Schuhe versanken hin und wieder im moosigen Untergrund, was ich geflissentlich ignorierte.

Nun überwältigte mich das Aroma beinahe. Die Ausdünstungen verwesender Körper, Angstschweiß und Panik lagen in der Luft. Dann roch ich noch etwas anderes und begann zu rennen.

Feuer!

Ich sprang über umgefallene, morsche Baumstämme hinweg und unter tief hängenden Ästen hindurch. Auf der kleinen Lichtung angekommen, schlug mir die Hitze eines Infernos entgegen. Die Hütte brannte lichterloh. In nur wenigen Minuten würde nichts mehr von ihr übrig sein. Das kam mir seltsam vor, schließlich war sie aus massiven Holzbalken gezimmert worden und dürfte daher nicht so schnell niederbrennen.

Etwas weiter entfernt lag ein verbrannter Körper, der immer noch zuckte. Eine blonde Frau beugte sich über ihn und versuchte offenbar, ihn am Leben zu halten. Ein Vampir stand schützend neben ihr und telefonierte mit aufgeregter Stimme. Über den Lärm des Feuers hörte ich ihn die Namen Magnus, Walker und Cameron in einem Satz aussprechen und wusste, dass die Hochzeit gerade ihr Ende gefunden hatte.

„Kann mir jemand erklären, was hier los ist?“, brüllte Cameron und lief wie ein gefangener Löwe in seinem Arbeitszimmer auf und ab.

Seine frischangetraute Braut versuchte, ihn mit sanften Worten zu beruhigen. Vergeblich!

Camerons Laune war in den letzten zehn Minuten von himmelhochjauchzend zu stinkwütend umgeschlagen. Ich konnte es ihm nicht verdenken. Jemand hatte auf seinem Land ein Gebäude und einen seiner Männer in Brand gesteckt, der sich jedoch dank der Hilfe der Menschenfrau wieder auf dem Weg der Besserung befand – auch wenn die Heilung der Brandwunden noch eine Weile dauern würde. Er würde es wenigstens überleben.

Zuerst waren Magnus, Walker und Andry – angelockt durch die hohen Flammen – bei der Hütte aufgetaucht und nur ein paar Minuten später auch der ganze Rest.

Noch während die letzten Holzreste verglühten, hatten die Werwolfältesten eine Erklärung verlangt. Eine Erklärung, die man ihnen nicht bieten konnte. Jedenfalls nicht vollständig, denn Cameron und die anderen konnten den Ratsmitgliedern noch immer nicht trauen.

Victoria Cameron hatte in ihrer ruhigen und besonnenen Art den Grund für die Hochzeit und ihrer aller Anwesenheit genannt und versucht, logische Argumente für ihr Vorgehen hervorzubringen. Doch die Ältesten waren verständlicherweise nicht erfreut darüber, verdächtigt worden zu sein.

Ganz und gar nicht erfreut.

Cevendish war sofort abgereist. Diesen Affront konnte er – (*seine Worte, nicht meine*) – nicht auf sich sitzenlassen, denn schließlich war er jahrelang ein hohes und wertgeschätztes Mitglied im House of Lords gewesen – sogar über mehrere Generationen hinweg. Seiner stolzen Auffassung nach hatte jemand wie er es nicht nötig, auf solche unfairen Mittel zurückzugreifen.

*Wäh wäh wäh, armes Baby!*

Auch Nassim Boulani war gegangen, allerdings ohne eine lange Erklärung abzugeben oder zu keifen wie ein altes Waschweib. McDougal hatte nur schadenfroh gegrinst und sich auf sein Zimmer zurückgezogen. Auch wenn ich nichts mit Camerons Rudel und den Hexen zu tun haben wollte, hätte ich ihm dieses Grinsen nur zu gern auf meine eigene Art aus dem Gesicht entfernt.

Ich hasste Männer wie ihn. Sie gingen über Leichen, um an ihr Ziel zu kommen, und ließen dabei jeden zurück – sogar die, die ihnen eigentlich nahestanden. McDougal würde seine Nichte, die wie eine Klette an ihm hing, sofort opfern, wenn es ihm irgendetwas einbringen würde. Daran hatte ich keinen Zweifel.

Mitsuko und Hedwiga blieben und hörten sich Victorias Erklärung bis zum Schluss an. Sie waren natürlich nicht froh darüber, aber wenn sie ganz ehrlich waren, hätten sie sich – nach den Informationen, die das Rudel besaß – auch für verdächtig gehalten. Sie passten ins Profil, wie man bei den Ermittlungsbehörden dieses Landes so schön sagte.

Hedwiga beruhigte sich jedenfalls schnell wieder und stellte weiter interessiert Fragen, Mitsuko hörte lediglich zu, das Gesicht eine eiserne Maske der Selbstbeherrschung. Sie würden wahrscheinlich bleiben und ihre Hilfe anbieten. Wenn es eines gab, was ich in den letzten Wochen über die Werwölfe gelernt hatte, dann war es ihr Unvermögen, sich aus den Angelegenheiten anderer rauszuhalten.

Dadurch gewann das San-Francisco-Rudel jedoch zwei weitere Mitstreiter, die sie weiß Gott, gebrauchen konnten. Magnus unterbrach mit einem weiteren Schlichtungsversuch meine Gedanken.

„Wir wollten die Feier nicht unterbrechen, Aiden, deshalb haben wir nichts

gesagt. Mit dem Feuer konnte schließlich niemand rechnen. Wir haben deinen Mann bei der Hütte gelassen, damit der Tatort nicht unbeabsichtigt kontaminiert wird, bis wir Gelegenheit hatten, ihn zu untersuchen. Wie es zu dem Feuer kommen konnte, wissen wir nicht. Wir werden warten müssen bis ... ähm ...“

„Sein Name ist James. Bis James wieder bei sich ist, schon klar. Na gut. Ihr wart also vor dem Feuer in der Hütte. Was habt ihr gesehen?“

„Im Grunde nur die zerstückelten Leichen von Rik und seinem Bruder Mattias. Nachdem wir von Chris erfahren hatten, dass Mattias an der Ermordung von Riks Frau beteiligt gewesen ist, sind wir sofort zur Hütte gegangen, um eine Erklärung zu verlangen.

Dort angekommen stand bereits fest, dass etwas passiert sein musste. Die Tür war offen und David und James stritten sich. Sie hatten den Mord bemerkt, aber erst, nachdem alles schon lange vorbei war.

Sie haben nichts gesehen oder gehört. Max hat ihre Gedanken überprüft. Bei der Brutalität, mit der vorgegangen worden ist, mit der die Männer praktisch zerrissen wurden und dem Gestank nach, der später den kleinen Raum verpestet hat ...“ Magnus machte eine kurze Pause, um seine Gedanken zu sammeln. „Es ist einfach sonderbar, dass die Sinne eines Werwolfs und eines Vampirs derartig ausgetrickst werden konnten.“

Er griff in seine Hosentasche und zog sein Smartphone heraus.

„Ich habe ein paar Fotos gemacht, bevor wir zur Party zurückgekommen sind. Das ist alles, was wir haben. Das Feuer hat erstaunlich heiß gebrannt und hat sehr wahrscheinlich alle Hinweise zerstört.“

Er reichte das Telefon an den Alphawolf weiter und verschränkte seine Arme.

„Was bedeutet K-A-S?“, fragte dieser nun stirnrunzelnd. „Er hat die Buchstaben bestimmt nicht umsonst in den Boden gekratzt.“

Bei diesen Worten begann mein Herz plötzlich, mein Blut doppelt so schnell durch meinen Körper zu pumpen und unter meiner Haut wurde es unerträglich heiß. K-A-S? Nein, nein, das konnte nicht sein. *Sie* konnte nicht dahinterstecken. Oder doch? Mein Gehirn stellte sofort die Verbindung her und konnte diese nicht länger ignorieren.

Ich sah mich auf der Suche nach Max im Zimmer um. Er stand in der Nähe der Zimmertür, an ein Regal gelehnt und lauschte der Unterhaltung. Als hätte er meinen Blick gespürt, drehte er sein Gesicht zu mir. Nur ein paar kleine Falten auf seiner Stirn verrieten seine Verwirrung, dann kam der Moment, in dem ihm klar wurde, woran ich gerade dachte und er verstehend und gleichermaßen schockiert die Augen aufriss.

*Kasiapha?*, formte er lautlos mit den Lippen.

Was sollte ich ihm antworten? Ja, die verdammte Schlampe, die mein Leben in

der Hand hat, ist gerade dabei, euch euer Leben zur Hölle zu machen. Ich war mir dessen nicht sicher, doch die Möglichkeit bestand natürlich. Zuzutrauen wäre es diesem Miststück jedenfalls. Ich zuckte also mit den Schultern und schüttelte den Kopf.

Der Hexer gab sich damit natürlich nicht zufrieden. Er verzog das Gesicht und zeigte drängend auf Aiden und Magnus, die, mittlerweile über das Smartphone gebeugt, neben dem Schreibtisch standen und darüber diskutierten, was auf den Fotos zu sehen war. Er wollte, dass ich den anderen von *ihr* erzählte.

Selbst wenn ich das wollte, so konnte ich es nicht. Sobald ich ihren Namen in der Absicht aussprach, unsere Abmachung zu verraten, würde ich sterben. Ich konnte das nicht riskieren. Ich schüttelte nur den Kopf, kniff die Augen konzentriert zusammen und schickte meine Gedanken in seine Richtung, in der Hoffnung, dass er sie hören würde.

*„Kannst du mich hören?“*

*„Ja. Aitana, du musst ihnen davon erzählen. Das kann doch kein Zufall sein, dass ein Sterbender diese Buchstaben in den Boden ritzt, kurz bevor er von einer unsichtbaren Macht in Stücke gerissen wird, die niemand sehen, riechen oder hören kann. Sag es ihnen!“*

*„Wir haben eine Abmachung, Hexer. Wage es nicht diese zu brechen. Nicht, bevor ich nicht bereit bin.“*

*„Also wirst du es ihnen sagen. Aber wann? Es könnten noch mehr sterben.“*

*„Halt endlich den Mund, Mensch! Du kennst nicht alle Fakten.“*

*„Prima!“, brüllte er mir mental entgegen. „Dann wird es Zeit, dass ich alles erfahre. Wir treffen uns heute Nacht um ein Uhr in der Garage. Und wehe, du kommst nicht. Dann ist unsere Abmachung hinfällig. Ich werde nicht zulassen, dass meine Familie weiterhin in Gefahr schwebt.“*

Damit war unsere geheime Unterredung beendet. Ich konnte direkt spüren, wie seine Gegenwart aus meinem Kopf verschwand, genau in dem Moment, als er sich von mir abwandte, um der Unterhaltung der anderen zu folgen. Plötzlich fühlte ich mich wieder allein – so allein, wie ich es in den letzten tausend Jahren gewesen war.

## Max

Die Frau machte mich wahnsinnig. Sie könnte alle unsere Fragen beantworten, alles in die richtige Richtung lenken, doch sie weigerte sich einfach. Und nur die Angst, die sie hinter einer eisernen Fassade zu verstecken versuchte, hielt mich davon ab, ihr Geheimnis hier und jetzt hinauszuposaunen.

Ich würde ihr die Möglichkeit geben, mir alles zu erklären. Dieses eine Mal jedenfalls. Wenn sie mir keine gute Erklärung liefern konnte, oder ich merkte, dass sie mich belog, dann würde ich die Sache selbst in die Hand nehmen.

Vor nicht einmal einer Stunde hatte ich die Entscheidung getroffen, ihr zu helfen und ich würde dabei bleiben. Nicht, dass ich ihr das verraten würde. Sie war ganz sicher einer von diesen Menschen, die ihren Dreck allein wegräumten.

*Tja, diesmal nicht, Schätzchen!*

Sie würde sich an den Gedanken gewöhnen müssen, dass sie jetzt einen Partner hatte.

„Moment, wo ist Chris?“, fragte Sam.

Seine Stimme nahm einen angespannten Ton an, während an seinem Kiefer ein Muskel zu zucken begann.

„Sie ist bei James. Sie kümmert sich um seine Verletzungen, solange Dr. Anderson noch nicht da ist“, antwortete sein Bruder und deutete mit dem Kopf in Richtung Tür. „Du könntest mal nachsehen, wie es um ihn steht. Er war übel zugerichtet.“

Sams Schultern sackten erleichtert herab, als er die Worte seines Bruders hörte, und machte sich sofort auf den Weg. Dann sah das Alphatier mich an.

„Max, hast du bei den anderen Räten irgendetwas in Erfahrung bringen können?“, fragte er und sah entschuldigend in Hedwigas und Mitsukos Richtung.

„Nein, oder besser gesagt, ja. Keiner von ihnen ist daran beteiligt, da bin ich mir sicher“, antwortete ich und verließ mich dabei eher auf Aitanas Einschätzung als auf das, was ich bislang aus den Köpfen der Werwölfe hatte fischen können.

Warum ich das tat, wusste ich nicht so genau. Aus irgendeinem Grund war ich mir einfach sicher, dass sie in dieser Beziehung nicht gelogen hatte. Schon wieder reagierte mein Instinkt auf ungewöhnliche Weise. Ich würde das später auf jeden Fall näher erforschen müssen, wenn ich die Zeit dafür fand.

„Dann stehen wir wieder am Anfang. Was wissen wir bis jetzt?“

Andry stellte sich zu ihm und ging alles nochmal schrittweise durch.

„Der Angriff auf das Rudelhaus war der erste Zwischenfall. Laut den den beiden Finnen hat man sie und die anderen angreifenden Wölfe zur Mitarbeit

gezwungen. Wir wissen, dass eine Menge Geld dahintersteckt und jemand, der großen Einfluss hat. Die Flugtickets der Angreifer wurden immerhin von Scheinfirmen bezahlt, die sich nicht zurückverfolgen lassen und man hat sie inkognito ins Land geschleust, damit ihre Ankunft kein Aufsehen erregen konnte.

Als Nächstes fanden wir die Leiche von Riks Frau an der Reviergrenze zu Redlake. Wie wir nun dank Christina wissen, hat Mattias – der zweite Finne und Bruder von Rik – sie getötet. Warum er das getan hat und vor allem wann, ist noch unklar.

Der zweite Angriff erfolgte auf meinen Turm, wobei es zu mehreren Opfern gekommen ist. Eine Autobombe, die von einem noch unbekanntem Werwolf direkt in den Turm gelenkt worden ist. Noch am Tatort hat ein Mitarbeiter von Ratsmitglied Cameron versucht, Magnus zu töten, was glücklicherweise durch seine Gefährtin vereitelt werden konnte.

Der nächste Zwischenfall war ein Autounfall. Magnus, seine Gefährtin und drei seiner Männer waren auf dem Weg nach Redlake, als der Wagen in einen Sattelschlepper raste. Magnus hat uns danach berichtet, dass der Fahrer noch versucht habe auszuweichen, das Auto aber nicht reagiert hat. Wir haben im Nachhinein keinerlei Spuren im oder am Wagen gefunden, die auf Sabotage hindeuten.

Darauf folgte das Attentat auf Ratsmitglied Lorelei. Eine Scharfschützin hat es unentdeckt bis auf das Land der Wölfe geschafft. Dabei wurde der Hexer Mark von einer ihrer Kugeln tödlich getroffen, als er sie beiseite stieß. Lorelei hat sich gezwungen gesehen, sein Leben zu retten, indem sie in verwandelt. Er ist nun Vampir.“

Er deutete mit seinem Kopf eine kleine Verbeugung an. Bedankte sich auf diese Weise bei meinem Freund für das große Opfer, das er gebracht hatte. Diesem schienen die Aufmerksamkeit und das Lob ein wenig unangenehm zu sein. Er versuchte, sich hinter der kleinen zierlichen Vampirin zu verstecken, was absolut lächerlich aussah.

„Und nun zu dem Vorfall in der Hütte. Man hat die beiden Gefangenen dort untergebracht, um die Trauung nicht zu stören, und hat zwei Wachen zu ihrer Bewachung dort abgestellt. James und David. David gehört zu meinem eigenen Sicherheitspersonal.

Wie mir Magnus vorhin berichtet hat, kam vor der Zeremonie Doktor Christina Willows zum Anwesen, weil sie bei ihren Untersuchungen wichtige Erkenntnisse gewonnen hat. Er fing sie ab und da berichtete sie ihm von ihren Beweisen hinsichtlich Mattias' Beteiligung an dem Mord an Riks Frau.

Als Magnus, Walker und Max den Wolf zur Rede stellen wollten, waren sie

bereits tot. Die Wachen hatten nichts gehört, gesehen oder gerochen. Nur eine Stunde später brannte die Hütte und alles, was in ihr war, nieder. Christina und David haben außerdem von einer Explosion gesprochen, die sich kurz zuvor ereignet hat. Wie es dazu kommen konnte, wissen wir noch nicht, doch sobald James wieder ansprechbar ist, werden wir es herausfinden. Habe ich etwas vergessen?“

Aiden schüttelte den Kopf und richtete nun das Wort an alle.

„Wer auch immer dahintersteckt, was auch immer er auch plant – es betrifft uns alle. Er macht keine Unterschiede bei Wölfen, Vampiren oder Hexen. Er will uns allen schaden.“ Aiden strich sich das Haar nach hinten und dachte kurz nach. „Ich finde, wir haben für heute genug Aufregung gehabt. Wir sollten uns ausruhen und morgen früh nochmal zusammenkommen. Ich bin für Vorschläge, wie wir in dieser Sache vorgehen sollten, offen. Wir haben einige der größten und klügsten Köpfe dieses Planeten hier und wer auch immer sich gerade mit uns anzulegen versucht, wird es noch bitter bereuen.“

Man spürte deutlich die Frustration, die in diesen Worten mitschwang. Er hatte die Schnauze gestrichen voll und mir und den anderen ging es ähnlich. Sarahs Hochzeit war nun doch noch ruiniert worden. Denn keiner hatte nachdem, was gerade geschehen war, noch Lust zu feiern. Die Stimmung war umgeschlagen. Alle wirkten nachdenklich, versuchten, eine Ordnung oder einen Sinn in all dem zu erkennen – was sich aber als unmöglich herausstellte. Wenn die wüssten. Ich sah mich nach der Lösung des Problems um und erkannte, dass sie sich hinausgeschlichen haben musste. Na schön. Ich würde meine Antworten noch früh genug bekommen. Sie hatte mir eine Erklärung zugesagt und die würde ich einfordern, ob es ihr gefiel oder nicht.

# Christina

Der Körper des Wolfs war eine einzige Brandwunde. Seine Haut warf riesige Blasen, war stark gerötet und an einigen Stellen sogar verkohlt. Das Haar, das eigentlich seinen Kopf bedecken sollte, hatte sich in Asche verwandelt und war davon geweht. Beim Transport ins Rudelhaus war er vor Schmerzen ohnmächtig geworden und ich dankte Gott für diese Gnade.

Schon der Umstand, dass seine Unterarme durch die enorme Hitze und die Druckwelle der Explosion praktisch in die Oberarme hineingeschmolzen waren, wodurch er sie nicht länger strecken konnte, musste extrem qualvoll sein. Ich hoffte inständig, dass er seinen jetzigen Bewusstseinszustand noch eine Weile beibehalten würde, alles andere wäre Folter.

Es würde Wochen dauern, selbst mit seinen gesteigerten Selbstheilungskräften, den Schaden einigermaßen zu reparieren. Und einige weitere Wochen, bis er sich wieder vollständig bewegen konnte. Ein Mensch wäre auf der Stelle tot gewesen. Ein Mensch wie ich.

Nur zwanzig Meter. Zwanzig Meter und ein beherzter Stoß von David hatten mich vor diesem Schicksal bewahrt. Er war dem Befehl von Magnus gefolgt und hatte mich zur Hütte begleitet, wo ich nichts weiter hätte tun sollen, als zwei Leichen zu begutachten. Doch so einfach war es nie, wenn es um dieses Rudel ging.

Als wir den schützenden Wald verlassen und auf die kleine Lichtung hinausgetreten waren, hatte der Werwolf – der neben der Tür Wache hielt – einen Schritt in unsere Richtung gemacht, sich dann stirnrunzelnd umgedreht und die Arme hochgerissen.

Die Explosion war mit nichts, was ich jemals erlebt hatte, zu vergleichen gewesen. Wie auch? Ich hatte keine Erfahrungen, was Außeneinsätze betraf. Ich fühlte mich in meiner Autopsie wie zuhause und verließ sie nie. Und nun wusste ich auch warum.

David hatte mich umgestoßen und gleichzeitig mit seinem Körper abgeschirmt, doch die Hitze hatte ich trotzdem gespürt. Hitze, die Fleisch und Knochen schmelzen, Lungen kollabieren und Organe versagen lassen konnte.

Wo war ich da bloß hineingeraten? Ich hätte mich an meinen Schwur halten und mich von diesem Rudel fernhalten sollen. Doch wie immer machte mir das Schicksal einen Strich durch die Rechnung.

Ich setzte mich auf einen Stuhl neben dem Bett und wartete auf den Nachtwesenerzt, der sich auf diesem Gebiet besser auskannte als ich und auf

Abruf für das Rudel bereitstand. Doktor Anderson war sein Name und ich hatte schon von ihm gehört, auch wenn ich ihm nie persönlich begegnet war.

Seit ich Sam kennen gelernt hatte, war ich ein paar Mal für den anderen Arzt eingesprungen, wenn sich Rudelmitglieder verletzt und gerade in der Nähe der Gerichtsmedizin aufgehalten hatten. Nicht wirklich freiwillig natürlich, aber als Medizinerin konnte ich in solchen Fällen einfach nicht Nein sagen.

Vermutlich hatte Sam Ihnen geraten, zu mir zu kommen, denn schließlich war ich so naiv, ihre Geheimnisse zu bewahren. Seines hatte ich für mich behalten. So hatte ich unbeabsichtigt eine Verbindung zum San-Francisco-Rudel aufgebaut, die bis heute hielt.

*Dumme, gutgläubige Chris. Immer gut, um ausgenutzt zu werden. Dumme Pute*

...

Ich hatte ihnen geholfen, auch wenn das Behandeln von noch lebenden Wesen nicht zu meinen Stärken gehörte. Bei Doktor Anderson war das anders. Er betrieb eine kleine, aber sehr hoch angesehene Privatpraxis in der Nähe der Fisherman's Wharf und war hoch angesehen in Medizinerkreisen. Im Moment konnte ich seine Hilfe wirklich gut gebrauchen, denn die ganze Situation begann, mich zu überfordern.

Zuerst die Begegnung mit den Vampiren, dann die ungeklärte Sache mit Sam und nun dieser schreckliche Vorfall – ich hatte das Gefühl, mir selbst ein Loch zu schaufeln, aus dem ich allein nicht wieder herauskommen konnte. Ich beschloss, das Weite zu suchen, sobald der Patient stabil genug war. Um den Rest würde sich der andere Arzt kümmern.

„Du siehst aus, als würdest du gleich türmen.“

Ich hatte aus den Augenwinkeln bereits seine Bewegungen wahrgenommen und konnte so ein Zusammenzucken verhindern. Sam stand an den Türrahmen des Zimmers gelehnt, verschränkte die Arme vor dem Körper und starrte mich an. Von dem charismatischen Süßholzraspler, den ich vor knapp neun Monaten kennen gelernt hatte, war nicht mehr viel übrig. Ich schätzte, wenn ein Kollege und Freund beinahe zu Asche verbrannt wird, versaute einem das ganz schön den Tag.

„Ich warte noch auf Doktor Anderson. Dann werde ich gehen. Für mich gibt es dann nichts mehr zu tun.“

„Ich finde, wir sollten uns unterhalten.“

*Ach, sollten wir das?*

„Und ich finde, man sollte in Cafés nicht immer Sahne auf die Eisschokolade tun. Ich meine, die ist doch nun schon wirklich süß genug, und dann auch noch diese pappige Sprühsahne aus der Dose. Mal ehrlich, wie abartig ist das denn?“

„Christina, ich möchte wenigstens die Chance haben, die Sache von damals zu

erklären. Ich finde, ich habe es verdient.“

„Verdient? Willst du wissen, was du verdient hast? Einen Tritt in deinen ...“

„Na, na, wen haben wir denn hier?“, erklang eine dunkle, wenn auch ein wenig kratzige Stimme hinter Sam, der vor Überraschung beinahe einen Sprung in die Luft machte.

Ein kleiner, unscheinbarer Mann kam zum Vorschein, der eine Arzttasche bei sich trug. Doktor Anderson war endlich eingetroffen und ich spürte sofort, dass er ebenfalls kein Mensch war. Jedenfalls kein reinrassiger. Allerdings konnte ich nicht feststellen, zu welcher übernatürlichen Spezies er gehörte und ich würde nicht so unhöflich sein, ihn danach fragen.

Ich erhob mich stattdessen, ging auf ihn zu und schüttelte die Hand, die er mir entgegenstreckte.

„Mein Name ist Doktor Christina Willows. Ich bin ...“ Wieder unterbrach er mich. Aber nicht rüde, sondern mit einem breiten Lächeln.

„Ah, jetzt weiß ich, woher ich Sie kenne. Sie sind doch eine Mitarbeiterin von Sherman Lester, nicht wahr. Ein alter Freund von mir, müssen Sie wissen. Guter Mann, aber sehr schlechter Golfer, na, wie dem auch sei. Was haben wir hier für ein Problem? Ah, ich sehe schon. Böse, böse Verletzungen. Armer Junge. Ich werde mir das gleich mal ansehen. Wenn Sie so freundlich wären?“

Ich machte ihm Platz und sah dabei zu, wie er seine Gerätschaften auf einem mitgebrachten Tuch auf dem Nachttisch ausbreitete. Der Mann plapperte ohne Luft zu holen über dies und das, ließ weder mich noch Sam zu Wort kommen, was im Grunde sogar ganz gut war. So konnte ich ihm nicht noch mehr Beleidigungen an den Kopf werfen, so gern ich mir auch alles von der Seele geredet hätte.

Der Arzt ging äußerst sorgsam mit den Verletzungen um, machte sich aber nicht die Mühe, Narkosemittel einzusetzen. Soweit ich wusste, reagierten Nachtwesen sehr unvorhersehbar auf Narkotika. Während einige überhaupt keine Wirkung spürten, verhielten sich andere, als seien sie auf Speed und wieder andere wurden extrem aggressiv und mussten gewaltsam davon abgehalten werden, umstehende Personen zu verletzen.

Dem armen James keine Dröhnung zu verpassen, war daher sehr viel vernünftiger. Doch nach allem, was ich bislang gesehen hatte, würde es sowieso noch eine Weile dauern, bis er zu sich kam.

Und ich sollte Recht behalten. Beinahe fünf Stunden dauerte die Behandlung, bei der ich alles mir in meiner Macht Stehende tat, um zu helfen. Schließlich schafften wir es, die Wunden fachgerecht zu versorgen und es dem Patienten so angenehm wie möglich zu machen. Das Übrige würde sein eigener Körper selbst

erledigen müssen.

Sam hatte sich die ganze Zeit nicht von der Stelle gerührt, wie ein guttrainierter Wachhund auf jedes verdächtige Geräusch gelauscht und uns bei der Arbeit beobachtet. Seine Blicke brannten beinahe heißer als das Feuer der Hütte. Ich ignorierte dieses unangenehme Gefühl so gut es ging und konzentrierte mich ausschließlich auf das, was ich mit meinen Händen tat.

Gegen Ende war James dann endlich wieder zu sich gekommen und hatte sich schwach bedankt, obwohl ihm das Sprechen noch immer etwas schwerfiel. Das Feuer hatte auch Luftröhre und Stimmbänder in Mitleidenschaft gezogen, die, genau wie der Rest seines Körpers, auf dem besten Weg waren, sich selbst zu heilen.

Er hatte wahnsinniges Glück gehabt. Eine solche Explosion hätte ihm sehr wohl den Kopf von den Schultern trennen und damit sein Leben ein für alle Mal beenden können. Doktor Anderson verabschiedete sich nach getaner Arbeit von James, Sam und mir und machte sich anschließend auf den Weg, um Aiden zu informieren.

Auch ich zog meinen Trenchcoat über, nahm meine Ledermappe und wandte mich zum Gehen. Bevor ich die Tür erreichen konnte, hielt Sam mich zurück und begann zu flüstern.

„Bitte, Chris. Lass es mich erklären. Ich will nicht, dass jedes Treffen in der Zukunft so unangenehm wird. Und bevor du es verneinst: Es wird andere Treffen geben.“

Er hatte Recht, der Blödmann, genau das hatte ich sagen wollen.

*Verdammte Wölfe, mit ihren verdammten Instinkten!*

„Sag, was du zu sagen hast und dann lass mich gehen. Ich ...“

„Schon klar, du hast Besseres zu tun, als deine Zeit mit mir zu verschwenden.“

Er sah kurz zu James, der zu schlafen schien, und begann dann zu erklären. „Ich habe damals nicht nur mit dir geschlafen, weil ich an Infos wollte. Die hätte ich auch auf anderem Weg kriegen können, und das weißt du. Wir haben genug Informanten bei der Polizei.“

„Na schön“, sagte ich und verschränkte defensiv die Arme. „Und warum wolltest du mich dann nicht mehr sehen? Du hast mir eine E-Mail geschickt, Sam. Eine E-Mail! In der stand, ich zitiere: *Es ist besser, wenn wir uns nicht mehr treffen, Chris. Es liegt nicht an dir, sondern an mir. Ich bin nicht der richtige Mann für dich. Mein Leben ist gefährlich und ich will dich da nicht mit hineinziehen.* Es hat nur noch gefehlt, dass du mir irgendeinen Schwachsinn auftischst, von wegen, du seist CIA-Agent und müsstest wegen eines Auftrages das Land verlassen. Dann hättest du so ziemlich jedes Klischee eines notorischen Weiberhelden abgegrast, dass existiert.“

Er hatte bei meinen Worten das Gesicht schamhaft verzogen und suchte offenbar nach einer passenden Erwiderung. Und da war sie auch schon.

„Ich gebe zu, das war dumm von mir.“

„Nein, Sam. Das war nicht dumm. Das war feige. Dumm wäre es gewesen, wenn du mir nach der Nacht gesagt hättest, dass es nicht gefunkt hat und du mich nicht mehr sehen möchtest. Dumm, aber ich wäre damit klargekommen, denn es kommt vor, dass zwei Menschen nicht zusammenpassen.

Womit ich nicht klarkomme, ist diese idiotische Mail, die geradezu schreit: *Ich halte dich für dämlich, deshalb erzähle ich dir diesen Scheiß, um dich loszuwerden!* Aber weißt du was? Ich habe es überwunden. Ich finde es noch immer nicht gut, wie du die Sache geregelt hast, aber im Grunde haben wir nichts miteinander zu tun. Außerdem habe ich jemanden kennen gelernt, der keine Ausreden braucht. Und hör auf zu knurren, das ist nicht gerade sexy“, sagte ich und ging zur Tür hinaus. Es war natürlich gelogen. Das Knurren war höllisch sexy, doch das würde er nie erfahren. Für mich war die Sache abgeschlossen.

*Himmel, ich brauchte dringend Urlaub auf einer weit entfernten Insel.*

## Sam

Ich hatte langsam das Gefühl, dass sie versuchte, vor mir davonzulaufen. Immer, wenn ich mit ihr reden wollte, fand sie einen Weg zu verschwinden. Nur gut, dass ich die Jagd liebte, so wie alle Werwölfe. Es lag schließlich in unserer Natur.

„Du bist ein Idiot“, krächzte James.

„Halt die Klappe, Grillbrikett!“, motzte ich zurück und lief meiner kleinen Ärztin nach.

Sie war schnell, das musste ich ihr lassen. Als ich den Eingangsbereich erreichte, fiel gerade die Tür hinter ihr ins Schloss. Doch bevor ich ihr folgen konnte, hielt mich die Stimme meines Bruders zurück.

„Was treibst du da?“

„Ich verfolge ein unartiges kleines Kätzchen, das immer wieder versucht, vor mir davonzurennen. Also, wenn du mich bitte entschuldigen würdest?“

Aiden seufzte schwer und verdrehte die Augen.

„Lass sie gehen, Sam. Ich nehme an, egal, was da zwischen euch läuft, sie braucht eine kleine Pause. Und die brauchst du ebenfalls. Wenn du ihr auf die Nerven gehst, machst du es nur noch schlimmer. Denk erstmal darüber nach, was du wirklich willst.“

„Was weißt du schon? Du hast deine Gefährtin ja schon.“

Seine Augenbrauen schossen in die Höhe – aber nicht so hoch wie meine. Ich klatschte mir die Hand gegen die Stirn und stöhnte. Sie war meine Gefährtin! Wie kann man nur so blöd sein. Ich hatte angenommen, dass ich einfach nur Schuldgefühle hatte, wegen der unrühmlichen Sache von damals, und mich deshalb so in ihrer Gegenwart verhielt, doch dem war nicht so. Und das war auch der Grund, warum ich am liebsten alle anderen Männer, die ihr zu nahe kamen, auf den Mond schießen wollte.

„Wow, das kam unerwartet“, lachte Aiden und klopfte mir auf die Schulter.

Ich stöhnte wieder. Was sollte ich jetzt machen. Ich hatte die Sache total vergeigt. Chris wollte nicht mit mir reden, flüchtete sogar jedes Mal, wenn ich es versuchte und nun war klar, sie war für mich bestimmt.

*Ich bin der größte Trottel, der auf dieser riesigen Kugel rumläuft.*

„Werwölfe haben keine vorherbestimmten Gefährten“, versuchte ich die Sache irgendwie zu umgehen.

„Das habe ich auch gedacht, bevor ich Sarah begegnet bin“, sagte Aiden und nahm mir damit meinen Fluchtweg.

„Scheiße, was mach ich denn jetzt?“

„Du kannst mir erstmal verraten, wie du es versaut hast, dann können wir eine Lösung suchen.“

Er legte mir mit diesen Worten den Arm um meine hängenden Schultern und führte mich ins Arbeitszimmer.

„Hast du nichts Besseres zu tun, als mir aus der Patsche zu helfen?“

Ich hatte es nicht verdient, dass man mir half. Ich wollte mich nur noch vor Scham verkriechen.

„Erstens sind ältere Brüder doch dafür da und zweitens haben wir die Besprechung vorhin beendet. Die anderen werden darüber nachdenken, was wir in der Sache unternehmen können und wir treffen uns morgen zu einer weiteren Versammlung.“

„Ich meinte eigentlich deine Hochzeitsnacht, Brüderchen. Du hast vorhin geheiratet.“

„Das ist schon Stunden her, Junge. Und außerdem findet Sarah es nicht besonders romantisch, es zu tun, während so viele Leute uns dabei zuhören können. Unser Zimmer ist nicht schalldicht, weißt du?“

„Ja, das weiß hier so ziemlich jeder. Also wird es eine zweite Hochzeit geben, wie Ivy es vorgeschlagen hat?“

„Auf jeden Fall. Das heute war ...“ Er sah zur Decke und suchte nach den richtigen Worten. Er fand keine, verzog nur das Gesicht und zuckte mit den Schultern. „Also erzähl dem guten Aiden, was dich so quält. Was ist zwischen dir und Chris vorgefallen?“

„Erinnerst du dich an die Breitmann-Sache?“

„Klar. Andy, dieser Idiot, hat sich in einer Eckkneipe betrunken und Streit mit irgendeinem Typen angefangen. Am nächsten Morgen wachte er in einem schäbigen Motel auf und konnte sich an nichts mehr erinnern. Daraufhin ist er zur Kneipe zurück, weil er dachte, man habe ihm dort seine Autoschlüssel abgenommen. Was er dort fand, war die Polizei und eine Leiche. Der Typ von der Nacht zuvor. Wie hieß er noch gleich mit Vornamen?“

„Jimmy. Jimmy Breitmann. Er war ganz schön zugerichtet“, erzählte ich die Geschichte weiter, die mich schließlich direkt zu meiner Gefährtin geführt hatte, ohne dass ich Idiot es auch nur bemerkt hatte. „Man hat Andy dort festgenommen, weil der Barkeeper ihn erkannt hat. Er hat uns dann von der Polizeiwache aus verständigt und ich bin hingefahren, um ihn rauszuhauen. Vorher war ich allerdings noch im Leichenschauhaus, um noch mehr Informationen zu sammeln. Und da traf ich auf ...“

„Christina, schon klar. Aber was hat das mit ihrer Abneigung gegen dich zu tun?“

Und schon war das Knurren wieder da. Ich konnte es nicht verhindern. Schon allein der Gedanke, dass sie meinetwegen wütend oder gar traurig war, brachte mich um den Verstand.

„Ich habe sie dort kennen gelernt. Irgendwie wusste sie, dass ich kein Mensch bin und wir kamen ins Gespräch. Vier Tage später trafen wir uns wieder – ganz zufällig, am Pier 1.“

„Zufällig? Sam?“

Er zog meinen Namen in die Länge.

„Na schön. Es war nicht zufällig. Ich bin ihr gefolgt.“

„Scheiße, du hast sie gestalkt?“

„Nein! Natürlich nicht“, schrie ich beleidigt. „Na schön, doch, ein wenig“, gab ich zu. „Ich weiß auch nicht. Irgendetwas an ihr war seltsam, also bin ich ihr gefolgt. Sie hat ganz normale Sachen gemacht. Schrecklich normal geradezu. Also dachte ich, ich könnte sie ansprechen und mit ihr ausgehen, dann würde ich schon dahinterkommen, was mit ihr nicht stimmt. Wie sollte ich wissen, dass sie mehr für mich sein könnte? Wie hätte ich ahnen können, dass mein Interesse an ihr nicht nur auf Neugier beruht?“

Er ging erstmal nicht auf meine Fragen ein, sondern sprach weiter.

„Und was ist dabei herausgekommen? Bei eurem Date?“

„Sex“, sagte ich und geriet ins Schwärmen.

„Sam! Das hast du nicht getan.“

„Ich konnte nicht widerstehen. Sie war so süß.“

„Und lass mich raten, wie es weiterging: Du hast also mit ihr geschlafen und dann hast du ihr auf deine typische Ich-bin-der-charmanteste-Hurensohn-der-Welt-Art erklärt, dass ihr euch nicht mehr sehen solltet und dass ihr nicht zueinander passt, aber sie auf jeden Fall die tollste Frau der Welt ist und weitaus Besseres verdient hat als dich. Ist das soweit richtig?“

„Na ja. Ich habe ihr eine E-Mail geschrieben.“

Das Gesicht meines Bruders verlor jeglichen Ausdruck. Er starrte mich einfach nur an, bis ich es nicht länger ertrug.

„Was soll ich jetzt machen?“

„Betteln, flehen, krieche vor ihr, wenn es sein muss, doch tu etwas“, sagte er streng und fuhr sich mit der Hand erschöpft übers Gesicht. „Eine E-Mail. Der Mann schreibt seiner Gefährtin eine Schlussmach-E-Mail, ich kann es nicht fassen“, murmelte er noch, bevor er aufstand und das Zimmer verließ.

Ja, ich hatte es total versaut.

## Max

Es war schon beinahe ein Uhr, als ich es endlich schaffte, dem Gemeinschaftsraum und den Klauen einer gewissen Japanerin zu entfliehen und mich zu den Garagen zu schleichen. Die spanische Vampirin war nach ihrem Verschwinden nicht noch einmal aufgetaucht. Aitana hatte unsere Abmachung wahrscheinlich längst vergessen oder hielt sich einfach nicht mehr daran. Beides war gut möglich.

Aber im Moment interessierte mich das herzlich wenig. Alles, was mich interessierte, war, was wir beide in ihrer Sache unternehmen konnten. Wenn Kasiapha hinter der ganzen Sache steckte, dann hatten wir ein echtes Problem – denn die Kuh war eine beschissene Göttin!

Ich verschloss leise die Tür hinter mir und sah mich in der Dunkelheit des länglichen Gebäudes um. Die wenigen, durch die kleinen Fenster einfallenden Lichtstrahlen des Mondes spiegelten sich in den Motorhauben der geparkten Fahrzeuge. Von Aitana fehlte jede Spur.

*Shit! Wenn sie nicht bald auftaucht, gehe ich petzen.*

„Mach dir nicht in deine Boxershorts, Hexer. Ich bin hier.“

Beinahe hätte ich gequietscht wie ein kleines Mädchen auf seiner ersten Pyjamaparty beim Hören einer Geistergeschichte. Nur die jahrelangen Erfahrungen, die ich in meinem Coven gesammelt hatte, hielten mich davon ab. Ich drehte mich langsam zu ihr und kniff die Augen zusammen. Sie stand nicht weit von der Tür entfernt und hielt eine Flasche und zwei klirrende Gläser in der Hand.

Sie stöckelte gekonnt auf ihren High Heels auf mich zu und blieb nur wenige Zentimeter von mir entfernt stehen. Jetzt konnte ich ihre dunklen Augen erkennen, die von noch dunkleren Wimpern umrahmt waren.

Wollte sie mich abfüllen oder vielleicht sogar vergiften? Mir war nicht ganz klar, was das werden sollte. Doch ich hatte keine Angst, so merkwürdig das auch klang. Ich griff mir das Glas, das sie mir reichte, und ließ es mir befüllen.

„Na schön Hexer, du wolltest reden. Hier bin ich“, sagte sie und nahm einen Schluck aus ihrem eigenen Glas.

„Erzäh ...“

Weiter kam ich nicht. Die Tür wurde aufgerissen und betrunkenes Gekicher drang an unsere Ohren. Als Nächstes wurde das Licht eingeschaltet, wobei ich durch die plötzliche Helligkeit die Augen zusammenkneifen musste. Als ich sie wieder öffnete, standen Philippa und Walker vor uns und starrten uns überrascht

an. Hatte Aitana ihr Kommen überhört? Philippa hatte sich jedenfalls nicht gerade die Mühe gemacht, leise zu sein.

„Was treibt ihr denn hier?“, fragte der große Schotte, der nichts weiter trug, als ...

*War das ein Kilt?*

Aitana und ich sahen uns kurz an, dann erklärte die Vampirin, als sei das völlig selbstverständlich:

„Wir haben uns hier getroffen, um schmutzige und sehr unanständige Dinge miteinander zu treiben, und zwar auf dem Rücksitz eines dieser Autos. Wir waren gerade dabei, eins auszusuchen. Hast du eine Empfehlung?“

Als Walker nur die Stirn runzelte und mich ansah, konnte ich nicht anders, als mitzuspielen.

„Ja, schmutzige und sehr unanständige Dinge“, wiederholte ich ihre Worte und nickte bestätigend. „Wie ihr seht, ist die Garage schon besetzt. Es wäre nett, wenn ihr euch einen anderen Ort suchen würdet.“

Walker sah mich lange an, als würde er nach einem Anzeichen suchen, dass ich Hilfe brauchte. Fand aber natürlich keines. Ich ließ mir nichts anmerken, zwinkerte ihm sogar verstohlen zu. Das überzeugte ihn schließlich. Der große Vampir warf sich seine betrunkene Gefährtin über die Schulter und trug sie wie ein Barbar aus dem Raum. Allerdings hätte ich mir gern den Anblick seines nackten Hintern erspart, aber Philippa ließ es sich nicht nehmen, in ihrer Position seinen Kilt zu lüften.

„Ich muss mich gleich übergeben, also kommen wir zum Thema zurück. Was wolltest du sagen?“ fragte mich die Vampirin und übergang das eben Geschehene einfach, als sei nichts gewesen.

„Kann uns Walker auch nicht mehr hören?“, flüsterte ich.

„Nein, er ist schon zu weit weg. Vampirgeschwindigkeit“, erklärte sie und stellte die Flasche auf einer kleinen Bank ab, die an der Wand zwischen den ersten zwei Garagentoren stand.

„Na gut. Ich wollte sagen: Erzähl mir von deinem Handel. Wie bist du *ihr* begegnet?“

Ich sprach den Namen der Göttin vorsichtshalber nicht aus. Man wusste nie genau, wer oder was gerade zuhört. Außerdem reagierte Aitana immer etwas aggressiv, wenn er fiel. Die Vampirin zögerte noch kurz, verengte die Augen ein wenig und begann dann zu reden.

„Es ist beinahe eintausend Jahre her und ich war damals noch ein Mensch.“

Sie hielt kurz inne und sah sich nach allen Seiten um, als erwarte sie, gleich vom Blitz getroffen zu werden. Nichts geschah, also sprach sie weiter.

„Mein Haus, in dem ich mit meinen Kindern lebte, wurde überfallen. Die

Männer töteten sie alle und verletzten mich schwer. Ich wäre nicht mehr lange am Leben geblieben, dafür waren meine inneren Verletzungen zu gravierend. In meiner Not dachte ich nur an eines – Rache.

So fand *sie* mich. Du musst wissen, dass *sie* die Not der Menschen spüren kann, sie zieht *sie* an wie ein Kadaver die Insekten. Und genau diese Not macht *sie* sich zu Nutze. *Sie* bot mir an, was ich so sehr wollte und ich musste dafür nur eines tun. Ich musste meinen Wunsch laut und deutlich aussprechen.

Genau das tat ich. Zu dem Zeitpunkt kannte ich die Konsequenzen noch nicht und ganz ehrlich, sie wären mir in dem Moment auch egal gewesen.“

„Was sind das für Konsequenzen?“, fragte ich mit möglichst neutraler Stimme.

Ich wollte mir die widerstreitenden Gefühle nicht anmerken lassen, das hätte Aitana wahrscheinlich nur wieder aufgeregt. Mitleid war das Letzte, was sie wollte, da war ich mir sicher.

„*Sie* erfüllt dir deinen Wunsch im Austausch gegen deine Seele“, antwortete sie mit einem leicht sarkastischen Lächeln. „*Sie* ist das, was einem Teufel wohl am nächsten kommt, schätze ich.“

„Was geschah dann? Was hast du dir gewünscht?“, fragte ich weiter und ging erstmal nicht auf ihren Vergleich ein.

„*Ich wünschte, ich könnte sie alle töten. Ich wünschte, ich könnte sie mit meinen eigenen Händen lehren, was Qualen sind.* Das waren meine exakten Worte. Und genau das bekam ich auch, allerdings unter ihren Bedingungen, versteht sich. Sie allein entscheidet, wie sie die Wünsche auslegt. Anstatt mich zu heilen und mich stärker zu machen, verwandelte sie mich in einen Vampir. Ich wurde geheilt und ich wurde stärker, doch ich wurde auch das hier.“

Sie breitete die Arme aus, präsentierte ihren beinahe unzerstörbaren Körper, sie öffnete den Mund und ließ ihre Reißzähne ausfahren und ihre Augen begannen zu leuchten.

„Ich verstehe das nicht ganz. Sie hat dich damit beinahe unsterblich gemacht. Wie soll sie dann an deine Seele kommen, müsstest du dafür nicht sterben?“

„Ah, das Kleingedruckte“, sagte sie und hob ihren Zeigefinger. „Sie gab mir eintausend Jahre, beginnend mit dem Tag meiner Auferstehung. Götter haben unendlich viel Zeit, wie du weißt. Für sie sind eintausend Jahre nur ein Wimpernschlag. Diese eintausend Jahre sind bald um. Noch knapp drei Monate, dann ist die Frist abgelaufen.“

Das war ein ganz schöner Schlamassel, in den sie sich da gebracht hatte. Auch wenn ich ihre damalige Verzweiflung nicht nachempfinden konnte, ich verstand, warum sie es getan hatte. Meine Gedanken kreisten immer wieder um die Worte Seele und Kleingedrucktes.

Es musste doch so etwas wie eine Ausstiegsstrategie geben. Einen Ausweg,

einen Plan B. Dann dachte ich an Aitanas bisheriges Verhalten, an alles, was ich von Andry und Walker erfahren hatte. Das Glas, das ich gerade an meine Lippen führen wollte, erstarrte mitten in der Bewegung.

„Deswegen warst du so hinter Andry, Walker und Magnus her. Das ist der Ausweg. Du brauchst jemanden, mit dem du dich auf einer so tiefen Ebene verbinden kannst, dass deine Seele nicht länger nur dir gehört, sondern einer weiteren Person. Dann kann Kasia ... ich meine, dann kann sie sie dir nicht mehr nehmen.“

Die Frau sah mich erstaunt und ein klein wenig fasziniert an. Sie hatte wohl nicht erwartet, dass ich darauf kommen würde. Das war nicht gerade schmeichelhaft.

„Sehr gut, Hexer. Sehr clever.“

„Danke, zu freundlich von dir“, erwiderte ich und zog eine beleidigte Schnute.

„Das war nicht meine Absicht, ich habe nur eine Tatsache genannt.“

„Natürlich hast du das. Und nun? Was machen wir jetzt?“, fragte ich und fühlte mich beinahe so verzweifelt, wie sie sich fühlen musste.

„Was meinst du mit: Was machen *wir* jetzt? Es gibt kein wir, Hexer.“

„Ich meine wegen der Angriffe. Der Finne hat die Buchstaben K-A-S in den Boden geritzt, noch im Todeskampf. Du glaubst doch auch nicht an Zufälle, oder?“

Die Zeit des Mauerns war vorbei. Das betraf jetzt nicht länger nur sie, sondern uns alle.

## Aitana

Ich wusste, dass der Hexer Recht hatte, doch selbst wenn ich wollte, konnte ich den anderen nichts darüber erzählen. *Sie* hatte dafür gesorgt. Warum ich mit dem Hexer darüber hatte sprechen können, wusste ich nicht genau, aber ich vermutete, dass es etwas mit seiner Gabe zu tun hatte.

Aber ich würde diese Theorie keinesfalls testen. Dafür war mir meine Zeit – die ich möglicherweise noch übrig hatte – viel zu teuer. Es war Zeit für eine weitere Wahrheit.

„Ich kann den anderen nicht davon erzählen. Wenn ich es könnte, meinst du nicht, ich hätte es schon getan? Du kennst Andry und die anderen beiden. Wüssten sie von meinem Dilemma, hätten sie schon längst etwas unternommen, um mir zu helfen.“

„Warum kannst du es ihnen nicht sagen?“

„*Sie* verhindert das. Das Kleingedruckte, schon vergessen? Ich kann mit niemandem über meine Abmachung mit ihr sprechen. Wenn ich es doch tue, sterbe ich sofort und meine Seele wandert in ihre kleine Sammlung“, zischte ich angewidert.

Ich hatte die ganze Sache so satt. Nichtsdestotrotz kam ich nicht drum herum, mich damit auseinanderzusetzen. Ich hatte schließlich nicht mehr viel Zeit.

„Warum konntest du dann mit mir darüber sprechen?“

„Tja, das ist die Frage, nicht wahr? Ich habe eine Vermutung, bin mir aber nicht ganz sicher, ob sie auch zutrifft. Ich schätze ich bin nicht tot, weil ich es dir nicht wirklich freiwillig verraten habe. Du hast es in meinen Gedanken gelesen.“

„Noch eine Hintertür?“

„Bislang war es niemandem möglich, in meine Gedanken einzudringen. Auch Walker mit seiner neuen Gabe wird es nicht schaffen. *Sie* schirmt mich ab. Warum du hineinkonntest, kann ich mir nicht erklären.“

Ich füllte mein Glas wieder auf und trank einen Schluck. Die goldene Flüssigkeit legte sich sanft auf meine Zunge und floss wärmend meine Kehle hinab. Wie bei allen Vampiren hatte Alkohol auch auf mich keine Wirkung. Ich trank im Grunde nur, um Hände und Mund beschäftigt zu halten.

„Hm, ich frage mich ...“

Seine Worte brachen ab und er wirkte auf einmal sehr nachdenklich.

„Was?“, fragte ich ungeduldig.

Die Geduld war mir vor Jahren ausgegangen.

„Ich frage mich, ob ich es ihnen gefahrlos erzählen kann.“

Das war ein überaus kluger Gedanke – schon wieder. So langsam verstand ich die Faszination der anderen Ratsmitglieder an diesem Hexencoven. Sie schienen in den richtigen Momenten die richtigen Einfälle zu haben.

„Das könnte funktionieren. Du könntest ihnen von meinen Erinnerungen berichten, ohne dass ich sie aussprechen muss. Das ist nicht gegen die Regeln.“

Ich nahm die Flasche, ging auf den Hexer zu und füllte auch sein Glas wieder auf. Er betrachtete es kurz und stürzte dann seinen Drink in einem Rutsch hinunter. Wir hatten zwar eine Lösung gefunden, den anderen von unserem Verdacht zu erzählen, doch das bedeutete nicht, dass wir auch einen Schlüssel zur Beendigung der Angriffe finden würden.

Wie kämpfte man gegen eine Göttin – ein Wesen, das man nicht vernichten konnte? Wie schaffte man es, ein Geschöpf zu besiegen, das unvorstellbare Macht besaß? Und warum tat *sie* es überhaupt? Wenn *sie* es jetzt auch auf das Rudel, den Coven und die Vampire abgesehen hat, dann steckten wir alle in großen Schwierigkeiten.

„Wir schaffen das schon“, behauptete der Hexer und sah mich zuversichtlich an. Seine Naivität war geradezu rührend, aber abgedroschene Phrasen wie diese bedeuteten mir nichts. Meinem Schicksal konnte ich nicht länger entgehen. Ich konnte nur noch versuchen, ein wenig Seelenfrieden zu finden, indem ich den anderen half, so gut es ging. Mehr nicht.

„Morgen bei dem Treffen sprechen wir mit den anderen. Besser gesagt, du sprichst, ich werde dir meine Erinnerungen zur Verfügung stellen. Und jetzt, Hexer, ist es Zeit ins Bett zu gehen.“

Er verschluckte sich an seinem Drink und sah mich schockiert an.

„Was ist los?“, fragte ich alarmiert.

„Ich habe Mitsuko vergessen. Kann ich heute Nacht wieder bei dir übernachten?“

Ich machte den Mund auf, um ihm eine Abfuhr zu erteilen, schloss ihn dann aber, als mir wieder einfiel, dass wir ein Abkommen hatten. Ich war noch immer dafür zuständig, ihn zu beschützen. Also zuckte ich nur mit den Schultern und lief voran zum Haus. Irgendetwas sagte mir, dass ich heute nicht viel Schlaf bekommen würde.

Ich starrte noch immer aus dem Fenster meines Zimmers, als sich die Sonne endlich über den Horizont schob und die Wälder um uns herum mit ihrer Wärme vom frühmorgendlichen Tau befreite. Ich verschränkte die Arme vor dem Körper und hörte dem Sägekonzert zu, das Max auf der Chaiselongue veranstaltete.

Er hatte sich auf dem unbequemen Möbelstück zum Schlafen niedergelassen, obwohl ich ihm mein Bett angeboten hatte. Ich hatte bereits geahnt, dass ich kein

Auge zutun würde und ich hatte Recht behalten. Mein Kopf wollte einfach keine Ruhe geben. Schon in wenigen Stunden würden Geheimnisse enthüllt werden, die ich so viele Jahre lang bewahrt hatte.

Und das aus gutem Grund.

Mein Herz tat einen schmerzhaften Sprung bei dieser Aussicht. Aber welche anderen Möglichkeiten hatte ich schon? Ich hatte keine andere Wahl, als meine größte Schande zuzugeben. Ich konnte nicht vor *ihr* fliehen, denn meine Seele zog sie an wie der Sirenengesang einen Seefahrer. Egal, wohin ich ging, sie würde mich finden. Mir blieb nichts anderes übrig, als auf das Verständnis der anderen zu hoffen. Und so wie ich die verweichlichte Bande kannte, würde ich es sogar kriegen.

Ich drehte mich zu Max und beobachtete ihn eine Weile. Er wäre vermutlich beunruhigt, wenn er wüsste, wie ich ihn anstarrte, während er schutzlos in meinem Zimmer schlief. Oder vielleicht auch nicht. Er schien merkwürdig sorglos zu sein, was meine Gegenwart und körperliche Nähe betraf.

Ich hatte sehr wohl bemerkt, wie er sich gestern für einen kurzen Moment an mich gelehnt hatte, nachdem er erkannte, dass ich es war, die sich ihm von hinten angenähert hatte. Es überraschte mich, wenn man bedachte, wie der restliche Coven zu mir stand.

Nun, ich hatte mir auch nicht wirklich Mühe gegeben, nett zu sein, nicht wahr?

Max' Augen bewegten sich schnell unter seinen geschlossenen Lidern – er träumte. Wie das wohl war, so sorglos sein zu können? Nicht in allem und jedem das Schlechte zu sehen? Ich hatte meiner Gabe wegen vergessen, wie sich das anfühlte und nun war es zu spät, um dieses Gefühl neu zu entdecken.

Max' Augen hörten auf zu zucken und seine Atmung veränderte sich. Er erwachte langsam aus den Tiefen seines Verstandes. Ich sah zur Uhr über dem Türrahmen. Es war noch nicht ganz sechs Uhr morgens. Offenbar hatte auch der Hexer seine Schwierigkeiten, in dieser Nacht Ruhe zu finden.

„Guten Morgen“, murmelte er mit seiner tiefen Stimme, die noch immer rau war von den Nachwirkungen des Schlafs.

Beinahe hätte ich ihn angelächelt.

„Morgen“, sagte ich und räusperte mich.

Er setzte sich auf, massierte sich kurz den steifen Nacken mit seinen großen, kräftigen Händen und lächelte mir dann fröhlich zu. Was war los mit ihm? Was war los mit mir? Große, kräftige Hände? Hatte ich den Verstand verloren? Möglicherweise war das eine Stressreaktion auf meine verfahrenere Situation – dass ich wahnsinnig wurde ... und erregt?

Ich schüttelte den Kopf, setzte mich an den Frisiertisch meines Schlafzimmers und schlug die Beine übereinander.

„Gut geschlafen?“, fragte ich ihn und sah dabei zu, wie er sich die Schuhe zuband.

„Überraschenderweise sogar sehr gut. Das Möbelstück ist nicht gerade für einen Mann meiner Größe gedacht, aber für eine oder zwei Nächte geht es.“

Er betrachtete das Kleid, das ich gestern getragen hatte und noch immer trug, und runzelte die Stirn.

„Hast du gar nicht geschlafen?“

„Nein.“

Er stand auf und ging zum Fenster, stellte sich genau dorthin, wo ich die vergangene Nacht über Wache gehalten hatte und öffnete die Vorhänge ganz.

„Was glaubst du, warum tut *sie* das?“

„Da muss ich nicht lange raten. Sie tut es der Macht wegen.“ Ich hielt inne und lehnte mich in meinem Stuhl zurück. „Lass uns nach unten gehen, frühstücken. Wir werden noch früh genug auf dieses Thema zurückkommen.“

Er nickte bereitwillig, warf sich sein Jackett über und wartete noch, bis ich mir im angrenzenden Badezimmer etwas Bequemes angezogen hatte. Gemeinsam liefen wir dann zur Küche, wobei Max mir immer wieder prüfende Blicke zuwarf.

„Was ist?“, flüsterte ich ihm zu.

„Nichts, es ist nur, ich habe dich noch nie so leger gekleidet gesehen.“

„Es gibt Tage, da trage auch ich mal Jeans und T-Shirt.“

So wie jetzt. Bei allem, was mich heute erwartete, wollte ich wenigstens nicht in unbequemen Schuhen stecken.

„Ich meine nur, es steht dir.“

„Natürlich tut es das“, zischte ich zurück, weil mir die Unterhaltung langsam unangenehm wurde und ich hoffte, dass er die Wahl meiner Kleidung als Gesprächsthema endlich fallen ließ.

Ich war noch immer verwirrt, was meine Reaktion von vorhin betraf und hatte daher keine Lust, mir Komplimente von ihm anzuhören, die seltsame Dinge mit meinem Herzen anrichteten. Es schlug schon wieder schneller, verdammt! Den Rest des Weges folgte er mir schweigend.

Besser so für ihn!

Im Haus war es schon fast gespenstisch still. Außer dem Rascheln von Laken, dem Schnarchen einiger Bewohner und dem Ticken der Standuhren war nichts zu hören. Die Diskussionen waren bis spät in die Nacht hinein gegangen, deshalb überraschte mich das nicht weiter. Wir hatten vermutlich noch ein paar Stunden Zeit – genug, um etwas zu uns zu nehmen, bevor der Ansturm auf die Küche begann.

Der junge Hexer machte sich sofort am Kühlschrank zu schaffen. In kürzester

Zeit hatte er die ganze Arbeitsplatte mit Zutaten für ein üppiges Festmahl vollgepackt. Ich hatte es da wesentlich einfacher. Ich ging zur Abstellkammer und nahm mir eine Blutkonserve aus einem eigens dafür angeschafften Kühlschrank.

Ich füllte die rot glitzernde Flüssigkeit in ein großes Glas, machte es mir an einem der Tische bequem und sah dem Hexer beim Kochen zu. Er arbeitete routiniert und schnell, er beherrschte ganz offensichtlich den Umgang mit dem Küchenmesser. Auch der herrliche Duft nach gebratenen Würstchen und Eiern, der nur wenig später die ganze Küche ausfüllte, deutete darauf hin, dass er es regelmäßig tat.

Ich hatte nicht viel Erfahrung mit menschlichen Männern und die, die ich kannte, waren ganz anders gewesen. Auch mein Mann, der nach vier Ehejahren und drei gemeinsamen Kindern das Weite gesucht hatte, möge er in der Hölle schmoren, der Bastard.

Vor einem Jahrtausend waren Männer nur selten in einer Küche anzutreffen und wenn, dann um zu essen, nicht, um zu kochen. Max schien sich jedoch sehr wohlfühlen. Er sumgte – ganz unbewusst, wie ich vermutete – eine Melodie, die mir nicht bekannt vorkam, und bewegte hin und wieder seine Hüften im Takt. Das war irgendwie niedlich, jedenfalls bis er meinen Blick und die hochgezogene Augenbraue bemerkte und schlagartig damit aufhörte.

*Wurde er da etwa rot? Tatsächlich!*

Bis auf das Brutzeln in den Pfannen und dem saugenden Geräusch der Dunstabzugshaube kam es mir in dem großen Raum plötzlich zu still vor. Es wurde Zeit, wieder die Kontrolle über die Situation zu gewinnen.

„Alles in Ordnung, Max?“

„Ja, aber sicher. Mir geht's prima. Ganz prima, ehrlich. Noch besser könnte es mir gar nicht gehen.“

Er war verlegen. Langsam begann die Sache, interessant zu werden. Ich erhob mich und ging langsam auf die Theke zu, hinter der er sich verschanzte und so tat, als würde er Kräuter für sein Rührei schneiden.

„Bist du dir auch ganz sicher? Du wirkst ein wenig erhitzt“, raunte ich, stellte mein leeres Glas ab und lief um die Kochinsel herum.

„Ja, natürlich. Warum sollte es mir nicht gut ... Shit!“

Ich roch das Blut, noch bevor ich die Wunde sah. Ich hatte ihn etwas zu sehr von seiner Arbeit abgelenkt und er hatte sich geschnitten. Besorgt trat ich zu ihm und nahm seine Hand in meine.

„Lass mich mal sehen“, forderte ich mit sanfter Stimme.

Der Schnitt war nicht sehr tief, verlief dafür aber der Länge nach am Zeigefinger entlang. Ich fing den Duft seines Blutes heimlich aus der Luft auf. Ich wollte

Max nicht noch unnötig beunruhigen, falls er mich beim *Schnüffeln* erwischte. Wer wollte schon einen Vampir so nah an einer blutenden Wunde haben?

Ich führte ihn zum Waschbecken, drehte das kalte Wasser auf und hielt seine Hand darunter. Er ließ alles wie selbstverständlich mit sich geschehen, war entspannt und ruhig, was mich wieder einmal maßlos irritierte. Das war nicht die normale Reaktion eines Menschen, auf die Anwesenheit eines Vampirs in so einer Situation. Aber was war schon normal bei diesem Coven?

„Ich möchte nicht, dass du dich erschreckst, deshalb warne ich dich vor“, erklärte ich und zog seine Hand unter dem Wasserstrahl hervor.

„Warnen? Wovor?“

„Davor“, sagte ich und führte seinen Finger an meine Lippen.

Ich leckte vorsichtig über den Schnitt, sah, wie er zusammenzuckte, und hielt kurz inne. Dabei sah ich ihm in die Augen, deren Pupillen sich vor Erregung weiteten. Er hielt mich nicht auf, was gut war, denn ich war noch nicht fertig. Ich nahm seinen Finger in den Mund, benetzte ihn mit meinem Speichel und begann sachte daran zu saugen. Max sog scharf die Luft ein, tat aber noch immer nichts, um mich aufzuhalten.

Der Geschmack seines Blutes war rein, kräftig und voller Leben – ganz anders als das abgepackte Zeug, das ich aus Gewohnheit und Bequemlichkeit trank. Ich wusste, dass meine Augen zu glühen begonnen hatten, da ich ihr Leuchten als Spiegelung in den seinen sehen konnte. Doch das schreckte ihn noch immer nicht ab, im Gegenteil, ich konnte nun auch seine wachsende Erregung riechen.

Eine merkwürdige, wenn auch interessante Entwicklung – die natürlich prompt unterbrochen wurde.

Die Küchentür wurde aufgestoßen und Magnus und Walker traten ein. Sie mussten das Blut ebenfalls gerochen und sofort die falschen Schlüsse gezogen haben.

„Was geht hier vor?“, donnerte Magnus und sah von mir zu dem Hexer, dessen verschleierter Blick sich nun wieder zu klären begann.

Ich zog seinen Finger bewusst langsam aus meinem Mund und blickte dann missgestimmt zu meinen beiden Kollegen.

„Wir hatten vor, es hier auf dem Küchentisch zu machen, solange die anderen noch schlafen. Unser Vorspiel habt ihr jetzt natürlich vermässelt.“

Ich legte so viel Enttäuschung wie möglich in meine Stimme, was mir ziemlich gut gelang. Ich war schon immer eine hervorragende Schauspielerin gewesen. Sie starrten mich noch eine Weile skeptisch an, dann wandten sie sich an Max. Auch er starrte mich an – allerdings verwirrt und nicht zweifelnd –, schüttelte dann aber ebenfalls enttäuscht den Kopf und sagte:

„Vermässelt, alles versaut.“

Es klang tatsächlich, als würde er es auch so meinen. Die beiden Ältesten sahen auf Max' Hand, die mittlerweile nicht mehr blutete, sondern dank meines Speichels zu heilen begonnen hatte und dann auf das Schneidbrett, auf dem noch immer die blutige Klinge lag, und zählten eins und eins zusammen. Ein wenig Reue trat in ihre Gesichter, als sie ihren Fehler erkannten.

Magnus räusperte sich und sagte: „Nun, die Unterbrechung tut uns leid. Aber wir waren auf der Suche nach dir, als wir dich nicht in deinem Zimmer finden konnten. Die Besprechung beginnt in einer Stunde.“

„Wir werden da sein“, entgegnete ich, während ich immer noch Max' Hand hielt.

„Wir?“, fragte der große Schotte erstaunt.

Ich wusste nicht, warum das so erstaunlich war. Die beiden durften doch auch einen Menschen mit sich herumschleppen, warum war es bei mir dann so merkwürdig?

„Ja, wir. Hast du ein Problem damit, Walker?“, ätzte ich zurück und verschränkte die Arme vor dem Körper.

Walker hob nur entschuldigend eine Hand und verließ den Raum. Magnus hingegen öffnete den Mund, um noch etwas zu sagen, doch ich unterbrach ihn.

„Ich bin mir sicher, Miss Wimtingham mag dich mit all deinen Körperteilen, Magnus.“

Das war deutlich gewesen. Er verschloss seinen Mund wieder und folgte seinem Freund. Manchmal gingen mir die beiden wirklich auf die Nerven. Wie ich jemals auf den Gedanken gekommen bin, mit einem von ihnen die Ewigkeit verbringen zu können, war mir jetzt ein Rätsel.

## Sam

Aiden hatte mich in den frühen Morgenstunden geweckt und mich gebeten, in die Stadt zu fahren, um Christina abzuholen. Er wollte sie in der Sicherheit des Rudels wissen, jetzt, wo sie ein Teil des Ganzen war und wir wussten, dass unser Feind auch die Verbündeten des Rudels ins Visier nahm. Ich hätte ihm beinahe einen ganz feuchten Schmatzer als Dankeschön aufgedrückt – wenn ich nicht so viel Selbstbeherrschung gehabt hätte.

Er gab mir damit eine großartige Ausrede, mit ihr zu reden und sogar Zeit mit ihr allein zu verbringen – in einem geschlossenen Raum, der sich schnell bewegte und sie so von einer weiteren Flucht abhielt.

Perfekt!

Innerhalb einer Dreiviertelstunde war ich in der Stadt. Ich machte mir gar nicht erst die Mühe, zu ihr nachhause zu fahren, ich wusste, sie würde nicht dort sein. Sie verbrachte nur sehr wenige Stunden des Tages in ihrem Einzimmerappartement. Die meiste Zeit war sie in ihrer Autopsie – sie schlief sogar hin und wieder dort auf einem Klappsofa in ihrem Büro.

Auch wenn ich es nicht nachvollziehen konnte, sie fühlte sich in der Gegenwart toter Menschen oft wohler als in der lebender. Mit Schüchternheit hatte das wenig zu tun, eher mit dem Unvermögen, das Verhalten lebender Menschen zu verstehen. Was diese Menschen davon abhielt, sie zu verstehen. Sie war introvertiert – eine kleine Einsiedlerin. Was irgendwie mit meinem Wunsch, sie bei der ersten sich bietenden Gelegenheit dem Rudel als meine Gefährtin vorzustellen, kollidierte.

Ich würde langsam vorgehen müssen, ich hatte keine Eile. Nochmal würde sie mir nicht entkommen. Und wen auch immer sie im Moment traf – *Mister-ich-brauche-keine-Ausreden* –, er hatte keine Chance. Nicht gegen einen so sturen und hartnäckigen Werwolf wie mich.

Ich erreichte das modernisierte Backsteingebäude, in dem sich die Gerichtsmedizin befand, noch vor sieben Uhr. Ich meldete mich an der Rezeption an und ließ mir einen Besucherausweis ausstellen. Den offiziellen Weg zu gehen, erschien mir im Moment klüger, als sich hereinzuschleichen und zu riskieren, erwischt zu werden.

Das würde Chris nur Ärger einbringen und sie war im Moment schon wütend genug auf mich. Auf dem Weg in den Keller, in dem sich neben dem Lager der Polizeiwache auch die Autopsie befand, überlegte ich mir eine Strategie, sie davon zu überzeugen, mich zu begleiten.

Sie konnte schwer abstreiten, dass sie sich nun ebenfalls in Gefahr befand. Nicht nach dem Feuer, dass sie – genau wie James – hätte treffen können, wäre sie nur eine Minute früher auf der Lichtung bei der Hütte erschienen. Doch so wie ich die Frauen kannte, würde sie, nur um mir aus dem Weg zu gehen, behaupten, sie könne selbst auf sich aufpassen und die Hilfe des Rudels ablehnen.

Die Fahrstuhltüren öffneten sich mit einem hellen Klingeln und gaben den Blick auf einen dunklen Korridor preis. Die Neonröhren der Deckenlampen flackerten bedrohlich und es herrschte eine Totenstille. Die ganze Szenerie erinnerte mich an einen Horrorfilm, in dem in jedem Moment ein gruseliges Geistermädchen mit stockenden, unmenschlichen Bewegungen an der Decke entlangkrabbelte, um sich meine Seele zu holen.

Ich bekam eine Gänsehaut und mein Instinkt schrie mir eine Warnung zu. Irgendetwas stimmte nicht – ganz und gar nicht. Ich bekam Angst, aber nicht um mich, sondern um Chris. Die Gefahr, in der ich sie vermutete, war bereits hier.

Ich rannte los. In ihrem Büro angekommen, brach ich die abgeschlossene Tür auf und sah mich um. Nichts! Sie war nicht hier, stellte ich beunruhigt fest. Dann lief ich in den ersten Sektionsraum. Bis auf drei leere Obduktionstische, zwei große Waschbecken und etwa zwanzig abgeschlossene Kühlfächer war auch dieser Raum leer.

Als ich die Schwingtüren des zweiten Sektionsraums öffnete, erstarrte ich beim Anblick, der sich mir bot. Chris hing an der gegenüberliegenden Wand, offenbar von einer unsichtbaren Macht in der Luft gehalten, und zappelte mit ihren Armen und Beinen.

Sie versuchte zu lösen, was auch immer ihren Hals umklammert hielt und ihr die Luft abschnürte. Vergeblich! Ihre Haut begann sich aufgrund des Sauerstoffmangels bläulich zu verfärben und schon bald würde sie sich gar nicht mehr zur Wehr setzen können.

Ich setzte mich in Bewegung, sprang über den Tisch hinweg, der mir im Weg stand, und griff nach dem, was auch immer meine Gefährtin gerade bedrohte. Ich bekam weiche Haut zu fassen. Unsichtbare weiche Haut, die sich irgendwie seltsam anfühlte. Ich fuhr meine Krallen aus, packte so fest zu, wie ich konnte und zog.

Das Etwas stieß ein kratziges Zischen aus und ließ von Chris ab, die daraufhin zu Boden fiel und hustend ihren Hals massierte. Ich versuchte das Ding, was auch immer es war, festzuhalten, was sich als weitaus schwieriger erwies als gedacht. Es zappelte nun in meinem Griff, wie Chris in seinem gezappelt hatte.

Wie die Haut eines Oktopusses, veränderte sich die Farbe des Dings und war nicht länger transparent, sondern bräunlich-grün mit kleinen schwarzen Punkten, die zu pulsieren schienen. Ein nackter Kopf drehte sich zu mir, beinahe um

hundertachtzig Grad, und starrte mich erbost an.

Ich hatte keine Ahnung, was das für ein Ding war, doch ich wusste, dass ich es auf keinen Fall loslassen durfte. Sonst würde es wieder unsichtbar werden und uns möglicherweise erneut angreifen.

Es öffnete sein Maul weit und entblößte eine Reihe kleiner spitzer Zähne, die wohl eher zum Festhalten als zum Kauen gedacht waren. Doch was mich beunruhigte, war die lange, stachelige Zunge, die mir entgegenpeitschte.

Ein scharfer Schmerz an meiner Wange ließ mich meinen Kopf abwenden. Es hatte mich mit seinem langen ekeligen Schlabberlappen erwischt. Ich spürte, wie warme Flüssigkeit an meiner Wange hinablief. Ich hatte nicht mehr viel Zeit. Jederzeit konnte ein Mensch hereinkommen, unseren Kampf entdecken und ins Kreuzfeuer geraten.

Da schreckte mich ein neues Geräusch auf. Ein helles Kreischen, das von einer Säge stammen musste. Das Etwas in meinem Griff begann zu schreien. Ein hoher, schriller Schrei, der mir die Haare zu Berge stehen ließ. Doch ich ließ noch immer nicht los. Selbst, als mir braunes stinkendes Blut entgegenschoss, beließ ich meine Krallen genau dort, wo sie waren.

Knackende Knochen, ein matschiges Klatschen, dann wurden die Bewegungen von dem Ding schwächer, bis sie schließlich ganz aufhörten. Ich ließ es fallen, als es sich auch wirklich nicht mehr rührte, und sah Chris vor mir stehen, in der Hand eine Knochensäge, wie ich sie aus dem Fernsehen kannte.

Meine kleine Gefährtin war über und über mit Blut bedeckt und atmete schwer. Mit dem noch immer laufenden Gerät in der Hand sah sie aus wie eine irre Psychopathin bei ihrer liebsten Freizeitbeschäftigung.

„Chris, geht es dir gut?“

Sie sah mich mit ihrem typischen *Ist-das-dein-Ernst-Blick* an und trat mit Wucht gegen das tote Ding, das vor ihr lag.

„Jetzt geht es mir gut“, krächzte sie, die Stimme immer noch rau von der unliebsamen Behandlung. „Was machst du überhaupt hier? Nicht, dass ich mich beschweren würde, du hast ein unglaublich gutes Timing.“

„Aiden hat mich gebeten, dich zu holen. Er war der Meinung, dass du in Gefahr bist. Und er hatte mal wieder Recht. Ich nehme dich mit ins Rudelhaus und ich will keine Widerrede hören“, ermahnte ich sie und zeigte auf das Etwas, dessen Eingeweide über den Boden verstreut lagen.

Wieder dieser Blick.

„Hältst du mich für dämlich? Natürlich komme ich mit. Aber zuerst müssen wir diese Sauerei wegräumen. Meine Kollegen kommen in dreißig Minuten für die Tagesschicht.“

Ich sah mich um und entdeckte einen Nebenraum, der als Abstellraum

gekennzeichnet war. Ich ging davon aus, dass man hier überall Reinigungsmittel aufbewahrte – bei all den Krankheitserregern, die hier herumschwirren könnten – und machte mich sofort an die Arbeit. Je eher wir fertig wurden, desto eher konnte ich Chris in Sicherheit bringen.

# Christina

Eine dreiviertel Stunde später saßen wir in Sams Wagen und fuhren aus der Stadt hinaus. Ich hatte meinem Boss erfolgreich etwas vorgehustet, sodass er mich nur zu gern hatte gehen lassen – das war nicht weiter schwierig gewesen.

Nach der schnellen Reinigungsaktion und dem Beinahe-erwürgt-Werden war ich so verschwitzt und außer Atem gewesen, dass mich selbst der beste Arzt für krank gehalten hätte. So gewann ich auf jeden Fall zwei bis drei Tage, bevor ich mir eine bessere Ausrede einfallen lassen musste als eine schwere Erkältung oder die Grippe.

Sam hatte seit dem Angriff kein Wort verloren. Er wirkte aufs Höchste konzentriert und angespannt. Er hatte mit mir gemeinsam in Rekordzeit den Raum gereinigt und die Überreste des Dings – was auch immer es war – in Tüten verpackt, um es aus dem Gebäude schmuggeln zu können.

Es lag nun im Kofferraum des SUV und gammelte vor sich hin.

*Mein verfluchter sechster Sinn!*

Keine zwei Minuten, bevor Sam in den Raum gestürmt war, hatte ich *Es* gespürt. Ich hatte gewusst, dass etwas mit mir im Raum war, nur nicht genau, wo es sich befand, bis sich schließlich dessen widerliche Hände um meinen Hals geschlossen und versucht hatten, alles Leben aus mir herauszuquetschen.

Es war, als würden die Körper von Nachtwesen eine andere Art von Energie abstrahlen als die der Menschen und ich war in der Lage, diese Energien zu unterscheiden. Doch mein Leben retten konnte diese Fähigkeit nicht. Wozu hatte ich sie dann? Was nützte es mir schon zu wissen, dass eine Gefahr droht, wenn ich nichts dagegen tun konnte?

Dieser sechste Sinn konnte mich noch nicht einmal vor einer herben Enttäuschung bewahren. Als ich Sam vor fast einem Jahr kennen gelernt hatte, wusste ich natürlich sofort, dass er kein Mensch war.

Das hatte mich nicht gestört, im Gegenteil. Ich hatte eher angenommen, dass er durch die Tatsache, dass er keiner war, besser als jeder andere verstehen würde, wie es war, anders zu sein – sich nicht richtig anpassen zu können. Doch das tat er nicht.

Er verstand es kein bisschen, sonst hätte er gewusst, wie schwer es jemandem wie mir fiel zu vertrauen, sich jemand anderem gegenüber so zu öffnen, wie ich es getan hatte – und zwar in jeder Beziehung. Er hatte meine Naivität ausgenutzt, doch das würde ihm kein zweites Mal gelingen.

Dieser Angriff fehlte mir gerade noch zu meinem Glück. Keine Ahnung, warum

der Feind des Rudels es jetzt auf mich abgesehen hatte. Schließlich besaß ich keine hilfreichen Informationen und hatte ihnen mit dem bisschen, dass ich ihnen hatte geben können, nicht wirklich weitergeholfen. Die Beweise in der Hütte waren verbrannt und wer wusste schon genau, was James uns würde verraten können.

Als wir das Rudelhaus erreichten, war ich keinen Schritt weiter in meinen Überlegungen. Wir stiegen aus und zogen die Tüten aus dem Kofferraum. Ich persönlich hatte ja ein kleines Problem damit, das widerliche Ding direkt ins Haus zu bringen, doch Sam schien das nicht sonderlich zu stören.

Er wartete, bis ich meinen Sack mit den Innereien geschultert hatte, und lief dann voran. Aus dem Inneren des Arbeitszimmers, dessen Türen weit offenstanden, waren Stimmen zu hören. Er steuerte direkt darauf zu und lud seine Fracht mit einem lauten Klatschen am Eingang ab. Ich legte meinen Sack langsamer daneben, da ich befürchtete, dass er reißen und die Eingeweide über dem ganzen Boden verteilen könnte.

Alle im Zimmer anwesenden Personen drehten sich zu uns. Die Begrüßungen blieben ihnen im Hals stecken, als sie unseren Zustand bemerkten. Wir waren noch immer schmutzig, da wir keine Zeit mehr gehabt hatten zu duschen. Unserer Kleidung haftete der Geruch von Tod und Verwesung an und auch aus den Tüten quoll dieser abartige Gestank.

Ich kam zu dem Schluss, dass sich das Ding schneller zersetzte als eine herkömmliche menschliche Leiche unter den günstigsten Verwesungsbedingungen. Wir mussten sie den anderen zeigen, bevor es nichts mehr zum Zeigen gab.

„Was ist denn mit euch passiert?“, fragte Sams Bruder schockiert und lief auf uns zu.

„Es gab da ein kleines Problem in der Pathologie. Ich wurde angegriffen und Sam kam gerade noch rechtzeitig, um mich zu retten“, antwortete ich, als Sam schwieg.

Sein ganzer Körper schien unter der Anspannung zu zittern.

„Wer hat dich angegriffen?“, knurrte das Alphetier, ergriff vorsichtig mein Kinn, hob es an und untersuchte meinen malträtierten Hals.

„Die Frage sollte eher lauten: Was hat mich angegriffen? Ich habe so etwas noch nie gesehen. Aber wir haben es mitgebracht. Vielleicht weiß einer von euch, was das ist.“

Ich zeigte auf die Tüten und Aiden verzog das Gesicht. Ihm behagte es sehr wahrscheinlich noch weniger als mir, dieses Ding hier zu haben. Er hatte sich schließlich um ein ganzes Rudel einschließlich seiner Frau zu sorgen.

Der Vampirrat Walker ging vor den Tüten in die Hocke und öffnete die erste. Sie

war durch die Fäulnisgase aufgebläht, die nun auf einen Schlag entwichen und die Luft im Zimmer augenblicklich verpesteten. Sarah, Aidents Gefährtin, lief zu den großen Fenstern und begann, eins nach dem anderen aufzureißen.

„Hier sind nur Innereien drin“, bemerkte der schottische Vampir und sah verwirrt zu uns auf.

„Äh, ja. Ich bin mit meiner Knochensäge auf das Ding losgegangen, nachdem Sam das Wesen von mir wegreißen konnte. Ich wusste nicht, wie man es sonst töten kann, also ...“

Den Rest ließ ich ungesagt. Das Ergebnis meiner Ausweidung war deutlich sichtbar. Der Vampir schaute sogar recht beeindruckt zu mir auf, dann machte er sich an der zweiten Tüte zu schaffen. Als er es schaffte, auch diese zu öffnen und der zweite Schwall widerlicher Luft verfliegen war, rollte der kugelige Kopf des Monsters heraus. Die Anwesenden traten alle erschauernd einen großen Schritt zurück. Wieder schaute der Vampir zu mir auf und wieder musste ich erklären.

„Es ließ sich so leichter verpacken und transportieren.“

Wieder wirkte er, als hätte ich ihm imponiert. Was hatte er erwartet? Mein ganzer Arbeitstag bestand darin, tote Menschen zu obduzieren, die oft schon eine Weile tot oder unter schlimmen Umständen ums Leben gekommen waren. Ich hatte während meines Studiums schnell gelernt, so etwas nicht an mich herankommen zu lassen.

„Verstehe“, sagte er und griff nach dem Kopf. „Das gibt’s nicht. Das ist ein Aufhocker.“

„Was zum Teufel ist ein Aufhocker?“, fragte ein junger Mann, der seinen Arm um eine wunderschöne weißhaarige Vampirin gelegt hatte.

„Das ist ein koboldartiger Geist, der Menschen, die seinen Weg kreuzen, auf den Rücken springt und ihnen die Luft zum Atmen nimmt“, sagte eine weibliche Stimme mit einem schwachen spanischen Akzent hinter mir. Eine dunkelhaarige Vampirin in einer hautengen Jeans betrat den Raum, gemeinsam mit dem Hexer Max, dem ich gestern schon kurz begegnet war. „Man findet sie nur noch selten und schon gar nicht an so dicht besiedelten Orten wie einer Großstadt. Für gewöhnlich findet man sie an Seen, in der Nähe von Brücken, auf Waldwegen oder auf Friedhöfen.“

Endlich sprach auch Sam wieder. Seine Stimme klang beherrscht, doch ich wusste, dass er wütend war. So gut kannte ich ihn.

„Dieser hier hat sich aber nicht auf ihren Rücken gestürzt. Er hat frontal angegriffen und versucht, sie zu erwürgen. Oh, und er war unsichtbar.“

„Nicht unsichtbar, nur gut getarnt. Ihre Haut ähnelt der eines Tintenfisches. Sie können die Pigmentierung ihrer Hautoberfläche verändern und sich so ihrer Umwelt anpassen“, erklärte die Vampirin weiter, die erstaunlich viel über diese

Geschöpfe zu wissen schien.

„Könnte der Aufhocker für den Tod der Finnen verantwortlich sein?“, fragte Max die Spanierin eifrig.

„Nein, sie ändern ihre Art des Tötens nicht. Sie stehlen den letzten Atemzug ihres Opfers. Dafür haben sie eine speziell geformte Zunge, die sich um den Kopf des Opfers herumwindet und den letzten Atemzug einfängt.“

Die Schultern des Hexers sackten enttäuscht herab. Warum er enttäuscht war, verstand ich nicht ganz. Aber das würde ich noch – etwa fünfundvierzig Minuten später.

## Max

Ich hatte wirklich gehofft, dass des Rätsels Lösung zerstückelt vor uns liegen würde, doch so viel Glück hatten wir natürlich nicht. Also war die böse Göttin, die auf hinterhältige Art und Weise Wünsche ins Gegenteil verkehrte, immer noch unsere erste Verdächtige.

„Wir sollten den Aufhocker vergraben, und zwar so tief wie möglich. Sein Geruch wird noch ganz andere Dinge anlocken, die ihr gewiss nicht in der Nähe eures Hauses haben wollt“, riet Aitana und verschränkte ihre Arme vor der Brust.

Sie war nervös und das zu Recht. In wenigen Minuten würde ich ihr bestbehütetstes Geheimnis enthüllen. Ein Geheimnis, für das sie sich, wie ich annahm, schämte. Ich fand allerdings, dass sie keinen Grund dafür hatte, schließlich hatte sie die Entscheidung zur Rache vor einer Ewigkeit und unter unvorstellbar grausamen Umständen getroffen.

Niemand konnte ihr das zum Vorwurf machen – jedenfalls sollte man das nicht.

Ihr Ratschlag wurde unterdessen sofort angenommen. Aber eher, weil das Ding zum Himmel stank und nicht, weil der Rat von ihr kam. Aiden telefonierte kurz und nur wenig später betraten zwei Wolfssoldaten den Raum und schleppten die Überreste zur Tür.

„So tief wie möglich, vergesst das nicht“, rief ihnen Aiden hinterher, dessen Nase sich noch immer vor Ekel kräuselte. Die Soldaten nickten noch einmal, dann waren sie fort. „Und ihr zwei solltet euch etwas frisch machen. Chris, ich bin mir sicher, dass unsere Haushälterin Anna dir etwas Frisches zum Anziehen geben kann. Du findest sie in der Küche. Kommt anschließend so schnell wie möglich wieder. Wir brauchen mehr Einzelheiten über die Attacke.“

Die Ärztin wandte sich zum Gehen, wobei mir auffiel, dass sie immer einen gewissen Abstand zu Sam hielt, als bereite es ihr Unbehagen, ihn zu berühren oder von ihm berührt zu werden. Nun, das war vermutlich eine weitere Klatschgeschichte, aber im Moment bedeutungslos. Wir hatten Wichtigeres zu bereden.

„So, wir warten noch auf Mitsuko, Hedwiga und McDougal, dann können wir mit dem Meeting beginnen“, sprach Aiden weiter und bot Sarah den Platz zu seiner Rechten an.

Seine Mutter Victoria machte es sich links neben ihm bequem und auch die anderen suchten sich schnell einen Platz. Ich hielt mich nah bei Aitana. Auch wenn es seltsam klang, ich wollte ihr Rückendeckung geben, sollten die anderen

negativ auf ihre Enthüllung reagieren. Sie brauchte jemanden, der auf ihrer Seite stand und so merkwürdig das auch war, ich übernahm diese Rolle gern.

Eine halbe Stunde später hatten sich alle, die an der Besprechung teilnehmen mussten, eingefunden und Aiden schilderte kurz für all jene, die vorhin noch nicht anwesend gewesen waren, was sich in der Gerichtsmedizin ereignet hatte. Sie waren nicht überrascht. Vermutlich hatten sie mit ihrem sensiblen Gehör von ihren Zimmern aus einen Teil der Unterhaltung gehört. Aber die Besorgnis stand ihnen dennoch ins Gesicht geschrieben.

Denn das bedeutete, dass keiner mehr sicher war – nirgendwo. Aitana sah zu mir und gab mir mit einem Nicken zu verstehen, dass es an der Zeit war, die anderen aufzuklären. Ich räusperte mich, bevor jemand etwas sagen konnte, und forderte die Aufmerksamkeit aller ein.

„Ich denke, ich weiß, wer dahintersteckt.“

Eine Menge erstaunter Augenpaare richteten sich nun auf mich, was sich nicht gerade angenehm anfühlte.

„Würdest du uns bitte aufklären?“, bat Aiden und sah sich am Tisch um.

Er ging wohl davon aus, dass ich doch noch Hinweise im Kopf eines Gastes gefunden hatte, was im Grunde sogar der Wahrheit entsprach. Nur, dass besagter Gast nicht die Schuld an der Misere trug.

„Es ist sehr gut möglich, dass eine ... ähm, Göttin dahintersteckt, die sich Kasiapha nennt.“ Ich hörte jemanden scharf Luft holen, sah aber nicht nach, wer es war. Die anderen sahen eher irritiert aus, weil sie den Namen vermutlich noch nie gehört hatten.

„Erzähl weiter“, forderte Aiden, der zu den irritiert Dreinblickenden gehörte.

„Ich habe während des Hochzeitsempfangs ein paar Gedanken von Aitana aufgefangen, die schon mal mit der Göttin in Berührung gekommen ist. Die Verbindung wurde mir aber erst klar, als ich die geritzten Buchstaben im Hüttenboden gesehen und Aitana mich später darauf hingewiesen hat, dass da überhaupt eine Verbindung bestehen könnte.“

Nun starrten alle Aitana an.

„Kannst du uns das erklären, Rätin Sandoval?“, fragte Andry scharf.

Sein Tonfall gefiel mir gar nicht, vor allem als ich merkte, wie Aitanas Finger sich in den Armlehnen ihres Stuhls festkrallten. Er hatte sich bereits ein Urteil über sie gebildet, genau wie die anderen Vampire am Tisch. Also antwortete ich an ihrer Stelle und ebenso scharf wie er.

„Ich möchte dich und die anderen bitten, eure Fragen an mich zu stellen. Aitana wird nicht antworten.“

„Wie bitte?“, fragte er verblüfft über meinen rüden Ton.

„Du hast mich schon verstanden. Ich antworte für sie.“

Mir war egal, was er aus meiner Antwort machte. Ich wusste, dass ich das Ganze etwas zu persönlich nahm, aber so war es nun mal. Wer sie angriff, griff auch mich an.

„Geht es dir gut, Max?“, fragte Miranda, die fragend die Augenbrauen hochgezogen hatte.

„Mir stinkt es, dass man Aitana schon vorverurteilt hat, bevor alle Fakten auf dem Tisch liegen. Ich habe euch lediglich mitgeteilt, dass ich ein paar Gedanken von ihr aufgefangen habe und schon ist sie für euch die Böse. Oder stimmt das etwa nicht? Und sag jetzt nichts Falsches, ich kenne deine Gedanken, Andry. Ihr kennt ihre Geschichte nicht. Ihr wisst gar nichts von ihr. Wie wäre es also, wenn ihr euch mit euren Mutmaßungen und Vorurteilen zurückhaltet, bis wir alles geklärt haben?“

Die Vampire am Tisch lehnten sich ordentlich gerügt zurück und die Werwölfe sahen etwas betreten drein – den Hexen meines Covens hingegen, machte meine Ansprache wenig aus. Sie verurteilten prinzipiell niemanden vorschnell. In der Geschichte jeder Hexe war Vorverurteilung ein wunder Punkt. Aitana strich mir mit ihren Fingern über den Arm und erinnerte mich daran, weshalb wir hier waren. Also sprach ich weiter, doch diesmal in gemäßigerem Ton.

„Aitana kann euch nicht antworten und das hat einen ganz einfachen Grund.“

Ich sah kurz zu ihr und wartete auf ihre Erlaubnis, Dinge zu verraten, die sehr privat waren.

„*Tu es*“, übermittelte sie mir telepathisch.

„Aitana ist ihr vor beinahe einem Jahrtausend begegnet.“ In Loreleis Augen blitzte kurz so etwas wie Erkenntnis auf, doch schon bald darauf war der Ausdruck wieder verschwunden. Ich sprach weiter. „Man hatte sie und ihre Familie überfallen. Ihre Kinder sind dabei ums Leben gekommen und Aitana wurde zum Sterben zurückgelassen. Die Göttin hatte sich ihren damaligen Zustand zu Nutze gemacht und sie überredet, einen Wunsch auszusprechen. Aitana wollte Rache.“

Ich kniff die Augen zusammen und sah Andry an, dessen Geschichte ähnlich war, nur dass er nicht im Sterben gelegen hatte. Dieser neigte verstehend den Kopf und ließ mich weitererzählen.

„Kasiapha verwandelte sie in einen Vampir, was es ihr ermöglichte, Rache zu nehmen. Allerdings wusste Aitana damals noch nicht, was es sie kosten würde.“

„Was?“, fragte Miranda und lehnte sich gespannt vor. Sarah, Mark und Philippa taten es ihr nach. Neugierige Bande.

„Ihre Seele. Im japanischen Raum ist Kasiapha noch heute als *die reisende Seelenfängerin* bekannt“, antwortete Mitsuko.

Sie ließ sich zwar nichts anmerken, doch innerlich brüllte sie einen derben Fluch

nach dem anderen. Meine Freunde stießen einen schockierten Laut aus und lehnten sich wieder zurück, außer Miranda. Diese erhob sich mit traurigem Gesicht und ausgebreiteten Armen, im Begriff, den Tisch zu umrunden. Aitana ahnte, was sie vorhatte und sagte warnend:

„Wenn dir deine Arme lieb sind, solltest du nicht zu Ende führen, was du gerade vorhast.“

Miranda zog ihre Arme ein, flüsterte *Ich liebe meine Arme* und setzte sich wieder auf ihren Platz.

„Außerdem sorgt sie dafür, dass man sich keine Hilfe suchen kann. Wenn Aitana auch nur ein Wort über diese Abmachung verliert, wird der Vertrag nichtig und sie muss sterben“, erklärte ich weiter.

Ich musste dafür sorgen, dass die anderen verstanden, wie gefährlich die Situation für uns, aber wie aussichtslos sie für Aitana war.

„Warum hat sie es dann dir ... Ah, du hast es in ihren Gedanken gelesen, es geschah also nicht freiwillig und deshalb ist sie nicht tot“, kombinierte Miranda blitzschnell. Sie war nicht umsonst unsere Hohepriesterin. „Was auch bedeutet, dass du uns alles über diese Kasiapha erzählen kannst, was sie weiß, ohne, dass sie Schaden nimmt, richtig?“

Ich nickte und sprach weiter.

„Wenn wir davon ausgehen, dass diese Göttin dahintersteckt, dann ergeben die ganzen Angriffe und vor allem ihre Planlosigkeit einen Sinn. Sie wurden nämlich nicht alle von ein und derselben Person geplant. Sondern von unterschiedlichen Personen.“ Das wurde mir klar, während ich es aussprach. „Bei allem, was ich bisher über *sie* weiß, hat sie höchstwahrscheinlich deren Wünsche erfüllt und das als Gegenleistung von ihnen verlangt. Jeder einzelne Angriff wurde von denjenigen geplant, die ihn durchgeführt haben und nicht von der Göttin selbst.“

„Das würde erklären, warum Mattias die Frau seines Bruders getötet hat“, sagte Andry vorsichtig und rieb sich völlig in Gedanken versunken das Kinn.

„Vermutlich war er es, der den ersten Angriff initiiert hat. Um seinen Bruder und die anderen Angreifer hierherzulocken, brauchte er nur den richtigen Anreiz. Er hat Riks Frau und die Angehörigen der anderen Wölfe im Vorfeld entführt, getötet und sie somit alle hierhergelockt.

Das erklärt aber nicht, wie die Leiche der Frau im Grenzgebiet von Redlake auftauchen konnte und wo die anderen Entführten sich jetzt befinden. Er war zu dem Zeitpunkt schon längst in unserer Hand.“

„Wenn wir das Ganze weiterspinnen und davon ausgehen, dass wir die ganze Zeit das eigentliche Ziel der Göttin waren, dann hat sie die Frau vermutlich selbst dort abgelegt, damit wir die richtigen Schlüsse ziehen und Mattias

hinrichten“, mutmaßte Walker. „Wir hätten damit die Beweise, die zu ihr führen, selbst vernichtet und sie hätte sich nicht einmal die Finger schmutzig machen müssen – und eine weitere Seele.“

„Das ergibt Sinn. Mattias – wenn er tatsächlich einen Handel mit ihr eingegangen ist – konnte uns nichts verraten, ebenso wenig wie Aitana es jetzt kann, ohne das Abkommen zu brechen. Deshalb hat er versucht, es in den Boden zu ritzen. Er wusste, dass er sowieso sterben würde“, sagte ich und dachte über die verzwickte und irreführende Herangehensweise der Göttin nach.

Sie hatte scheinbar an alles gedacht. Nur mich hatte sie nicht einkalkuliert – mich und meine Gabe, die wie ein Computervirus funktionierte – ich konnte ausnahmslos in jeden Kopf hinein.

„Aber warum tut sie das? Was haben wir ihr getan?“, fragte Philippa, die sich Schutz suchend an Walker lehnte.

Ich sah zu Aitana, als ich merkte, wie sie an meinen Verstand *anklopfte*. Sie wollte mir etwas mitteilen. Ich drang erneut in ihren Geist ein, in dem ich mich fast schon wie zuhause fühlte und tat, worum sie mich bat. Ich sprach aus, was sie dachte.

*„Sie will nur eines – Macht. Diese gewinnt sie durch die Seelen ihrer Opfer. Jeder einzelne Attentäter ist tot – jeder, der in ihrer Schuld stand. Ich bin mir sicher: Auch die Wölfe, die Mattias und Rik beim ersten Angriff unterstützt haben, sind tot. Sie hinterlässt keine Zeugen.“*

„Gibt es Aufzeichnungen, die uns Aufschluss darüber geben könnten, was sie vorhat? Schriften oder Prophezeiungen, die uns sagen könnten, wie wir sie aufhalten können?“, fragte Andry, der einen beinahe schon resignierten Ton anschlug.

*„Ich habe mit Abstand die größte Sammlung an Schriften, Schriftrollen und Tafeln zu diesem Thema. Glaubt mir, ich suche schon seit einer langen Zeit nach einem Weg, sie aufzuhalten. Euer Teleporter könnte mich nach Spanien bringen. Alles, was wir brauchen, ist dort in einer verschlossenen Kammer.“*

„Nun, dann würde ich sagen, machst du dich zusammen mit Mark, Lorelei und Max auf den Weg. Bringt alles hierher, was hilfreich sein könnte. Und in der Zwischenzeit überlegt sich der Rest von uns einen Weg, wie wir uns vor einer Göttin und vor dem, was sie uns sonst noch auf den Hals hetzen könnte, schützen können“, schlug Aiden vor und sah zu der Stelle, an der vorhin noch die Überreste des Aufhockers gelegen hatten.

Das Erscheinen dieses koboldartigen Geistes, wie Aitana ihn beschrieben hatte, war definitiv kein Zufall gewesen. Wir standen also von allen Seiten unter Beschuss. Vampire, Werwölfe, Gestaltwandler und Geister – wir konnten niemandem mehr trauen.

## Aitana

Mein Herz schlug schnell. So schnell, dass es sogar den Flügeln eines Kolibris Konkurrenz hätte machen können. Noch nie hatte jemand für mich Partei ergriffen, noch nie hatte mich jemand so vehement verteidigt. Der Hexer hatte es getan, und zwar freiwillig. Als wäre er selbst angegriffen worden, als gehörten wir irgendwie zusammen. Als wären wir eine Einheit.

Beinahe hätte ich gelächelt – wirklich und wahrhaftig gelächelt und nicht nur spöttisch die Mundwinkel verzogen, wie ich es sonst tat.

Es war ein seltsames Gefühl, berauschend und tröstend zugleich. Er hatte sich dem König der Vampire entgegengestellt, im Grunde sogar allen, die am Tisch saßen und sie zurechtgewiesen, als seien sie eine Gruppe gehässiger Kinder, die beim Mobbing eines Mitschülers erwischt worden waren.

*Einfach herrlich! Andrys Gesicht werde ich so schnell nicht wieder vergessen.*

Doch ich durfte bei all dem nicht vergessen, warum wir hier waren. Mark, der sich ziemlich schnell an das Leben eines Vampirs gewöhnt hatte, hatte uns mithilfe eines Fotos, das ich vor Monaten mit meinem Smartphone gemacht hatte, in einer Millisekunde direkt in das Atrium meines Anwesens ins Spanien gebracht.

Das ehemalige Kloster, das ich im 15. Jahrhundert erstanden und nach meinen Vorstellungen hatte umbauen lassen, war mir in all den Jahren zu einem Zuhause geworden. Wundervoll detaillierte Mosaik in Blau und Weiß bedeckten den gesamten Boden und zeigten Szenen aus meiner eigenen Geschichte – eine Zeittafel, die mein gesamtes Leben umfasste. Ich ließ sie regelmäßig erweitern und vervollständigen, denn sie würden das Einzige sein, dass ich nach meinem Ende zurückließ.

Wehmütig blickte ich auf mein Leben hinab, das vor meinen Füßen ausgebreitet lag, während ich meine Gäste durch die Räumlichkeiten führte – auf dem Weg zu der geheimen Kammer, in der die Äbtissin vor so langer Zeit angeblich ihren geheimen Neigungen nachgegangen war.

Laut einigen mündlichen Überlieferungen – von denen die Geschichtsschreiber nicht einmal genau wussten, ob sie überhaupt der Wahrheit entsprachen – hatte die Kammer einen weiteren Zugang, durch den des Nachts ungehindert ihre Liebhaber das heilige Gebäude hatten betreten und wieder verlassen können.

Ich wusste, dass die Gerüchte wahr waren. Ich hatte den Zugang gefunden und vorsichtshalber viele Jahre als mögliche Fluchtmöglichkeit beibehalten. Wirklich gebraucht hatte ich ihn nie, schließlich gab es nicht viele Dinge, vor denen ein

Vampir davonlaufen musste.

Gegen die seelenfressende Schlampe hätte er mir sowieso nur wenig genützt.

Am Ende des in östliche Richtung verlaufenden Ganges befand sich mein Schlafzimmer. Ich öffnete die beiden schweren Flügeltüren und ließ meine Gäste eintreten. Im Gegensatz zu dem, was meine Besucher wohl erwartet hatten, war es nicht pompös und übertrieben prachtvoll eingerichtet. Es ähnelte den Zimmern des Rudelhauses und unterschied sich lediglich durch die Farbwahl.

Wo die Wölfe lieber Braun- und Grüntöne sahen, die zu den Wäldern passten, in denen sie lebten, bevorzugte ich Blau, Grau und Weiß. Die Farben des Himmels bei Tag, wenn die Sonne scheint oder die Wolken den Himmel verdecken. Als Nachtwesen lebte man vorwiegend in den Nachtstunden, doch die Zeit des Tages war mir schon immer lieber gewesen.

Ich konnte die Blicke der anderen in meinem Rücken spüren, als ich die Türen zu meinem begehbaren Kleiderschrank öffnete und hindurchschritt. An der Rückwand des Zimmers befand sich ein versteckter Hebel, der einen uralten, aber dennoch funktionierenden, Mechanismus in Gang setzte. Die Wand glitt zur Seite und gab den Blick auf mein verborgenes Arbeitszimmer preis.

Die ehemalige Liebeskammer der Äbtissin.

Es war kein großer Raum. Bevor ich ihn nutzte, hatten gradeso ein Bett, ein kleiner Schrank und eine Sitzgruppe darin ihren Platz gefunden. Heute waren alle Wände, bis auf eine einzige, mit Regalen vollgestellt – angefüllt mit Büchern, Schriften, Tafeln und Pergamenten in den unterschiedlichsten Sprachen. Und alle nur zu einem Thema – Kasiapha und wie man dem Einfluss eines Gottes entkommen konnte.

Ich hatte sie alle studiert. Schon kurz nach meiner Verwandlung – nachdem ich die Rache bekommen hatte, die ich mir so sehnlichst gewünscht hatte – hatte ich begonnen, auf Reisen zu gehen und Informationen gesammelt. Das Ergebnis sah man nun hier. Jedes Land und jede Kultur hatte ihre eigenen Mythen und Legenden über die *reisende Seelenfängerin* – wie Mitsuko sie genannt hatte – und ich hatte sie alle gefunden.

„Ich bin beeindruckt, Aitana“, sagte Lorelei und näherte sich dem ersten Regal.

„Du hast dir wirklich Mühe gegeben.“

„Das tut man eben, wenn man verzweifelt ist und keine andere Wahl hat.“

Ich wusste selbst, wie niedergeschlagen ich mich anhörte, doch ich konnte nichts dagegen tun. Meine so von mir wertgeschätzte Arroganz war verflogen und wurde ersetzt durch Akzeptanz. Ich glaubte einfach nicht mehr an ein Happy End – jedenfalls nicht für mich.

„Wir sollten uns beeilen. Wir haben nicht viel Zeit und wir müssen eine Menge durchgehen.“

Die anderen stimmten zu, griffen sich ein paar Latexhandschuhe, die ich hier zum Schutz der teilweise sehr alten Papiere aufbewahrte und begannen, alles durchzugehen. Mark, der dank seines Jurastudiums die lateinische Sprache beherrschte, nahm sich die Bücher vor, die in dieser verfasst worden waren. Max hielt sich an die englischen Bücher, die ich im London des 18. Jahrhunderts gefunden hatte und Lorelei und ich übernahmen den Rest.

Eine Stunde später hatten wir einige Werke zusammengetragen, die Kasiapha mit Namen erwähnten, doch wir hatten gerade mal an der Oberfläche gekratzt. Es waren noch immer tausende Schriften durchzusehen, von denen viele absolut unnütz waren.

Ich ließ den Kopf kreisen, um meine steifen Schultern zu lockern und dabei fiel mein Blick auf Lorelei, die sich auf der anderen Seite des Raumes direkt neben Mark niedergelassen hatte. Die andere Rätin – die vermutlich mehr als tausend Jahre älter war als ich, die ganze Welt mehr als einmal bereist hatte und so ziemlich jede Sprache dieser Welt sprach – wirkte verändert.

Ihr Gesicht zeigte nicht länger diese übertriebene Ausdruckslosigkeit, die sie gern zur Schau trug, um andere zu verwirren. Sie lächelte sogar hin und wieder, aber nur leicht, als hätte sie diese Fähigkeit gerade erst wieder erlernt und bräuchte noch mehr Übung.

Daran war ihr Hexer wohl nicht ganz unbeteiligt.

Ich sah zu Max, der sich einen dicken Wälzer aus dem Regal zog und sich neben mir auf dem Boden niederließ. Obwohl ich vor einer Woche noch nicht recht verstehen konnte, warum Andry, Walker und Magnus sich so von den Hexen angezogen fühlten, kam jetzt langsam die Erkenntnis. Es waren so viele Dinge, die sie anziehend machten.

Sie waren selbstlos.

Warum sonst hatte Miranda Carlile mich trösten wollen, nachdem sie von meinem Schicksal erfahren hatte? Und das, obwohl ich zu Beginn versucht hatte, Andry von einer Beziehung mit ihr abzubringen.

Sie waren hilfsbereit.

Warum sonst hätte Max mir seine Hilfe anbieten sollen, und das nach allem, was passiert war? Außer ihm zwei Nächte lang einen Schlafplatz zur Verfügung zu stellen, hatte ich nichts getan.

Und sie waren absolut loyal.

Warum sonst hatte der Hexer mich vor den anderen verteidigt, wenn nicht aus Loyalität? Schließlich berührte mein Schicksal ihn nicht persönlich. Und doch war er für mich eingetreten, im vollen Bewusstsein, dass er in Andrys Augen an Ansehen verlieren könnte.

Das waren Eigenschaften, die man in der Welt der Nachtwesen für gewöhnlich nur selten fand. Hier regierten Selbstsucht, Unbarmherzigkeit und Illoyalität. Jeder dachte nur an sich selbst. Auch ich hatte das letzte Jahrtausend nur an mich gedacht. Alles, was ich tat, hatte ich für mich getan.

Die einen würden es mit einem starken Überlebenswillen verwechseln, denn mal ehrlich – wer wollte schon sterben? Doch ich erkannte den Egoismus in meinen Handlungen. Der Hexer ließ mich nun die Fehler erkennen, die ich begangen hatte. Eine Welle der Scham überrollte mich.

Als hätte er meinen Blick gespürt, wandte Max sich mir zu und grinste mich an. Ich konnte nicht anders als zurückzulächeln. Die Grübchen in seinem Gesicht waren eine herzliche Einladung, die Geste zu erwidern. Als ich erkannte, wie dumm ich mich verhielt, verschwand mein Lächeln und ich richtete meine Augen wieder auf die Papyrusrolle in meinem Schoss.

Ich hörte den Hexer kichern und konnte geradeso verhindern, dass ich errötete. Schüchternheit war keine Eigenschaft, die man mit mir in Verbindung bringen würde, aber im Moment verhielt ich mich sowieso merkwürdig. Selbst für meine Verhältnisse.

„Sag mal, Aitana. Stimmt es wirklich, was so über dich erzählt wird?“, fragte er leise.

„Was wird denn über mich erzählt? Dass ich eine nachtragende, boshafte und hinterhältige Schlange bin, die ihre Feinde heimlich verschwinden lässt und sich an den Qualen Unschuldiger weidet? Dann ja. Es stimmt.“

Er starrte mich ein paar Sekunden mit leerem Blick und offenem Mund an, bevor er sich zusammenriss und weitersprach. Ich hatte eigentlich gehofft, ihm damit begreiflich machen zu können, dass ich kein nettes Mädchen von nebenan war, mit dem man ungeniert flirten konnte. Doch ich hätte es besser wissen müssen. Die Mitglieder dieses Hexencovens taten nie, was man von ihnen erwartete.

„Ähm, das auch, aber ich meinte: Warst du früher wirklich Mata Hari? Die verführerische Tänzerin, die für die Deutschen spioniert hat?“

Er wackelte anzüglich mit den Augenbrauen und ich unterdrückte ein Kichern.

„Ich habe für niemanden spioniert, Schätzchen. Ich war immer nur auf einer Seite – meiner.“

Damit hatte ich in nur zwei Sätzen meine ganze Eigensucht zusammengefasst. Doch das schien den Hexer nicht zu stören, im Gegenteil, er grinste wieder.

„Also ist es wahr?“

„Ich habe getanzt, ja. Aber nicht lange. Wie du dir vorstellen kannst, ist es für Nachtwesen, die so lange leben wie wir, nicht leicht, in der Öffentlichkeit zu stehen. Ein paar Jahre nur, dann beginnen die Leute zu merken, dass etwas nicht stimmt. Wir altern nun mal nicht.“

Deshalb habe ich ein damaliges Dienstmädchen veranlasst, Gerüchte zu streuen. Es war beinahe schon zu einfach. Zur Zeit des Ersten Weltkrieges haben die Leute überall Spione gesehen. Nach meiner Hinrichtung bin ich fürs Erste auf Reisen gegangen und später nach Spanien zurückgekehrt.“

„Du bist eine wichtige Person in der Geschichte. Das ist irgendwie abgefahren.“  
Jetzt kicherte ich tatsächlich.

„Ach, mein kleiner, nichtsahnender Schatz. Ich bin viele wichtige Personen der Geschichte. Das sind wir alle. Du solltest Magnus mal fragen, was er so während der Französischen Revolution getrieben hat. Oder Walker, wo er während des zweiten großen Jakobitenaufstandes war.“

Nun starrte er mich wieder an, diesmal aber eindringlicher.

„Was ist?“

„Du hast mich Schatz genannt und zwar ganz liebevoll“, antwortete er und legte ein selbstsicheres Lächeln auf.

„Ich habe damit nicht ... Ich wollte nicht ... Ist doch egal, was ich sagte, such weiter!“, befahl ich und drehte mich ganz von ihm weg.

*Verdammte Hexen, mit ihrem verdammten Charme!*

## Max

Ich spürte, wie jemand an meinem Verstand anklopfte und wusste sofort, wer es war. Ich sandte meinen Geist aus, drang in seinen ein und wurde augenblicklich mit einem Schwall von Küssen bombardiert.

„*Schmatz, schmatz, schmatz*“, schickte Mark mir telepathisch und grinste dabei wie ein Trottel.

In diesem Moment wünschte ich, ich könnte mentale Ohrfeigen verteilen.

„*Lass den Quatsch!*“, brüllte ich zurück und ertete ein noch breiteres Grinsen.

„*Du hast einen interessanten Frauengeschmack*“, stänkerte Mark.

„*Ich habe einen interessanten Frauengeschmack. So so, das sagt ausgerechnet Mister Eisprinzessin. Wann ist die Hochzeit?*“

„*Hey, in den Situationen, auf die es ankommt, kann Lorelei sehr heiß sein, glaub mir. Wie ein Vulkan.*“

Das Wort Vulkan knurrte er.

„*Du bist ein Blödmann. Und was zwischen mir und Aitana läuft, geht dich nichts an.*“

„*Oh, komm schon. Ich will auch endlich mal was zum Tratschen haben*“, bettelte Mark wehleidig und zog einen Schmollmund.

„*Da gibt es nichts zu tratschen ... Jedenfalls noch nicht.*“

„*Ist das dein Ernst? Ich meine, sie ist schon ein Hingucker, aber Mann, sie ist auch ganz schön ... Na ja, seltsam. Ich halte das für keine gute Idee.*“

Bei diesen Aussagen wurde mein Körper ganz steif vor Entrüstung.

„*Unser kompletter Coven besteht aus Freaks, angefangen bei unserer irren Hohepriesterin, die nur zu gern Leute, die ihr auf die Nerven gehen, in Gebrauchsgegenstände verwandelt. Wir treiben uns mit Werwölfen, Vampiren und Dämonen-Halbgöttern rum, sowohl hier, als auch in anderen Dimensionen und du nennst sie seltsam? Wo warst du im letzten Jahr, Alter?*“

Mark richtete seinen Blick unbestimmt in die Ferne und erinnerte sich an all die Dinge, die uns während dieser Zeit passiert waren.

„*Da hast du nicht ganz unrecht*“, murmelte er in Gedanken.

„*Das ist mir klar, Mann.*“

„*Aber hast du nicht was vergessen?*“

„*Was?*“, fragte ich, weil ich ehrlich nicht wusste, worauf er hinauswollte.

„*Da ist noch die Sache mit dem Verfallsdatum. Sie hat nicht mehr lange Zeit eine Lösung für das Kasiapha-Seelenklau-Problem zu finden.*“

Ich seufzte tief. Ja, das war in der Tat ein Problem. Eines, über das ich bislang

nicht so genau hatte nachdenken wollen. Irgendwann jedoch würde ich das tun müssen. Schließlich wollte ich nicht, dass Aitana etwas passierte.

Irgendwie war sie mir ans Herz gewachsen mit ihrer über die Jahrhunderte hinweg kultivierten Arroganz, den säuerlichen Blicken und dem Fauchen, wenn ihr mal wieder etwas nicht passte. Ich fand es auf eine verrückte Art und Weise lebenswürdig.

Sie verbarg ihr wahres Ich vor allen, nur ich hatte es geschafft, einen Blick auf diese verborgene Seite zu erhaschen. Was ich allerdings nicht konnte, war, eine Göttin daran zu hindern, ihre Seele zu stehlen, schon gar nicht, wenn ich nur herumsaß und bedrückt in die Ferne starrte.

Ich schüttelte mich innerlich und sah Mark an, der mich noch immer beobachtete, jetzt aber mit einem ernsten Gesichtsausdruck.

*„Dann hilf mir, ihr Leben zu retten. Wir müssen hier irgendetwas finden, das ihr helfen kann.“*

*„Schon klar. Aber meinst du nicht, dass die Göttin an alle Eventualitäten gedacht hat?“*, fragte er und verursachte damit einen dicken Riss in meinen Hoffnungen.

*„Nicht an alles. Was glaubst du, warum Aitana sich so an Andry, Walker und Magnus rangeschmissen hat?“* Ich hörte Mark in seinem Kopf kichern, während sein Gesicht äußerlich völlig unbewegt blieb. *„Sie hatte die Theorie, dass, wenn ihre Seele einem anderen gehört, zum Beispiel ihrem Mann, Kasiapha diese nicht einfordern kann.“*

Marks Kichern erstarb und er runzelte nachdenklich die Stirn.

*„Das ist gar kein schlechter Gedanke. Sie musste ganz schön verzweifelt gewesen sein, wenn sie das als ihren letzten Ausweg sah. Warum hat sie aufgehört? Sie scheint sich keine Mühe mehr zu geben, einen Gefährten zu finden.“*

*„Sie hat aufgegeben, Mann, so viel konnte ich in ihren Gedanken sehen. Sie will im Grunde nur noch helfen, Kasiapha aufzuhalten, glaubt aber selbst nicht, dass sie noch aus der Sache heil herauskommt.“*

*„Nun, dann müssen wir ihr helfen, nicht wahr?“* Mark starrte mich ein paar Sekunden mit zusammengekniffenen Augen intensiv an. *„Was hast du eigentlich so vor in nächster Zeit? Irgendwelche Dating-Pläne?“*

*„Hast du mir gerade eben erst nicht davon abraten wollen, etwas mit ihr anzufangen?“*, fragte ich irritiert von seinem Stimmungsumschwung.

*„Wenn’s passt, dann passt’s, sage ich immer. Mach dich ran, du hast nicht viel Zeit.“*

*„Das ist nicht so einfach. Man muss subtil an die Sache herangehen. Ganz vorsichtig, sonst mauert sie.“*

*„Pft, seit wann sind wir Hexen denn subtil? Und fang bitte jetzt nicht damit an, das würde nur böse enden. Ich nehme mal an es muss eine echte Verbindung sein, nichts Erzwungenes und das bekommst du nur, wenn du dich so verhältst wie immer. Sei einfach du selbst. Wie gesagt: Wenn’s passt, dann passt’s! Und derweil suchen wir nach einem Plan B, falls Plan A scheitern sollte.“*

Mark klinkte sich aus und ich dachte eine Weile über seine Worte nach. Ich mochte Aitana – immer mehr, je öfter ich mit ihr zusammen war. Doch reichte das aus, für etwas so Festes? Etwas so Ernstes, dass sie mir sogar ihre Seele anvertrauen würde?

Ich konnte mir eine solch tiefe Hingabe gar nicht vorstellen. Woher sollte ich also wissen, dass dergleichen zwischen uns entstehen könnte? Und wenn nicht, verurteilte ich sie damit zum Tode? Würde ich ihr damit Hoffnung schenken, nur damit diese später wieder zerstört wurde?

Sie saß noch immer mit dem Rücken zu mir und beugte sich über ein sehr alt anmutendes Pergament, das an dessen Rand mit bunten Zeichnungen geschmückt war. Die Sprache konnte ich nicht lesen. Für mich bestand sie nur aus wahllos aneinandergereihten und ineinander verschlungenen geometrischen Formen, doch die spanische Vampirin schien regelrecht vertieft in ihre Lektüre zu sein.

Wir hatten überhaupt nichts gemeinsam. Sie war fast eintausend Jahre alt und ich gerademal dreißig. Sie war wohlhabend, mächtig und einflussreich. Ich arbeitete als Webdesigner in einer Werbeagentur – als einer von vielen.

Große Göttin, wir waren nicht einmal von derselben Art und doch brachte der Gedanke, mit ihr zusammen zu sein, mein Herz zum Klopfen. Mark hatte sein Glück an der Seite der blonden Schönheit gefunden, die ihm gerade sanft durchs Haar strich, während sie eines von Aitanas Büchern las. Und die Kluft zwischen ihm und Lorelei erschien mir sogar noch größer als die zwischen mir und Aitana, denn er war zusätzlich noch ein Idiot.

Aitana warf mir über ihre Schulter hinweg einen Blick zu und der so wichtige Muskel in meiner Brust beschleunigte sein Tempo sogar noch. Sie hörte es, da war ich mir sicher. Als sie bemerkte, dass sie erwischt worden war, drehte sie sich schnell wieder weg. Ich fragte mich, wie weit sie dieses schüchterne Vorspiel noch treiben wollte.

Jeder einzelne Blick von ihr, fühlte sich an wie ein sanfter Fingerstreich über die sensible Haut in meinem Nacken. Nicht, dass ich keinen Spaß daran hatte, oder daran ihre von der Sonne Spaniens geküsste Haut erröten zu sehen, aber so kamen wir nicht voran. Ich würde mir etwas einfallen lassen müssen, wenn ich sie haben wollte. Etwas, das sie nicht erwartete.

*Ah! Ich habe es.*

„Hey, Aitana. Hast du vielleicht Lust mit mir zusammen zu sein? So richtig, meine ich.“

Mark hatte Recht. Wir Hexen waren nicht subtil. Dafür fehlte uns einfach die Geduld. Aitana erstarrte. Lorelei hielt mit dem Streicheln inne und sah mich erschrocken an. Und Mark? Nun Mark grinste von einem Ohr zum anderen und streckte beide Daumen in die Luft.

„*Gut gemacht, Alter.*“

Ich nickte ihm selbstsicher zu und konzentrierte mich wieder auf die Frau, die sich jetzt ganz langsam zu mir umdrehte und aussah, als hätte ich ihr mit einer Mordskeule gegen den Hinterkopf geschlagen.

„Was hast du gesagt?“, fragte sie ganz langsam, um auf Nummer sicher zu gehen, dass sie sich nicht verhört hatte.

„Ich habe gefragt, ob du vielleicht an einer Beziehung mit mir interessiert wärst. So mit allem Drum und Dran.“

Ich konnte beinahe sehen, wie ihre Gedanken rotierten – tat aber nichts, um sie zu lesen. In diesem Moment kam es mir wie eine schwere Verletzung ihrer Privatsphäre vor. Also ließ ich mich überraschen. Allerdings schien sie nicht zu wissen, was sie dazu sagen sollte. Denn sie öffnete ein paar Mal den Mund, nur um ihn dann wieder zu schließen.

„Ich werde darüber nachdenken. Danke für das Angebot“, sagte sie schließlich, und zwar in einem so ausgewählt höflichen Ton, dass mir klar war, dass sie mich nicht wirklich ernst nahm.

„Tu das, aber nur, dass du es weißt. Wir Hexen geben nicht so schnell auf. Du wirst damit rechnen müssen, dass ich dich nerve, bis du nachgibst.“

„Ich könnte einfach weglaufen“, merkte sie an und wirkte selbstzufrieden.

„Und wohin? Ich weiß jetzt, wo du wohnst und Mark wird mir bestimmt dabei helfen, dich wiederzufinden. Nicht wahr, Mann?“

Mark nickte mir zu und grinste sie an.

Jetzt, wo ich mir diese Idee in den Kopf gesetzt hatte, klang sie immer besser – ich würde die Frau einfach behalten.

„Gut zu wissen“, antwortete sie und starrte mich noch immer mit einer Mischung aus Verwirrung und Unglauben an. Dann drehte sie sich wieder ihrer Arbeit zu. Bis zu unserer Rückkehr in die Staaten redete niemand mehr ein Wort.

## Aitana

Wir packten nach der kompletten Durchsicht meiner Sammlung die Exemplare vorsichtig in Pappkartons, in denen die Göttin explizit erwähnt wurde, stapelten sie und ließen uns anschließend von Mark damit zurück in den Eingangsbereich von Redlake Manor bringen. Es gab kein Empfangskomitee, doch das hatten wir auch nicht erwartet.

Nach meinen schlechten Neuigkeiten, dass eine Göttin gegen uns arbeitete, mussten die Sicherheitsvorkehrungen neu durchdacht werden. Es reichte nicht mehr, nur Vampire, Werwölfe und Gestaltwandler als Gegner einzukalkulieren. Wir mussten unsere Sicherheitsmaßnahmen deutlich ausweiten. Dass ich bei der ganzen Sache von *Wir* sprach, überraschte mich ebenfalls nicht mehr. Der Hexer hatte sich mit seinem Eintreten für meine Angelegenheiten meine Loyalität verdient.

Ich konnte noch immer nicht fassen, dass er mir dieses seltsame Angebot gemacht hatte. Zuerst hatte ich das für einen schlechten Scherz gehalten, eine Art grausames Spiel mit der Todgeweihten. Doch so war Max nicht.

Er würde niemandem absichtlich wehtun, auch mir nicht. Er meinte es also ernst. Mein Gehirn schaffte es einfach nicht, das zu verarbeiten. Ich verschob das auf einen späteren Zeitpunkt und widmete mich lieber wieder unserem Hauptproblem.

Kasiapha war mit der Zeit immer mächtiger geworden und ihre Macht wuchs sogar noch weiter. Sie könnte uns alles Mögliche auf den Hals hetzen. Der Aufhocker war nur der Anfang gewesen. Das Miststück kannte kein Mitleid und sie würde alles tun, um ihre Ziele zu erreichen. Es würde uns schon helfen, wenn wir wenigstens wüssten, was genau ihre Ziele waren.

Lorelei, Mark und Max nahmen die ersten Kisten und trugen sie ins Arbeitszimmer. Ich folgte ihnen mit zwei weiteren. Nachdem wir alles vorsichtig in der Mitte der großen Tafel abgestellt hatten, zog Lorelei ihr Telefon aus der Tasche und wählte Andrys Nummer. Dieser teilte ihr mit, dass er mit Miranda, Magnus, Walker und Philippa zurück zum Borislav-Tower gefahren sei, um auch seine Bibliothek durchzusehen.

Die Wahrscheinlichkeit, dort die Antwort zu finden, die wir suchten, war zwar gering, doch solange es eine Chance gab, durften wir sie nicht verstreichen lassen. Mark unterbrach ihr Gespräch kurz und bot an, Walker nach Schottland zu bringen, um auch in dessen Bibliothek zu suchen.

Ich hörte den Vampirvollstrecker am anderen Ende der Leitung antworten. Er

nahm das Angebot dankend an und rief seine Leute zusammen, damit sie ihn bei der Suche unterstützen konnten. Eine Minute später war der Teleporter verschwunden, um nur dreißig Sekunden später verrichteter Dinge wieder zu erscheinen.

„Ich liebe meine neue Vampirkraft. Zweimal Europa und zurück und ich bin noch nicht einmal müde. Der Hammer!“

Er tat, als würde er sich Staub von der Schulter wischen und griff zufrieden nach der ersten Kiste.

Schnell hatte sich der Raum wieder gefüllt. Die verbliebenen Mitglieder des Werwolfrates und die restlichen Hexen waren zu uns gestoßen und sahen nun gemeinsam mit uns alle mitgebrachten Dokumente durch. Aiden, Sam und ihre Wolfssoldaten arbeiteten unermüdlich daran, das Haus zu sichern und die Familien in Sicherheit zu bringen, die in den kleinen Cottages rund um das Haupthaus lebten.

Wir arbeiteten leise, die Stimmung war gedrückt. Keine schlechten Scherze und unangebrachten Kommentare kamen von den Hexen und Hexern. Keine zickigen Entgegnungen und bissigen Andeutungen von den Werwölfen. Es war zu ruhig, um sich wirklich konzentrieren zu können. Ständig drifteten meine Gedanken in eine Richtung ab, die ich im Moment einfach nicht einschlagen wollte.

Ich entschloss mich, in die Küche zu gehen und mir einen Blutbeutel zu nehmen. Nicht, weil ich durstig war oder die Energie gerade benötigte, sondern weil ich nicht still dasitzen konnte, ohne an den Ärger zu denken, den ich selbst auf mich geladen hatte.

Ich verließ den Raum und schlenderte durch den Eingangsbereich auf die Tür zur Küche zu. Die kleine Hexe Flora spazierte in ihrer tierischen Gestalt direkt an mir vorbei, ohne mich zur Kenntnis zu nehmen und steuerte den Gemeinschaftsraum an, in dem, wie ich hören konnte, der Hexer Teliasar gerade mit dem Werwolf Jack Hunter ein Spiel auf der Playstation spielte.

Ich betrat die Küche und nickte Anna grüßend zu, die hinter dem Herd stand und in einem riesigen Topf rührte, in dem Essen für dreißig Personen Platz fand. Ich schnappte mir ein Glas aus einem der Hängeschränke, ging in die Abstellkammer zum zweiten Kühlschrank und füllte den Inhalt einer Blutkonserve hinein.

Danach verließ ich das Gebäude durch die Terrassentür, setzte ich mich auf deren Stufen und stellte das Glas neben meiner Hüfte ab. Und so saß ich noch immer da, als ich die Schritte einer weiteren Person hörte, die sich mir sachte von hinten näherte. Ich hatte erwartet, dass er mir folgen würde, deswegen machte ich ihm ein wenig Platz und sah weiter hinaus in die Wälder von

Redlake.

„Wir finden einen Weg, um dir zu helfen, Aitana. Ich verspreche es.“

„Tu das nicht. Versprich mir nichts, was du nicht halten kannst, Max.“

„Das tue ich nie.“

Ich stellte das Glas ein wenig weiter weg, drehte mich zu ihm und betrachtete sein markantes Profil – seine Haare, die sich nicht entscheiden konnten, ob sie schwarz oder braun sein wollten, lang oder kurz.

Ich wollte mit meinen Fingern hindurchfahren, wie Lorelei es bei Mark getan hatte und noch vieles mehr. Etwas mit ihm anzufangen war keine gute Idee. Es würde uns später umso härter treffen, sollten wir keinen Ausweg aus meiner Lage finden.

Ich erkannte plötzlich meinen eigenen Denkfehler. Ich hatte über Jahre hinweg versucht, Andry, Magnus und Walker für mich einzunehmen, etwas mit ihnen zu beginnen, was Kasiaphas Aufmerksamkeit unweigerlich auf sie gerichtet und sie so in Gefahr gebracht hätte und es war mir egal gewesen. Ich war nur meinem Ziel gefolgt. Das war keine Zuneigung, sondern Egoismus.

Aus diesem Grund hätte auch niemals eine so tiefe Verbindung zwischen mir und einem von ihnen entstehen können, dass es ausgereicht hätte, meine Seele vor der Göttin zu retten. Doch bei Max war es anders, ich spürte es hier und jetzt und wollte daher kein Risiko eingehen.

Dieser Hexer hatte mich so weit gebracht, dass es mir nicht egal war, was er empfand und was mit ihm geschah.

„Was willst du, Max?“

Er antwortete nicht auf meine Frage. Stattdessen ergriff er meine Hand, verwob seine Finger mit meinen und stellte selbst eine.

„Wie heißen sie? Deine Kinder?“

Mir schossen die Tränen in die Augen. Vor Wut, vor Trauer und vor Hoffnungslosigkeit, doch meine Stimme war ruhig, als ich antwortete.

„Álvaro war mein Ältester. Er war acht Jahre alt. Isaura war die Zweitgeborene. Sie war sechs und dann war da noch Jimena, sie war eineinhalb Jahre.“

„Was ist an dem Tag passiert?“

Ich atmete tief durch und schluckte den Kloß herunter, der sich in meiner Kehle zu bilden begann.

„Sie kamen, als ich das Frühstück zubereitete. Álvaro und Isaura spielten im Schlafzimmer unserer Hütte. Álvaro betrachtete sich als Mann im Haus, seit sein Vater verschwunden war, und kümmerte sich daher mit um die beiden Kleinen, wie er sie nannte.“

Ich kicherte bei der Erinnerung. Mein Ältester hatte sich für einen echten Mann gehalten und auch versucht, so zu handeln. Dabei hätte er selbst eine Kindheit

haben sollen. Sie alle hätten eine richtige Kindheit haben sollen.

„Das Baby war bei mir. Die Kleine liebte es, bei mir zu sein – mit meinen Haaren zu spielen, sie sich um ihre winzigen Finger zu wickeln. Sie lachte gerade, als die Tür eingetreten wurde. Dann begannen die Schreie. Alle haben durcheinandergeschrien. Ich kann mich nicht mehr an alles erinnern.“

Das war eine Lüge. Ich erinnerte mich an jede schreckliche Sekunde, doch diese Erinnerungen gehörten nur mir. Ich wollte ihn nicht mit den schrecklichen Details belasten.

„Ich weiß aber noch, wie ich später wach wurde und versuchte, auf Jimena zuzukriechen. Da hat sie mich gefunden. Sie musste meine Verzweiflung gespürt und ihre Chance gewittert haben, noch eine Schuld in ihre Sammlung aufzunehmen.“

„Weißt du, warum die Männer das getan haben?“

„Nein, und es spielt auch keine Rolle mehr.“

Ich atmete tief durch und ein schadenfrohes Lächeln legte sich auf mein Gesicht.

„Ich kann dir aber versichern, dass sie es später, als ich sie endlich gefunden hatte, schrecklich bereut haben.“

„Gut“, sagte er einfach und beugte sich ein wenig zu mir.

Als ich nicht zurückwich, legte er seine Lippen auf meinen Mund. Ganz sanft, nur, um mir sein Mitgefühl auszudrücken. Ich wartete auf die Wut, die ich normalerweise in einer solchen Situation spürte – wenn man mich mal wieder mitleidig ansah –, doch sie kam nicht.

Stattdessen flackerte eine kleine Flamme in meinem Bauch. Sie erwachte zum Leben, wurde größer, bis sie mich schließlich von innen heraus erwärmte. Ich legte den Kopf ein wenig schief, beugte mich ihm nun ebenfalls entgegen und genoss die Weichheit seines Mundes.

*Hm ...*, seufzte ich wohligh.

Doch das Wohlgefühl hielt nicht lange an. Meine Sinne schlugen Alarm, warnten mich vor einer drohenden Gefahr. Ich riss meine Augen auf, sah an Max' Gesicht vorbei und entdeckte einen blankpolierten Degen, der auf seinen Rücken gerichtet war. Ein fester Stich und er wäre durchbohrt.

*Menschlich und sterblich* schrie mir mein Instinkt zu und ich handelte, ohne nachzudenken.

Ich krallte mich in seine Oberarme, riss ihn mit Vampirgeschwindigkeit herum und warf mich zwischen ihn und die Waffe, die mich im nächsten Moment durchstieß. Ich spürte es kaum, der Schmerz würde erst später kommen, doch die Wut war augenblicklich da.

Max sah mich erst erstaunt und dann schockiert an, als er endlich merkte, dass die Spitze einer langen, stählernen Waffe aus meiner Brust ragte. Ich erhob mich,

schirmte Max weiter ab und drehte mich mit einem Ruck zu unserem Angreifer. Dieser konnte nicht anders, als die Waffe loszulassen. Ich hörte noch wie Max, „*Na toll, jetzt auch noch Zombies*“, murmelte, dann rauschte das Blut vor Zorn laut dröhnend durch meinen Schädel.

Vor meinen Augen wurde alles blutrot.

Ich griff nach hinten, zog den Degen mit einem lauten Fauchen aus meinem Rücken und begann mich zu verwandeln. Meine Oberschenkel, meine Oberarme mein ganzer Körper dehnte sich aus. Ich hörte das Reißen von Stoff, hörte, wie Max scharf einatmete und wie die Stiefel des toten Dings über den Marmor schlurften, dann richtete ich meine ganze Konzentration auf den Kampf.

Max lag nicht ganz richtig. Es war kein Zombie, wie man sie aus Serien und Filmen kannte. Es war die gut erhaltene Mumie eines spanischen Konquistadors, wieder zum Leben erwacht – wenn man es so nennen konnte –, die mir gerade eben ihren Degen zwischen die Rippen gerammt hatte.

Die verdammte Göttin dachte wohl es wäre witzig, mir einen Landsmann zu schicken.

Ich breitete meine schwarzen, mit roten Adern durchzogenen Flügel aus und versperrte ihm die Sicht auf den Hexer. Der tote Körper versuchte immer wieder an mir vorbeizukommen, um zu ihm zu gelangen. Ich hatte keinen Zweifel daran, dass er nur seinetwegen geschickt worden war – nur, um Max zu töten.

*Diese verdammte Kuh!*

Das tote Ding schlug nach mir aus, verfehlte mich aber um Längen. Er war einfach nicht schnell genug, um wirklichen Schaden anzurichten. Mir reichte es trotzdem. Ich trieb den Degen, den ich immer noch in der Hand hielt, in die Brust des wandelnden Toten, drängte ihn bis zum Waldrand zurück und spießte ihn mit Gewalt wie einen Käfer an den nächstbesten Baum.

Der Konquistador versuchte, sich zu befreien, streckte immer wieder die Arme nach dem Hexer aus, der mittlerweile zu mir getreten war, und zappelte vergeblich. Er war fürs Erste gefangen und konnte keinen weiteren Schaden anrichten.

Die Wunde in meiner Brust verschloss sich langsam, der Blutfluss stoppte und der Schmerz ebte ab. Doch die Erleichterung, die ich über Max' Unversehrtheit empfand, war noch viel größer. Ich drehte mich zu ihm, um mich noch einmal davon zu überzeugen. Er starrte nicht den Toten, sondern mich an. Vor allem meine Flügel schienen es ihm angetan zu haben.

Er streckte seinen Finger zaghaft danach aus, zog ihn aber sofort wieder zurück, als er bemerkte, wie unhöflich er sich verhielt, und versteckte seine Hände hinter seinem Rücken.

„Willst du sie mal anfassen?“, flüsterte ich entzückt von seiner Reaktion und

konnte kaum glauben, dass ich in einem solchen Moment mit ihm flirtete. Meine Stimme klang rau und tief, ganz und gar nicht wie die einer sinnlichen Frau, doch er schien es kaum zu bemerken. Er nickte nur geistesabwesend und streckte erneut seine Hand nach mir aus. Seine Fingerspitzen zeichneten die feinen Äderchen nach, die die gesamte Lederhaut meiner Flügel durchzogen. So sanft und zurückhaltend, dass ich eine Gänsehaut bekam.

„Ähm ...“, räusperte sich jemand hinter uns.

Das kam so unerwartet, dass ich erschrak, mit ausgefahrenen Krallen herumfuhr und wild knurrte. Aidens Bruder Sam stand hinter mir, bedeckte schnell sein Gesicht und rief kichernd:

„Nicht mein schönes Gesicht!“

„Schleich dich nicht so an, verdammte“, brüllte ich zurück und begann mich wieder zurückzuverwandeln.

Es dauerte nur wenige Sekunden und ich hatte wieder meine ursprüngliche Gestalt angenommen. Meine Kleidung hing nun locker an mir herab, gedehnt durch meinen vampirischen Körper.

„Was ist denn das?“, begann der Wolf und zeigte auf die Mumie. „Zombieapokalypse?“, fragte er und zog eine Augenbraue hoch.

„Ein kleines Geschenk von der Göttin“, antwortete Max und verschränkte die Arme vor der Brust.

Er war wütend und das zu Recht. Das war eindeutig ein Attentatsversuch auf ihn gewesen. Offenbar hatte Kasiapha bereits gemerkt, dass der Hexer und ich uns näherten. Stimmt meine Theorie, dass eine Liebesbeziehung mich vor dem Ende bewahren konnte? Es deutete jedenfalls darauf hin. Warum sollte Max das Ziel dieses Angriffs sein?

„Ich glaube eher, es war eine Botschaft“, sagte ich und sah Max eindringlich an. Ich wollte, dass er verstand, woran ich dachte. Dieser schüttelte jedoch nur den Kopf und sagte:

„Wir sollten lieber überlegen, was wir mit dem Ding machen.“

„Ihm in den Kopf schießen, wie bei *The Walking Dead*?“, fragte Sam und deutete seiner Hand, die er zu einer Waffe formte, auf seine Schläfe.

„Es ist kein Zombie“, erklärte ich. „Es würde nichts bringen. Auch eine Enthauptung würde es nicht auslöschen. Wir sollten ihn verbrennen, bis nur noch Asche übrig ist und wir müssen sein Seelengefäß zerstören.“

„Was ist ein Seelengefäß?“

Sam kannte sich mit dunkler Magie ganz offenbar nicht aus.

„Wie der Name schon sagt, ein Gegenstand, in den man eine Seele einsperrt“, antwortete ich auf die Frage. „Man gibt die Seele eines Toten in ein Gefäß – zum Beispiel ein Schmuckstück, oder tatsächlich ein Behältnis, wie eine kleine

Flasche –, dann bespricht man es mit einem Befehl. Der Körper des Toten führt diesen Befehl dann aus, komme, was wolle. Wie eine Marionette. Das funktioniert sogar mit noch lebenden Menschen, vorausgesetzt, man hat ihm vorher seine Seele entzogen.“

Max sah mich erschrocken an, als ihm klar wurde, dass das auch mit mir geschehen könnte. Ich nahm seine Hand und strich mit meinem Daumen beruhigend über seinen Handrücken.

„Okay. und wo ist dieses Gefäß? Müsste die Göttin es nicht haben?“

„Nein, es muss beim Körper bleiben. Ganz nah.“

Da machte es Klick.

„Es ist der Degen. Schade, es ist ein wirklich schönes Stück Handwerkskunst. Der Hexer mit den Feuerhänden, wie hieß der noch gleich?“

„Jason“, sagte Max.

„Ja, genau der. Er könnte den Degen zum Schmelzen bringen und das Ding dort verbrennen, dann dürfte die Sache erledigt sein.“

Sam nickte und ging zurück zum Haus. Er ließ sich Zeit, denn Kasiaphas Schoßhund ging nirgendwo mehr hin.

## Sam

Wie ich wusste, waren Jason und Erika in der Stadt bei den Wongs, um Sarahs Familie zu bewachen. Also nahm ich den direkten Weg ins Arbeitszimmer, klopfte Mark – der über ein dickes Buch gebeugt am Tisch saß – auf die Schulter und sagte:

„Könntest du dich zu den Wongs beamen, Jason holen und ihn zu Aitana und Max bringen? Er soll einen Zombie für sie verbrennen.“

Alle Augen richteten sich fragend auf mich. Ich zuckte nur mit den Schultern und verließ wieder den Raum. So langsam sollte sich niemand mehr über die schrägen Dinge wundern, die hier passierten.

Mal ehrlich!

Da ich nicht zu lange von Chris getrennt sein wollte – für den Fall, dass sie wieder meine Hilfe brauchte –, machte ich mich sofort wieder auf den Weg zu ihrem Zimmer. Nach einer langen Debatte und einer großen Portion Gezeter hatte sie mir erlaubt, drinnen auf sie aufzupassen, anstatt – wie zuerst von ihr gefordert – vor der Tür zu stehen.

Da sie noch nicht außer Gefahr war, konnte ich das Risiko nicht eingehen, sie allein zu lassen. Auch wenn die Distanz lediglich fünf Meter betrug und das einzige Hindernis eine nicht abgeschlossene Tür war. Der Aufhocker war auch irgendwie an den ganzen Sicherheitsvorkehrungen der Gerichtsmedizin und den Polizisten, die jeden Tag dort ein und aus gingen, vorbeigekommen.

Ganz zu schweigen von den beiden Finnen, die in einer abgesicherten Holzhütte zerstückelt worden waren, ohne dass die Wachen auch nur den leisesten Mucks gehört hatten. Ich klopfte kurz, öffnete die Tür und betrat ihr Zimmer. Sie saß mit angezogenen Beinen auf dem Bett, umarmte ihre Knie und hatte ihr Kinn darauf abgelegt.

„Und?“, fragte sie leise.

Sie hatte vorhin die Anwesenheit des Zombies oder was auch immer es war, gespürt. Gemeinsam hatten wir dann vom Fenster aus beobachten können, wie es unbemerkt aus dem Wald gekommen und auf Aitana und Max zu geschlichen war, die sich nichtsahnend miteinander unterhalten hatten.

Ich war sofort auf Chris Drängen hin nach unten gelaufen, kam aber zu spät, um den Angriff selbst zu verhindern. Was auch, den Göttern sei Dank, nicht mehr nötig gewesen war. Aitana hatte es bemerkt und erfolgreich abgewehrt. Interessant war, dass dieser erneute Angriff Max gegolten hat und nicht der Vampirrätin. Schließlich hatten die letzten Angriffe Magnus und Lorelei als

primäre Ziele.

Was führte die Göttin bloß im Schilde? Ich verstand ihr Vorgehen nicht. Zuerst der Angriff auf das Rudel, dann der Bombenanschlag auf die Vampire, und darauf folgten mehrere Attentate, die gegen Einzelpersonen gerichtet waren? Das ergab alles keinen Sinn. Es hatte den Anschein, als wolle sie uns mit all diesen Aktionen völlig aus dem Konzept bringen.

Vielleicht verschleierte sie so ihre wahren Absichten.

Und es funktionierte. Wir wussten nicht mehr, was wir denken sollten und wie wir uns zuverlässig schützen konnten. Wenn sogar ein abgeriegelter Raum wie die bewachte Hütte im Wald nicht verhindern konnte, dass sie an die Personen im Inneren herankam, was konnte uns dann noch vor ihr bewahren?

Da es nichts brachte, über das Durcheinander, das die Göttin hinterlassen hatte, nachzudenken, beschloss ich, mich um meine kleine Gefährtin zu kümmern, die noch immer auf meine Antwort wartete.

„Es geht ihnen gut. Konntest du es nicht sehen?“

Sie schüttelte den Kopf, ihr langes silberblondes Haar fiel ihr über die Schulter in den Schoß.

„Nein, als Aitana es mit dem Schwert durchstoßen hat, sind sie aus meinem Blickfeld verschwunden.“

„Mach dir keine Sorgen. Sie haben es an einem Baum aufgespießt und nun ist Mark unterwegs, um Jason zu holen. Sie werden es verbrennen, bis nichts mehr davon übrig ist.“

Sie wirkte nachdenklich und ernst, aber ich konnte keine Angst an ihr riechen, was mich ungemein erleichterte. Ich wollte nicht, dass sie Angst hatte. Nicht hier, in meinem Zuhause. Ich wollte, dass sie sich sicher fühlte, vor allem in meiner Gegenwart.

„Chris, ich ...“ Ich hielt inne, setzte mich zu ihr und nahm eine Strähne ihres Haars zwischen die Finger. „Ich wollte mit dir über etwas sprechen, weiß aber nicht so recht, wie ich anfangen soll.“

„Sag einfach, was du zu sagen hast, Sam“, sagte sie schicksalsergeben.

Ihre Reaktion war verständlich, und doch hätte ich jetzt gerne frustriert geknurr.

„Chris, ich will, dass du weißt, dass ich mich damals wie ein Idiot verhalten habe. Ich weiß das, wirklich. Ich habe die Tragweite meines Handelns damals nicht verstanden. Habe nicht gewusst, was für einen großen Fehler ich da beging.“

„Ich weiß ehrlich nicht, wovon du redest.“

„Am besten erzähle ich dir von Anfang an, was passiert ist. Dann kannst du selbst entscheiden, wie es weitergehen soll. Wenn du nach meiner Erklärung nichts mit mir zu tun haben willst, werde ich das respektieren und dich in Ruhe

lassen, sobald die Sache hier geklärt ist. Versprochen“, sagte ich, obwohl sich bei dem Gedanken alles in mir zu sträuben begann.

„Na schön. Erkläre es mir.“

Sie entzog mir ihr Haar und lehnte sich in die Kissen, die hinter ihrem Rücken aufgetürmt waren.

„Ich habe nicht gelogen, als ich sagte, ich wollte damals keine Informationen von dir. Zwei aus unserem Rudel sind Cops und die hätten sie mir ohne Schwierigkeiten besorgen können. Als ich an jenem Tag in der Pathologie erschien, wollte ich mir die Leiche von Jimmy Breitmann ansehen – mehr nicht. Andy, ein anderes Rudelmitglied, hatte am Abend zuvor eine Schlägerei mit diesem Jimmy. Ich wollte nur wissen, ob die Verletzungen, die er durch Andy erlitten hatte, tödlich gewesen waren oder nicht. Doch so weit kam es dann gar nicht. Vorher begegnete ich dir. Ich merkte sofort, dass du wusstest, dass ich nicht normal war und das kam mir verdächtig vor.“

„Woher wusstest du es und wieso bist du dann einfach wieder verschwunden? Du hast keine Fragen gestellt, sondern dich nach unserem Gespräch nur verabschiedet und bist gegangen.“

„Ja, ich wollte erst mehr über dich in Erfahrung bringen. Und was das andere angeht, du bist nicht gerade gut im Vortäuschen, ahnungslos zu sein. Du hast mich während unserer Unterhaltung die ganze Zeit angestarrt wie ein Tier im Zoo. Es war nicht schwer zu erraten, dass du wusstest, dass ich kein Mensch bin.“

Sie errötete leicht und ihr Blick glitt schüchtern zur Seite.

„Das hatte gar nichts damit zu tun, dass du kein Mensch bist“, gab sie zu und atmete tief durch.

„Oh ... da habe ich mich wohl geirrt.“

Allerdings streckte ich innerlich stolz die Brust raus bei ihrem Kompliment. Sie hatte mich also attraktiv gefunden. Und ich hatte angenommen, sie wüsste, dass ich ein Nachtwesen sei.

„Aber du hast Recht. Ich wusste es.“

„Woher?“, fragte ich neugierig.

Die meisten Nachtwesenrassen waren äußerlich nicht von normalen Menschen zu unterscheiden, und wenn, dann tarnten sie sich erfolgreich.

„Das erzähle ich später. Erklär zuerst weiter.“

Jetzt kam der Teil, auf den ich nicht gerade stolz war.

„Nach unserer Begegnung habe ich angefangen, dich zu beschatten.“ Sie riss erstaunt die Augen auf, schwieg aber und hörte weiter zu. „Du hast dich nicht auffällig verhalten, also ging ich einen Schritt weiter. Ich dachte, wenn ich mich mit dir treffe, persönlich, dann würde ich herausfinden, warum du so eigenartig

bist.“ Ich schüttelte den Kopf über meine eigene Dummheit. „Ich traf dich ‚zufällig‘ am Pier 1 und verabredete mich mit dir. Der Sex war nicht geplant, glaub mir, aber ich konnte dir einfach nicht widerstehen. Irgendetwas an dir zog mich magisch an.“

„Wie ein Hundeleckerli?“, fragte sie und grinste leicht.

*Hundewitze, großartig! Das hatte ich wohl verdient.*

„Sowas in der Art, ja ... Nach der Verabredung bekam ich Panik. Ich verstand es ... dich nicht. Dass ich so viel auf einmal empfand für eine Frau, die ich kaum kannte, die intuitiv wusste, dass ich kein Mensch war und die mich absolut verwirrte. Ich habe nicht nachgedacht, sondern einfach reagiert. Ich wollte nicht darüber nachdenken, was das bedeuten könnte.

Und wie du jetzt vielleicht siehst, hatte ich sogar Recht mit dieser furchtbaren E-Mail. Kaum bin ich wieder in dein Leben zurückgekehrt, wirst du angegriffen. Mein Leben ist gefährlich und nun habe ich dich mit hineingezogen. Ich würde es mir nie verzeihen, wenn dir meinetwegen etwas zustoßen würde – oder weil ich es nicht verhindern konnte.

Ich hatte erst vor Kurzem eine Unterhaltung mit meinem Bruder. Er hat mir klargemacht, warum ich mich in deiner Gegenwart so widersprüchlich benehme und warum ich am liebsten jedem Mann das Gesicht abreißen will, der dich auch nur ansieht.“

Ihre Augen weiteten sich ungläubig und ihr Mund öffnete sich zu einem stummen *Oh*. Ich lehnte mich ein wenig zu ihr, zog erneut an ihrem Haar, aber nur ganz leicht. Sie sollte meine Berührung spüren.

„Ich kann dich nicht gehen lassen, Chris. Du gehörst zu mir. Sag, dass du mir vergibst.“

Den letzten Satz flüsterte ich. Ich hoffte sehr, dass sie verstand, worauf ich hinauswollte.

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll“, flüsterte sie zurück.

Ich kam noch ein wenig näher, legte meine Lippen an ihr Ohr und flehte sie an, wie Aiden es mir geraten hatte.

„Bitte, verzeih mir. Ich werde es auch wieder gutmachen.“

Sie atmete scharf ein, ihre Lider schlossen sich leicht und sie drehte mir ihr Gesicht entgegen. Ich wusste, was sie jetzt von mir erwartete und es gab nichts, was ich lieber täte.

# Christina

Wie machte er das nur? Mir war heiß und kalt zugleich, ich fühlte mich schwindelig und berauscht und alles, woran ich denken konnte, waren sein Mund und seine Hände und welche Dinge er damit vollbringen konnte. Ich erinnerte mich an unsere erste und einzige Nacht und schon wollte ich über ihn herfallen – erneut erleben, was *mich* beim ersten Mal zu Fall gebracht hatte.

Sam schien dieser Gedanke ebenfalls durch den Kopf zu gehen. Er starrte sehnsüchtig auf meinen Mund, leckte sich die Lippen und seufzte leise. Ich konnte nicht widerstehen. Meine Wut, die ich neun Monate wie ein Schild vor mir hergetragen hatte, verrauchte in einem Sturm der Gefühle, der durch alle meine Körperzellen jagte.

Ich nahm sein tief greifendes Geständnis als das, was es wahr – ein Beweis seiner Zuneigung – dann küsste ich ihn. Ich hatte den ersten Schritt zu etwas Großem getan. Nicht nur zu heißem Sex. Das war nicht nur eine alberne Spielerei, die schon bald vorüber sein würde – sondern etwas Beständiges, das bis zu meinem Ende halten würde.

Um alles andere machte ich mir fürs Erste keine Sorgen mehr. Die Zeit des Hinterfragens war vorbei, denn genau wie ich sein wahres Ich erkannt hatte, erkannte ich die Wahrheit in seinen Worten.

Ich griff in sein Haar, zog an den leicht gewellten Strähnen und ließ meine Finger darin verschwinden. Sam antwortete mit einem Knurren, das an meiner Brust vibrierte und mich vor Verlangen stöhnen ließ. Ich liebte es, wenn seine zwei Hälften – die menschliche und die animalische – vor Lust außer Kontrolle gerieten.

Ich riss an seinem Sweatshirt, ließ meine Hände darunter verschwinden und strich über seinen festen Bauch. Er entzog sich meinen Händen, packte sie – sodass ich ihn nicht weiter anfassen konnte – lächelte mich aber fröhlich an.

„Nicht, ich bin kitzelig.“

„Dann zieh dich endlich aus. Das dauert mir alles viel zu lange“, meckerte ich, befreite mich aus seinem Griff und machte mich wieder an seinem Shirt zu schaffen.

Er lachte über mein Ungestüm, tat aber, was ich ihm sagte und zog sich das Kleidungsstück über den Kopf. Es verschwand aus meinem Sichtfeld und landete beinahe lautlos auf dem Boden. Ich berauschte mich für eine Weile an seinem Anblick. So viel glatte warme Haut. Ein Muskel, der sich an den nächsten reihte. Sam war in meinen Augen perfekt.

Das hatte nichts mit seiner athletischen Statur zu tun, sondern wie er sich hielt. Aufrecht, selbstbewusst und einfach hinreißend maskulin. Der Mann war die reinste Verlockung und ich versuchte gar nicht erst zu widerstehen. Und da ich nichts lieber getan hätte, als von seiner Haut zu kosten, tat ich genau das. Ich kam auf die Knie, beugte mich vor, legte meine Hände auf seinen Schultern ab und begann, an seinem Hals zu saugen.

Das würde bestimmt ein Mal hinterlassen, was mich mit einer neuen, nie gekannten Besitzgier erfüllte, die mich dazu zwang, nicht aufzuhören, bis das Zeichen dauerhaft war. Er ließ seinen Kopf in den Nacken fallen, packte meine Hüften und keuchte atemlos. Nun verschwanden seine Hände unter meinem T-Shirt.

Seine rauen Fingerspitzen kitzelten über meine Rippenbögen, fuhren unter meinen BH und umschlossen sanft meine Brüste. Jetzt konnte ich es nicht mehr erwarten, selbst nackt zu sein. Ich zog mich zurück, streifte mein Top und meinen BH ab und setzte fort, was ich vorhin begonnen hatte. Er genoss meine Aufmerksamkeiten und wollte sichtlich mehr. Im nächsten Moment lag er auf mir, presste meine Arme in die Matratze und begann, an meinen Nippeln zu saugen.

Sein noch immer in Jeans gekleideter Schwanz rieb über meine sensibelste Stelle, sodass ich in kürzester Zeit tropfnass war. Ich bewegte mich unruhig unter ihm, konnte einfach nicht stillliegen, während er diese verdammte Sache mit seiner Zunge machte. Er ließ von meiner Knospe ab, aber nur, um sich der anderen zu widmen. Sein heißer Atem umfloss meine von seiner Berührung extrem empfindsam gewordene Haut.

„Lass mich los! Ich will dich anfassen“, befahl ich flüsternd.

Es fiel mir schwer, ausreichend Luft in die Lunge zu bekommen, um laut genug sprechen zu können. Er ignorierte mein Quengeln und setzte seine lustvolle Tortur fort. Er quälte mich absichtlich, so viel war klar.

„Wenn du mich loslässt, verspreche ich dir ...“

Der Rest ging in einem tiefen Stöhnen unter, als er meine Handgelenke mit einer Hand umfasste und die andere auf meine Scham drückte. Ich bäumte mich auf, drückte mich seiner neckenden Hand entgegen, die mit kreisendem Druck meinen Kitzler massierte.

*Der Mann macht mich fertig!*

# Sam

## *Die Frau macht mich fertig!*

Es fiel mir auch so schon schwer genug, nicht einfach ihre Hose aufzureißen und meinen Schwanz in ihre feuchte Muschi zu versenken. Aber musste sie immer wieder meinen Namen flüstern, als wäre er das einzige Wort, das noch auf dieser Welt existierte? Sie flehte ihn, sie stöhnte ihn und sie keuchte ihn mit einem verzückten Lächeln auf ihrem Gesicht.

Wenn sie so weitermachte, würde ich mich schon sehr bald blamieren.

Seit unserer ersten und einzigen Nacht hatte ich keine sexuellen Begegnungen mit anderen Frauen mehr gehabt. Es waren einfach zu viele Dinge gleichzeitig geschehen, die keinen Raum für körperliche Betätigungen dieser Art gelassen hatten. Doch wenn ich ehrlich war, war das nicht der einzige Grund gewesen, warum ich mich zurückgehalten hatte.

Selbst der kleinste Gedanke daran, mit einer anderen Frau intim zu werden, hatte sich falsch angefühlt. Ich musste wirklich ein Idiot sein. Wie hatte ich es nicht bemerken können? Wie konnte mir so etwas Einschneidendes und Lebensveränderndes entgehen? Diese Frau war mein und sie würde es für immer bleiben.

Ich tat, was ich nicht länger unterdrücken konnte und riss an dem Bund ihrer Hose. Schnell hatte ich sie davon und von ihrem einfachen Baumwollhöschen befreit, das in diesem Moment erotischer war als es die teuerste Spitzenunterwäsche.

Bevor sie mich mit ihren kleinen, gierig tastenden Händen greifen konnte, wick ich ihr aus und wanderte mit meinen Lippen ihren Bauch entlang, direkt zwischen ihre Schenkel. Und wieder rief sie meinen Namen. Ein schockierter und zugleich anspornender Ausruf der Verzückung. Eine Anfeuerung brauchte ich nicht.

Ich tauchte mit meiner Zunge in sie ein, trank von ihr und wollte mehr. Sie war köstlich, geradezu süchtig machend. Ich packte ihre Schenkel und drückte sie weiter auseinander. Sie lag nun offen und wollüstig vor mir. So zart, so rosa und vollkommen entblößt. Lange würde ich das nicht mehr aushalten.

Ich griff zum Reißverschluss meiner Jeans, öffnete sie und befreite meine stahlharte Erektion aus ihrem Gefängnis. Eine Erleichterung wollte sich aber dennoch nicht einstellen. Ich umfasste meinen Schwanz und fuhr ein ... nein, zweimal hart auf und ab, um den schlimmsten Druck abzufangen, doch es half nicht. Ich musste in ihr sein. Alles andere war Folter.

Ich machte mir noch die Mühe, meine Hose ganz auszuziehen, doch jeder andere Gedanke war geschmolzen in der Hitze, die Chris' Körper ausstrahlte. Ich legte mir ihre Unterschenkel auf die Schultern und drang vorsichtig in ihren feuchten Kanal. Ich ließ ihr Zeit, mich ganz aufzunehmen, doch sie war schon so nass, dass das kein Problem mehr darstellte.

Wir passten einfach perfekt zusammen.

Dann gab ich das Denken auf und konzentrierte mich auf meine Empfindungen. Wir bewegten uns gemeinsam im Einklang. Die Welt um uns herum geriet völlig in Vergessenheit. Nur eins zählte noch. Die Frau unter mir, ihre warmen Lippen, die einen intensiven Kuss einforderten und ihre Hände, die mich nicht mehr loslassen wollten.

Meine Angst war nicht vollständig verraucht, denn sie war ein Mensch und es gab viel zu bedenken, aber das konnte man auf später verschieben. In diesem Moment gab es nichts Wichtigeres, als meine Gefährtin zu befriedigen und glücklich zu machen.

„Erzähl mir, woher du bei unserer ersten Begegnung wusstest, dass ich kein Mensch bin“, bat ich und massierte die Schultern meiner kleinen Geliebten, während ich auf ihrem knackigen Po saß.

„Hmm, du machst das gut“, murmelte sie geistesabwesend, als hätte sie meine Bitte nicht gehört.

„Ich weiß. Und jetzt erzähl es mir.“

„Und was, wenn ich nicht will?“

„Dann werde ich meine Geheimwaffe auspacken und dich dazu zwingen.“

„Die hast du in den letzten Stunden schon dreimal ausgepackt“, sagte sie kichernd.

„Meinen Lusty habe ich nicht gemeint, obwohl er schon ziemlich angsteinflößend sein kann“, gab ich scherzhaft zu.

„Lusty? Du hast deinem Penis einen Namen gegeben?“, fragte sie, kroch unter meinen Schenkeln hervor und starrte mich überrascht an.

„Aber natürlich. Gibst du deiner Mumu keinen Namen?“

Ich versuchte, einen ernsten Gesichtsausdruck beizubehalten, was wirklich nicht einfach war. Sie stand kurz davor, in lautes Gelächter auszubrechen und ich wusste, wie ansteckend dieser Klang war. Ich hatte sie erst vor einer halben Stunde wild durchgekitzelt und mir ein Schmunzeln einfach nicht verkneifen können.

„Bitte sag mir, dass du gerade nicht Mumu gesagt hast. Du bist keine zwölf mehr, Sam“, flehte sie und versteckte ihr Gesicht in ihren Händen.

„Wie soll ich sie denn nennen?“, fragte ich wieder ganz ernst. *Bei allen Göttern,*

*macht das Spaß!* „Kleine Prinzessin vielleicht? Oder Wonnespenderin? Nein, wie wär's mit: Himmelspfote?“

Christina fiel zur Seite und schüttelte sich vor Lachen. Ich liebte es, sie so ausgelassen und heiter zu sehen. Wenn ihr Gesicht an den richtigen Stellen kleine Fältchen warf und nicht an denen, die Sorge oder Trauer ausdrückten. Ich liebte es, der Grund dafür zu sein, dass sie sich gehen ließ. Ich wollte das für immer.

„Komm schon. Verrate es mir. Bitte!“

Ich setzte meinen schönsten Schmollmund auf und blinzelte wie ein Flirtweltmeister. Sie kicherte wieder, aber diesmal nur kurz. Sie holte dann tief Luft und begann zu erzählen.

„So genau weiß ich das nicht. Meine Mom hat mir mal erzählt, dass ihre Großmutter eine ganz besondere Fähigkeit besaß, die sich an alle weiblichen Mitglieder der Familie weitervererbt. Sie wisse aber nicht, warum. Mein Bruder zum Beispiel hat sie nicht. Auch mein Onkel, der Bruder meiner Mutter, hatte sie nicht. Meine Mom nennt sie: *das unsichtbare Auge*.

Im Grunde ist die Gabe auch nicht mehr wirklich hilfreich. Ich vermute, dass sie mit der Zeit und durch die Fortpflanzung mit normalen Menschen immer weiter verwässerte. Ich bin das beste Beispiel. Ich weiß instinktiv, wenn ein übersinnliches Wesen in der Nähe ist. Ich weiß aber nicht, was es ist oder wo genau es sich befindet. Gegen den Aufhocker hat sie mir jedenfalls nichts genützt.

Meine Schwester kann ... nun ja, sie ist ein Sonderfall.“ Ich spürte, dass sie nicht darüber reden wollte, also hakte ich nicht nach.

„Meine Urgroßmutter war hingegen sehr talentiert. Sie sah übernatürliche Wesen als das, was sie waren. Kein Zauber konnte ihre Augen täuschen, sie sah immer die Wahrheit. Dich zum Beispiel hätte sie sofort als Werwolf erkannt. Ich weiß nicht, ob mir das gefallen würde. Bis gestern war ich noch zufrieden mit meinem Hirnjucken.“

„Hirnjucken?“

„Ja, so nenne ich es, weil es sich beinahe so anfühlt. Ich spüre dann immer ein Jucken hier hinten in meinem Schädel. Es ist schwer zu beschreiben.“

Sie deutete auf ihren Hinterkopf und rieb sich die Kopfhaut, als würde die Erinnerung das Gefühl heraufbeschwören.

„Spürst du es auch jetzt? Ich meine, immerhin bin ich hier und ich bin übernatürlich“, sagte ich mit einem Grinsen. „Übernatürlich charmant und übernatürlich gut aussehend.“

Ich wackelte mit den Augenbrauen, was sie wieder kichern ließ. Ich wollte diesen Klang noch öfter hören, und schwor mir selbst, dafür zu sorgen. Jeden

einzelnen Tag, für den Rest ihres Lebens.

„Nein, wenn ich über längere Zeit in der Gegenwart von Nachtwesen bin, verschwindet das Gefühl. Nein, warte, das ist nicht ganz richtig. Man gewöhnt sich einfach daran und bekommt es dann kaum noch mit. Hm, wie das Tragen eines zu engen BH über Stunden hinweg. Irgendwann drückt es einfach nicht mehr.“

„Klar“, sagte ich und nickte verstehend. „Zu enger BH.“

Ich starrte bei diesen Worten natürlich sofort auf ihre tollen Brüste, die noch immer köstlich nackt vor meinen Augen auf und abtanzten, wann immer sie kicherte. Sie sprach seelenruhig weiter, während ich ihre hübschen Rundungen anschmachtete.

„Hörst du mir überhaupt zu“, fragte sie und wedelte mit der Hand vor meinen Augen und wieder tanzten sie.

Alles, was ich herausbrachte, war: „Brüste.“

„Sam!“

Ich riss meine Augen los und versuchte, mich auf ihre Stimme zu konzentrieren.

„Ja?“

„Du hast mir gar nicht mehr zugehört, oder?“

„Nicht mehr ab: zu enger BH.“

„Natürlich, was sonst. Ich habe gefragt, ob wir uns etwas zu Essen holen könnten. Ich verhungere bald.“

Was war ich eigentlich für ein Gefährte? Sie hatte, seit ich sie abgeholt hatte, nichts mehr gegessen. Ich hätte mir am liebsten einen Faustschlag verpasst für meine Nachlässigkeit.

„Ja!“, brüllte ich und erschreckte sie damit beinahe zu Tode. Dann räusperte ich mich und sagte in angemessenerem Ton: „Ich meine, lass uns essen gehen. Komm!“

Wir machten uns nur noch schnell frisch, zogen neue Kleidung an – wobei ich mir für sie ein paar Sachen von Rudelgefährten hatte borgen müssen – und machten uns auf den Weg in die Küche. Ich bereitete meiner kleinen Gefährtin eigenhändig etwas zu essen zu, während sie mir dabei zusah.

Jetzt verstand ich, wie mein Bruder sich fühlen musste, seit er Sarah kennen gelernt und für sich gewonnen hatte. Wie der glücklichste Bastard auf der ganzen Welt.

## Aitana

Mark und Jason erschienen zwanzig Minuten später, nachdem Sam uns verlassen hatte, und starrten ungläubig auf den toten Spanier, der wie eine zappelnde Forelle am Baum hing. Ein paar der anderen hatten eine Pause bei der Durchsicht meiner Unterlagen eingelegt und sich ebenfalls zu uns gesellt, um den *Zombie* zu sehen, wie sie sagten.

Selbst den erfahrenen Werwolfräten war so etwas noch nicht untergekommen. Falls noch Zweifel daran bestanden hatten, dass wir es bei unserem Kampf mit einer wahnsinnigen Göttin zu tun hatten, dann waren diese jetzt ausgeräumt. Einen solchen Seelenzauber konnte nur ein äußerst mächtiger Gegner zu Stande bringen.

Ich kannte nur zwei Individuen, die so etwas vollbringen konnten und eines davon war die rothaarige Hohepriesterin des Nightshadow Covens, die vermutlich nicht einmal wusste, dass sie es konnte.

Die zweite Person war eine Nekromantin in China, die sich aber nicht diese Mühe machen würde. Es erforderte eine große Menge an Energie, die man nicht so schnell zurückgewinnen konnte. Die Nekromantin hatte außerdem kein, Motiv uns anzugreifen – jedenfalls keines, von dem ich wusste.

Die Göttin hingegen hatte eines, wenn auch ein für uns nicht ganz verständliches, und sie hatte einen Haufen Seelen zu ihrer Verfügung, die praktisch nach ihrer Pfeife tanzen mussten. Es würde ihr nicht wirklich schwerfallen, einen Untoten auf uns loszulassen. Da stellten sich aber noch ganz andere Fragen. Warum einen Untoten schicken? Warum nicht etwas Gefährlicheres?

Untote bewegten sich normalerweise nicht besonders schnell und sie konnten nicht denken, selbst Entscheidungen treffen, wie es zum Beispiel die Scharfschützin und Phil getan hatten. Wollte sie uns mit diesen ganzen Aktionen einfach nur verrückt machen?

„Wow, ich wünschte, Erika könnte das sehen“, kam es von Jason, der neben Max getreten war und mich damit in meinen Überlegungen unterbrach. „Was genau erwartet ihr von mir?“

„Du sollst es verbrennen. Und das Schwert. Es darf nichts davon übrig bleiben“, sagte Max und trat einen Schritt auf mich zu.

Erneut suchte der Hexer meine Nähe. So langsam gewöhnte ich mich daran. Was ich, wenn ich nur genau darüber nachdachte, eigentlich nicht zulassen durfte. Wenn ich aus der jetzigen Situation irgendetwas gelernt hatte, dann das, dass die

Göttin mir meinen Frieden und mein Glück nicht lassen würde. Sie würde alles tun, um zu verhindern, dass ich mich aus meiner Abmachung mit ihr herausstahl. Auch Unschuldige töten – wie Max.

Aber ich konnte ihm auch nicht fernbleiben. Nicht, wenn ich ihn beim Wort nehmen konnte und er nicht lockerlassen würde. Der Hexer würde sich nicht zurückziehen, selbst wenn er dadurch in Gefahr geriet. Aus irgendeinem mir nicht ganz ersichtlichen Grund war er bereit, dieses Risiko einzugehen. Liebe konnte es nicht sein. Ich glaubte nicht daran, dass man so schnell so tiefe Gefühle für jemanden entwickeln konnte.

„Wartet noch. Wir sollten auf Cameron und Cain warten. Wir müssen herausfinden, wie das Ding unbemerkt an den verschärften Sicherheitsvorkehrungen vorbeigekommen ist“, schlug Hedwiga vor und wollte bereits die Nummer des Alphas wählen.

Ich hielt sie mit meinen nächsten Worten zurück.

„Die Göttin selbst wird ihn hier in der Nähe abgesetzt haben. Er hat jedenfalls nicht eigenständig einen Flug von Spanien hierher gebucht und den Atlantik überquert.“

Da wurde allen klar, dass auch die neuen Sicherheitsvorkehrungen uns nicht schützen konnten. Wir konnten auf diese Weise vielleicht einen erneuten Angriff durch feindliche Wölfe abwehren, doch die Göttin fand immer einen Weg. Die Schriften aus meiner Sammlung waren im Moment unsere beste Chance. Jeder hatte eine Schwachstelle – sogar eine Göttin.

Wenn wir dort nichts fanden und wenn Walker und Andrys Bibliotheken nichts ergaben, waren wir am Ende.

Gegen zwei Uhr in der Nacht machte ich mich allein auf den Weg zu meinem Zimmer. Ich hatte mein Limit für heute eindeutig erreicht. Unter gewöhnlichen Umständen bekamen Vampire keine Kopfschmerzen, doch für mich schien das Universum eine Ausnahme machen zu wollen.

Es dröhnte in meinem Schädel, als würde direkt neben meinem Ohr eine Flugzeugturbine starten. Ich brauchte Ruhe, wenn auch nur für ein paar wenige Stunden, um meinem Gehirn die nötige Energie zurückzugeben. Mehr war in meinem Alter sowieso nicht nötig. Drei bis vier Stunden würden genügen und ich war wieder bereit, einen weiteren Tag damit zu verbringen, mein Lebenswerk auseinanderzunehmen.

Die Werwölfe waren dabei sogar recht nützlich. Sowohl Mitsuko als auch Hedwiga und McDougal sprachen etliche Sprachen, darunter auch ein paar ausgestorbene Dialekte. Aber es dauerte trotzdem noch viel zu lange für meinen Geschmack. Ich war so müde. Müde, mir ständig Sorgen zu machen, müde, all

die Menschen und Vampire, die ich kannte, um ihr Überleben zu beneiden, müde, einsam zu sein.

Ich sehnte ein Ende herbei – egal, wie dieses aussehen mochte.

Ich verschloss sorgfältig meine Tür und entzündete ein Feuer im Kamin, obwohl ich wusste, dass die Flammen mich nicht wärmen würden. Mir würde nie wieder richtig warm sein. In einem meiner Koffer – ich hatte mir nicht die Mühe gemacht auszupacken – fand ich ein Negligee in der Farbe von blühendem Mohn.

Der weiche Seidensatinstoff glitt kühl über meine Haut wie geschmolzener Schnee. Ein Blick in den Spiegel zeigte mir die Fassade, die ich in den letzten neunhundertneunundneunzig Jahren aufgebaut hatte.

Für die einen war ich die Herrin des Hauses, die einen Extrawunsch nach dem anderen äußerte. Für die anderen eine eiskalte Geschäftsfrau, die ihre Unternehmen mit Unbarmherzigkeit führte und wieder andere kannten mich als die rachsüchtige Schlampe, die es liebte, das Leben Unschuldiger zu zerstören, wenn sie mir im Weg waren.

Doch nur einer – ein einziger Mensch – kannte die Wahrheit.

Max hatte etwas in mir berührt, das ich für tot gehalten hatte. Die liebende, mütterliche Seite, die um ihre Kinder trauerte. Und so stand diese Aitana nun vor dem Spiegel in ihrem Zimmer und konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten.

Verflucht sei dieser verdammte Hexer mit seinen verdammten Grübchen und dem verdammten Lächeln, das wiederum mich zum Lächeln brachte. Verflucht sei er.

## Max

Ich war ihr gefolgt. Nicht körperlich, sondern geistig. Ich war ihren Gedanken gefolgt, während ich noch immer in der Bibliothek saß und ein Manuskript aus dem achtzehnten Jahrhundert studierte.

Jedenfalls bis sie ihr Zimmer erreichte und begann, sich umzuziehen. Ab da war es mit meiner Konzentration endgültig vorüber gewesen. Aber ich hielt es keine Sekunde länger aus, still hier herumzusitzen, als ich die erste Träne fallen sah. Ich erhob mich so abrupt, dass der Stuhl nach hinten kippte. Ich ließ ihn liegen, achtete nicht auf die Rufe der anderen und verließ die Bibliothek.

In diesem Moment war ihr Schmerz meiner – er brannte in meiner Brust und hinterließ dort tiefe Narben. Ich vergaß die Erregung, die ich noch vor wenigen Momenten beim Anblick ihres entkleideten Körpers empfunden hatte und lief so schnell ich konnte zu ihrem Zimmer.

Ich war nicht in der Lage diese Verletzungen zu heilen, die sie so sehr quälten, doch ich konnte sie mit ihr gemeinsam tragen, damit sie nicht mehr so schwer auf ihren Schultern lasteten. Ich klopfte gar nicht erst an, schließlich hatte ich gesehen, wie sie die Tür abgeschlossen hatte.

Stattdessen sprach ich einen kleinen Zauber, berührte das Schloss und ließ es mit einem Klicken aufspringen. Keine zwei Sekunden später hatte ich meine Arme von hinten um diese tieftraurige Frau gelegt, presste sie mit aller Kraft an mich und versuchte die Kälte, die von ihr Besitz zu ergreifen schien, zu verscheuchen.

„Aitana, sag mir, wie ich dir helfen kann.“

Es war keine Bitte, mehr ein Befehl. Ich war ahnungslos und ihre Gedanken brachten mich nicht mehr weiter. Sie waren durcheinander, absolutes Chaos herrschte in ihrem Kopf und das war mir keine Hilfe. Aitana schüttelte nur den Kopf und starrte weiter in ihre dunklen, von Tränen überfluteten Augen.

„Soll ich dir einen Witz erzählen?“

Diesmal nickte sie. Mir fiel schlagartig keiner ein, also improvisierte ich.

„Kommen der Papst, der Dalai Lama und Kasiapha in eine Bar ...“

Aitana begann zu lachen, noch bevor ich zu Ende gesprochen hatte. Das war auch gut so, denn ich hatte ehrlich gesagt keine Ahnung, wie es mit dem Witz weitergehen sollte. Der schlechte Anfang hatte, der großen Göttin sei Dank, schon gereicht, um sie aus der Betrübnis zu holen. Die Tränen versiegten zwar nicht ganz, doch ihre Gedanken ordneten sich wieder. Sie schienen wieder in eine Richtung zu laufen.

Ich zog mich aus ihrem Kopf zurück, drehte sie zu mir und strich über ihre

Oberarme.

„Geht es dir besser?“

„Ja. Erstaunlicherweise hat das sehr geholfen.“ Dann sah sie mich an, ihre Wangen noch leicht gerötet. „Was machst du hier, Max?“

„Ich wollte einfach bei dir sein. Ist das so merkwürdig?“

„In meiner Welt schon.“

„Dann solltest du mich dringend in meiner besuchen. Es ist schön hier. Es gibt den ganzen Tag Freibier, Burger und Nackedei-Heftchen.“

„Das klingt wie ein Paradies für Spätpubertierende“, sagte sie, lächelte aber dabei.

„Das ist es“, seufzte ich. „Ja, das ist es. Komm!“

Ich zog an ihrer Hand und führte sie zum Bett. Meine Absichten waren rein, sie war mit ziemlicher Sicherheit nicht in der Stimmung für etwas Unanständiges. Nicht nach dem Gefühlschaos, dem sie gerade erst entkommen war. Ich legte mich zuerst auf das gemachte Bett – direkt in die Mitte – und breitete die Arme einladend aus.

Sie nahm meine Einladung an und kuschelte sich, nur in einen zarten Seidenstoff gekleidet, an meinen wartenden Körper. Ich bettete mein Kinn auf ihrem Scheitel und umarmte sie beschützend. Hier und jetzt war es genug, doch schon sehr bald würde ich mehr einfordern. Ich hatte meine Wahl getroffen und ich würde nicht davon abweichen.

„Wir sind alle Idioten!“, brüllte eine weibliche Stimme im Flur und weckte mich aus meinem wunderbar erholsamen Schlaf.

Der Wecker auf dem Nachttisch verriet mir, dass es erst kurz vor sechs Uhr am Morgen war. Ich hielt noch immer Aitana fest umklammert, die sich wie eine sündige Schlange um meinen Körper gewickelt hatte und bei dem Geschrei ebenso zusammenzuckte wie ich. Sie hingegen ging noch einen Schritt weiter.

Sie warf sich auf mich, schirmte mich mit ihrem Körper ab und setzte zur Verwandlung an. Ihre Haut wurde dunkel, beinahe schwarz und nun konnte ich bei genauerem Hinsehen erkennen, dass sie aus Millionen funkelnder Schuppen bestand. Ich wollte sie berühren und herausfinden, ob sie so glatt war, wie sie aussah.

Die Tür wurde mit einer solchen Wucht aufgerissen, dass der Türgriff einen tiefen Abdruck in der Wand dahinter hinterließ. Wieder zuckte ich zusammen. So langsam wurde das zur Gewohnheit. Als meine Spanierin erkannte, dass Sarah den Raum betrat, hielt sie inne und ließ ihre vampirische Seite langsam wieder verschwinden.

Die Alphafrau starrte uns erst überrascht und dann dämlich grinsend an.

„Hey, hey, hey ... Was haben wir denn hier? Sieh mal an, wer hier wen beschützt.“

„Himmel, Sarah, was willst du?“, fauchte ich sie an.

Ich wischte mir den Schlaf aus den Augen, sobald sich Aitana zurückgelehnt hatte, und starrte meine Freundin gereizt an.

„Mein Schatz hat mich da auf etwas gebracht und das hat mir eine Bombenvision beschert. Wir treffen uns gleich alle unten, also zieht euch um.“

Dann war sie verschwunden. Also entweder man liebte das Leben in einem Coven oder man hasste es. Doch was man in beiden Fällen nicht hatte, war Privatsphäre. Innerhalb der nächsten fünf Minuten würde das ganze Haus wissen, was Sarah hier gesehen hatte. Aber im Moment war mir das egal. Nicht mit dem wundervollen Anblick vor Augen.

Aitana hatte sich auf die Seite gedreht, auf dem Ellenbogen abgestützt und sah mich aufmerksam an. Das rote Nichts, das sie trug, verbarg so gut wie gar nichts vor meinen Blicken, ließ aber genug Raum für meine Fantasie. Und ich hatte eine Menge davon. Ich streckte meine Hand aus, strich ihr im Schlaf lockiger gewordenes Haar über ihre Schulter und ließ den hauchdünnen Träger ihres Nachthemdes nach unten rutschen. Ihre Haut war samtig weich und noch verführerisch süß nach Karamell.

Mir lief das Wasser im Mund zusammen bei den köstlichen Gedanken, die sich dabei in den Vordergrund drängten. Da klopfte es erneut an der Tür und wieder konnte ich ein Zusammenzucken nicht vermeiden.

„Ich habe gesehen, was ihr vorhabt. Lasst es, dafür habt ihr später noch genug Zeit.“

Sarah war zurückgekommen, um mich zu blamieren und zu quälen – typisch Familie. Ich tat so, als würde ich nicht erröten und stieg aus dem Bett, während Aitana mit dem Gesicht voran in die Kissen fiel und ihre Schultern vor unterdrücktem Gelächter erschüttert wurden.

Der Coven, die Vampire und das Rudel hatten sich bereits eingefunden, als wir gemeinsam das Arbeitszimmer betraten und im Türrahmen stehen blieben. Die Wölfe sahen uns neugierig, die Hexen hingegen wohlwollend lächelnd an.

Die Vampire dagegen trugen allesamt eine skeptische Miene zur Schau, sodass ich nicht anders konnte, als wieder wütend zu werden. Ich musste ihre Gedanken nicht lesen, um zu wissen, worum sie sich drehten. War es so abwegig, dass Aitana es schaffte, Gefühle in einem Mann zu wecken, die über Lust hinausgingen?

Ich gebe zu: Das, was ich dann tat, war nicht wirklich erwachsen, doch ich dachte auch nicht wirklich nach. Ich handelte einfach. Ich legte den Arm um

meine heiße Vampirin, zog sie fest an meinen Körper und begann ein Blickduell mit Magnus und Walker. Anschließend zeigte ich mit dem Finger auf Aitana und dann mit dem Daumen auf mich, um klarzustellen, dass sie nur mir gehörte.

Ich hatte gerade zwei der mächtigsten Vampire der Welt herausgefordert und ich fand es super. Natürlich begann mein Coven, sofort zu lachen. Was sonst? Meine Freunde besaßen keinerlei Zurückhaltung und fanden so ziemlich alles zum Brüllen komisch. Die Werwölfe schafften es sich zu beherrschen, schmunzelten aber. Nun ja, bis auf Mitsuko. Sie sah ein wenig angepisst aus. Na schön, ich hatte also zwei Vampire und eine Werwölfin herausgefordert. Aber auch das war mir egal.

Aitanas Hand legte sich auf meine Brust und im ersten Moment dachte ich, sie wolle mich von sich schieben – sie tat es nicht. Sie legte sie auf mein Herz und lächelte mich an. Ein echtes, zärtliches Lächeln, ohne Hintergedanken und Spott. Ich stieß ein leises Seufzen aus und lächelte vermutlich dümmlich zurück.

*Sie ist einfach so hinreißend!*

„Wollt ihr die ganze Zeit hier stehen bleiben und euch gegenseitig anschmachten oder können wir anfangen?“

Andrys Stimme riss mich aus meiner Anschmacterei und holte mich auf den Boden der Tatsachen zurück. Er stand mit Aiden, Sarah und Miranda hinter uns und sah mich mit einer übertrieben hochgezogenen Augenbraue an, während wir immer noch im Türrahmen standen und ihm den Weg versperrten.

Er hatte natürlich Recht. Wir hatten Wichtigeres zu tun. Das Leben der Frau neben mir hing davon ab, dass wir bald eine Lösung fanden und ich hatte nichts Besseres zu tun, als ihr verliebte Blicke zuzuwerfen.

Ich riss mich zusammen, führte sie zum Tisch, zog einen Stuhl für sie zurecht und setzte mich ganz nah neben sie. Trotz des ernstesten Hintergrunds dieses Treffens sah ich noch einmal demonstrativ zu Walker und Magnus und hielt dabei Aitanas Hand, die ich zusammen mit meiner, für jedermann sichtbar, auf dem Tisch ablegte.

Die beiden neigten schicksalsergeben den Kopf. In ihren Gedanken war eher Erheiterung zu erkennen als die übliche Voreingenommenheit, deswegen ließ ich es auf sich beruhen und richtete meine Aufmerksamkeit jetzt auf Sarah, die dieses Mal den Platz an der Stirnseite einnahm, während sich Aiden rechts neben sie setzte und seine Gefährtin stolz ansah.

„Ich habe euch alle hergerufen, weil ich eine Vision hatte. Aiden hat mich darauf gebracht, es mit einem neuen Ansatz zu versuchen und es hat geklappt.“

Alle hielten den Atem an. Bislang hatte Sarah nichts Nützliches gesehen, was ihr mehr zu schaffen gemacht hatte, als sie hatte zugeben wollen. Wir alle wussten, dass ihre Gabe ihre Grenzen hatte und sie noch am Anfang stand, die

Auswirkungen ihrer Verwandlung darauf zu erforschen.

Niemand hatte ihr einen Vorwurf daraus gemacht, dass sie nicht sofort auf eine Lösung gekommen war – außer sie selbst natürlich. Sie sah es als ihre Pflicht, die Augen und Ohren des Rudels und des Covens zu sein und empfand es als Versagen ihrerseits, dass so viel schief gegangen war. Deshalb war sie jetzt umso aufgeregter, da sie einen Weg gefunden zu haben schien uns zu helfen.

„Aitana und Max. Ihr werdet auf eine kleine Reise gehen“, sagte Sarah und stützte sich auf dem Tisch ab.

Aitana sah mich überrascht an. Ich drückte ermutigend ihre Hand und nickte ihr zu. Selbstverständlich würde uns niemand trennen, nicht solange wir nicht wussten, wie wir ihre Abmachung umgehen konnten.

„Ich habe Elisabeth gebeten, in Kommar alles vorzubereiten. Ihr werdet zu den heiligen Höhlen reisen und Sokar höchstpersönlich anrufen. Er ist die Lösung“, sprach sie weiter.

Jetzt war ich es, der überrascht war.

„Du willst, dass wir den Gott der Unterwelt um seine Hilfe bitten?“, fragte ich und konnte beim besten Willen nicht verhindern, dass meine Stimme erschrocken und ängstlich klang.

Ich hatte es niemandem verraten, doch nach der Hochzeitszeremonie von Elli und Gennarion hatte ich einen kurzen Blick in Dereks Kopf riskiert. Während die anderen sich nicht mehr an die Geschehnisse in der Höhle erinnern konnten, taten er und Tellara das sehr wohl.

Ich kannte den Grund dafür, warum er und Tellara verschwunden waren und ich hatte die Stimme des Gottes in seinem Kopf gehört, die ihm damals den Auftrag dazu erteilt hatte. Das machte mir eine Scheißangst, noch mehr, als Kasiaphas wahres Antlitz es getan hatte. Jetzt persönlich mit ihm sprechen zu müssen, nicht getrennt durch den Schleier von Dereks Erinnerungen, brachte mich fast zum Zittern.

„Ihr sollt ihn nicht um Hilfe bitten. Ihr müsst ihm nur sagen, was seine kleine Schwester da treibt.“

„Hast du gerade Schwester gesagt?“, fragte Sam und runzelte ungläubig die Stirn.

„Ja, Aiden hat gestern Nacht eine alte Schriftrolle untersucht, in der diese kleine Info stand. Und nicht nur das. Es hieß darin, dass sie seit Äonen um seinen Platz als Herrscher der Unterwelt kämpft, dafür aber nicht die erforderliche Macht hat. Es sei denn ...“

„Es sei denn, sie sammelt genügend Seelen, um ihren noch immer schlafenden Bruder zu stürzen“, beendete Aiden ihren Satz. „Ihr zwei sollt ihn warnen. Möglicherweise löst sich unser aller Problem dann wie von selbst.“

„Wir haben aber noch immer keine Ahnung, warum sie es auf uns abgesehen hat, oder?“, fragte Sam und legte Christina, die sich an seine linke Seite gekuschelt hatte, einen Arm um die Schultern.

„Nun ja, dazu habe ich eine Theorie“, begann Sarah. „Wie ihr wisst, unterscheiden sich alle Seelen untereinander. Jede hat ihren ganz eigenen Charakter, ihre ganz eigene Energie, aber auch ihre ganz eigene Kraft. Die Seelen der Menschen zum Beispiel sind nicht so machtvoll wie die Seele eines Nachtwesens. Ich glaube, es ist abhängig von deren Alter und der daraus resultierenden Erfahrung.“

Ein Nachtwesen hat, wenn es nicht vorher getötet wird, viel Zeit, um eine immense Fülle an Kraft anzusammeln. Ich nehme an, dass sie die wachsende Kraft hier gespürt hat. Walker, Magnus, Lorelei und auch Aitana. Ihr haltet euch in letzter Zeit sehr viel häufiger hier in der Gegend auf.

Dazu kommen noch meine Verwandlung, die von Jamie und die von Mark. Das ist eine Menge aufgestaute Energie, versammelt an einem Ort. Die ganzen Angriffe ... Ich glaube, sie wollte uns in eine Ecke drängen, um dann ein paar Händel abschließen zu können, wie sie es bei Aitana getan hat. Ich bin mir ziemlich sicher, dass der Angriff vor tausend Jahren auf ihre Familie kein Zufall gewesen war. Das ist ihre Masche. Jemanden in eine ausweglose Situation bringen, um dann zur *Rettung* zu eilen“, erzählte sie aufgeregt weiter und setzte das Wort *Rettung* dabei in Anführungsstriche.

Aitana versteifte sich neben mir. Ich spürte eine Welle von Überraschung von ihr ausgehen, die sich schnell in eine Sturzflut von Hass verwandelte. Aber Sarah war noch nicht fertig.

„Wenn meine Theorie zutrifft, dann waren Phil, Mattias und die Gestaltwandlerin ihr etwas schuldig, genau wie unzählige andere vor ihnen. Und das bringt mich zu Sokar. Er ist der rechtmäßige Herrscher der Unterwelt, was ihn zum eigentlichen Eigentümer all dieser Seelen macht. Er hat das Recht, sie zurückzufordern. Wenn er erfährt, was Kasiapha da tut, könnte er vielleicht all unsere Probleme auf einmal lösen.“

Das klang plausibel. Jetzt mussten wir den Gott nur noch davon überzeugen, dass seine Schwester da eine ganz fiese Nummer abzog. Aitana und ich. Große Göttin, stehe uns bei.

„Warum wir beide?“, fragte meine Vampirin.

„Kommen wir zu Theorie Nummer zwei. Ich glaube, dass du in Maldur sicher bist. Jedenfalls solange wir keinen anderen Weg gefunden haben, dir zu helfen. Maldur ist die Heimat von Sokars Sprösslingen. Auch im Schlaf hat er immer durch die magischen Spiegel ein Auge auf sie. Ich denke, Kasiapha wird kein Risiko eingehen und deine Seele dort einfordern. Es ist keine wirklich elegante

Lösung, aber eine Möglichkeit, uns Zeit zu erkaufen.“

Auch das klang logisch. Doch was, wenn sie sich irrte? Wir mussten diese Reise schnell antreten. Von Kommar war es eine Reise von drei Tagen bis zu den heiligen Höhlen. Von zweien, wenn wir uns beeilten, und sie war alles andere als ungefährlich.

„Gut, dann packen wir noch ein paar Sachen und machen uns auf den Weg“, sagte ich mit neu erwachtem Elan.

„Da ist noch etwas. Ihr müsst auch noch Sam und Chris mitnehmen.“

„Was?“, donnerte Sam „Warum?“

Er sah aus, als würde er sich jede Sekunde auf Chris werfen, um sie vor einer nicht existierenden Gefahr zu retten. Sarahs Gesicht blieb starr, als sie sagte:

„Glaub mir. Ihr müsst mit. Mehr werde ich nicht sagen.“

Ich konnte sehen, was Sam dachte, auch ohne in seinen Kopf einzudringen. Im Moment hasste er die Hellseherei. Doch Sarah hatte immer ihre Gründe, wenn sie uns wie im Fall von Tellara und Derek Informationen vorenthielt. Sam dachte noch eine Weile nach, sah Christina dabei in die Augen und nickte dann.

„Na schön.“

Es fiel ihm sichtlich schwer, diese Entscheidung zu treffen. Er wusste, was uns in Maldur erwartete und es gefiel ihm nicht, dass seine Gefährtin dieser Gefahr ausgesetzt werden würde. Mir gefiel es auch nicht, doch Aitana und ich hatten keine andere Wahl. Wir würden uns einem weiteren Gott stellen müssen und ich hoffte inständig, dass wir ihn nicht verärgerten.

## Aitana

Hoffnung. Ich verstand dieses Gefühl wesentlich besser, seit ich Max begegnet war. Früher war es eine flüchtige Empfindung gewesen, immer wieder ausgelöst durch meine wachsende Schriftensammlung.

Jedes Mal, wenn ich ein weiteres Stück gefunden hatte, hatte sich dieses Gefühl eingestellt und war umso schneller wieder vergangen, nachdem ich feststellen musste, dass mir meine Funde nichts nützten. Jedes einzelne Mal hatte es mich bitter enttäuscht zurückgelassen.

Doch Max brachte eine ganz andere Art von Hoffnung in mir hervor. Nicht flüchtig, sondern anhaltend und strahlend. Den Glauben an eine mögliche Zukunft. Und diese Zukunft beinhaltete plötzlich nicht nur mein Überleben, sondern auch noch einen Mann an meiner Seite. Einen Mann der nicht bei der ersten sich bietenden Gelegenheit floh.

Ich wollte schon wieder weinen, doch dieses Mal nicht aus Verzweiflung, sondern aus Freude. Ich würde alles tun, um diese Zukunftsaussicht wahr werden zu lassen. Auch in eine andere Dimension reisen, um mich mit einem anderen Gott zu verbünden. Nur, dass Max dieses Mal bei mir sein würde.

Ich hatte keine Angst mehr. Ich sehnte diesen Tag sogar herbei.

Die Tasche, die ich in einem der Kleiderschränke gefunden hatte, war schnell gepackt. Mein großer Reisekoffer war zu sperrig für diesen Trip und ich brauchte nicht die ganze festliche Kleidung oder die hochhackigen Stilettos.

Robuste Kleidung und Schuhe, die sich für weite Strecken auf dem Rücken eines Pferdes eigneten, waren bei dieser Reise eher von Vorteil. Ich war mir außerdem sicher, dass man uns in Maldur alles zur Verfügung stellen würde, was wir vergaßen. Schließlich war die Königin der dort lebenden Talrar auch ein Mitglied des hier lebenden Hexenzirkels.

Diese Hexen waren einfach überall.

Max hatte sich von Mark in seine Wohnung bringen lassen, um ebenfalls ein paar Sachen einzupacken. Der ganze Coven hatte diese Reise schon einmal unternommen, was meine Sorge ein wenig milderte. Max wusste also, was uns dort erwartete. Ich würde ihn bitten, mich während unseres Aufenthalts in der mir so fremden Welt über alle möglichen Gefahren zu informieren.

Ich betrachtete es mittlerweile nicht mehr als meine Pflicht, sondern eher als ein inneres Bedürfnis, den Hexer zu beschützen. Er besaß keine aktive Kraft wie Miranda, Ivy oder auch dieser Jason. Seine Telepathie würde ihm nicht wirklich weiterhelfen, sollte er aus dem Hinterhalt angegriffen werden. Und ob er über

Kampferfahrung verfügte, wusste ich ebenfalls nicht. Seinen Schutz würde ich also weiterhin übernehmen. Aus unserer Abmachung, ihn vor Mitsuko zu beschützen, war mit der Zeit ein Rundum-sorglos-Paket geworden.

Ein Klopfen an der Tür sagte mir, dass es an der Zeit war. Ich schulterte die alte Sporttasche und öffnete die Tür. Max stand davor und hielt sein eigenes Gepäck mit der rechten Hand umklammert. Er überraschte mich, indem er eine noch nicht vollständig erblühte rote Rose in der anderen hielt.

Er streckte mir die Blume entgegen und drehte sie zwischen den Fingerspitzen. Noch während er das tat, erblühte die Rose zu ihrer ganzen Pracht und verströmte einen sinnlichen Duft, der sich mit Max' Süße vermischte. Ein zarter transparenter Schimmer umgab die Knospe und verschwand wieder unter seiner Haut, sobald sie sich vollständig geöffnet hatte.

Max lächelt über meinen erstaunten Gesichtsausdruck. Ich hatte eine solche Geste einfach nicht erwartet. Ich hatte schon die feinsten Kleider, die strahlendsten Juwelen und sogar herrschaftliche Ländereien geschenkt bekommen. Doch nichts davon hatte je so an mein Herz gerührt.

Ich ergriff die nun blühende Blume, trat auf Max zu und legte meinen Mund auf seinen. Mein Gepäck entglitt meinen zitternden Fingern und auch Max' Tasche landete nur wenig später auf dem Boden. Seine Arme legten sich wie zwei Stahlklammern um mich, umhüllten mich mit ihrer tröstenden Wärme und zogen mich noch fester an seine Brust.

Dieser Kuss war noch intensiver als der letzte, denn dieses Mal unterbrach uns niemand. Ich konnte voll auskosten, was er mir anbot – darin schwelgen, bis ich alles um uns herum vergaß. Ich war noch nie so leidenschaftlich geküsst worden. Jedes Haar und jede Faser meines Körpers spürten die Wirkung dieses einen Moments.

Ich holte tief Luft, als wir uns wieder voneinander lösten und drückte meine Stirn haltsuchend gegen seine. Er trug einen verschleierten Ausdruck auf dem Gesicht. Ich nahm an, dass ich einen ähnlichen Anblick bot. Dieser Hexer schaffte es scheinbar spielend, meine Welt von Mal zu Mal etwas lebendiger werden zu lassen.

„Bist du bereit? Sam und Chris warten unten auf uns und Elisabeth auf der anderen Seite“, fragte Max, wobei seine Stimme noch leicht atemlos klang.

„Ja. Lass uns gehen.“

Ich legte die Rose vorsichtig auf die Kleidungsstücke in meiner Tasche, damit sie nicht zerdrückt wurde, und folgte meinem Hexer nach unten in den Gemeinschaftsraum. Der große Wandspiegel dort, diente als Portal, auf dessen anderer Seite Elisabeth und Gennarion bereits ungeduldig auf uns warteten.

Die Hexe, die mittlerweile eine unsterbliche Halbgöttin war, hielt das Tor für uns

offen. Wir hielten uns nicht mit einer langen Abschiedsszene auf, sondern traten durch die dünne Membran, die uns von Maldur trennte. Sobald wir auf der anderen Seite waren, schloss sich das Tor und ließ eine undurchdringliche Spiegelwand zurück.

„Willkommen in Maldur“, begrüßte uns der imponierende König der Talrar und neigte majestätisch sein Haupt.

Das Königspaar war standesgemäß in der gängigen Mode des Landes gekleidet und bat uns, ihnen zu folgen.

„Wir haben für eure Reise alles vorbereitet“, begann der König auf dem Weg zu unseren Quartieren zu erzählen. „Ihr bekommt außerdem eine Eskorte. Zwei der schwarzen Falken werden euch begleiten. Es besteht seit der Hochzeit durch die Ailill zwar keine Gefahr mehr, doch wir wollen auf Nummer sicher gehen, dass ihr euer Ziel auch erreicht. Es gibt hier, wie ihr wisst, Tiere, denen man besser aus dem Weg gehen sollte.“

Die Zimmer, die man für uns vorbereitet hatte, waren mehr als schön. Große Betten aus schwerem Holz, handgewebte Teppiche und Stoffe aus einem seidenähnlichen Material. Es fehlte an nichts und erinnerte mich ein wenig an mein eigenes Domizil, wie es noch vor zweihundert Jahren gewesen war – ohne die Annehmlichkeiten der modernen Welt.

Ich ließ meine Tasche auf den Boden fallen und lief zu einem der Fenster. Vor mir erstreckte sich ein orangefarben und golden glitzernder Ozean, hinter dem jeden Moment die drei Sonnen dieser Welt untergehen und ihn in Finsternis tauchen würden.

„Nein, ich bleibe hier“, sagte Max in diesem Moment zu Elisabeth, die ihn erstaunt ansah.

„Warum?“, fragte diese und sah nun zwischen mir und Max hin und her.

„Man hat dich offenbar noch nicht informiert. Aitana und ich sind jetzt zusammen. Ich werde bei ihr bleiben.“

Sam, der mit Chris im Gang stand, verkniff sich ein Lachen und sah zu Boden.

„Seit wann?“, rief die Königin und riss erschrocken die Augen auf.

Ich konnte es ihr nicht verübeln. Mein Start mit den Hexen war mehr als holprig gewesen. Ich hatte offensichtlich bei allen einen bleibenden Eindruck hinterlassen.

„Na ja, seit gestern. Ich hab entschieden, dass wir gut zueinanderpassen. Also warum dagegen ankämpfen?“

„Du hast das so entschieden? Hat Aitana gar nichts dazu zu sagen?“

„Eigentlich nicht“, lautete die lapidare Antwort, bei der ich eine Augenbraue hochziehen musste.

„Aitana?“, fragte Elisabeth nun direkt an mich gewandt.

Ich zuckte mit den Schultern und antwortete:

„Was soll ich sagen? Ich lasse ihn in dem Glauben, dass er in dieser Beziehung die Hosen anhat und genieße das Ergebnis.“

„Das da wäre?“

„Männer zeigen sich bekanntermaßen gern *erkenntlich*, wenn wir besonders nett zu ihnen sind.“

Ich gab dem Wort erkenntlich einen extra anstößigen Klang und brachte Elisabeth und Chris damit beide zum Kichern, während der König seiner Frau einen grimmigen Blick zuwarf. Max schien es nicht zu stören, er gab mir stattdessen einen feuchten Schmatzer auf die Wange und flüsterte:

„Tu du nur weiter so unnahbar, doch wir wissen beide, wie gern du mich hast.“

Eine Gänsehaut breitete sich auf meinen Armen aus und mein Nacken begann zu kribbeln. Dieser Mann wusste ganz genau, wie er seine Stimme einsetzen musste, um mich ganz verrückt zu machen.

„Na gut, ihr beiden, dann eben nur ein Zimmer. Das Abendessen findet in einer Stunde statt. Also lasst euch beim Erkenntlichzeigen nicht allzu viel Zeit, ja?“

Elisabeth schloss noch immer kichernd die Tür und ließ uns allein. Wir hörten, noch während sie sich entfernten, wie Sam um ein Zimmer für sich und Chris bat und Elisabeth ausrief: „*Wann ist das denn passiert?*“ Dann waren wir endlich allein.

## Max

*Große Göttin, bitte gib mir die Kraft zu widerstehen! Ich will es nicht überstürzen,* flehte ich die Schutzgöttin und Mutter aller Hexen an und wusste gleichzeitig, dass es vergeblich war.

Aitana stand noch immer am Fenster, getaucht in das weiche Licht der untergehenden Sonnen. Ihr Haar schimmerte rötlich, während ihre Augen beinahe so schwarz waren wie eine sternenlose Nacht. Sie öffnete ganz leicht die Lippen und es entschlüpfte ihr ein kleines, wehmütiges Seufzen, das mir direkt in die Lenden fuhr.

Es war aussichtslos!

Ich ertrug es keine Sekunde länger, sie nicht zu berühren. Ich schleuderte meine Tasche in eine Zimmerecke und lief auf sie zu. Als ich meine Finger in ihren Haaren vergrub und ihren süchtigmachenden Mund wieder auf meinem spüren konnte, schien sich ein tonnenschweres Vorhängeschloss von meiner Brust zu lösen. Und doch fühlte ich mich vollkommen gefangen genommen.

Ihre Sinnlichkeit, ihre verborgene Güte und ihre Art, mit dieser ganzen schwierigen Situation umzugehen, zeigten mir, was für eine Frau in ihr steckte. Eine Frau, die stark war und die nicht aufgab, wenn es auch nur den kleinsten Funken Hoffnung gab.

Ihre schlanken Finger zeichneten die Konturen meines Gesichts nach, umrahmten meinen Kiefer und schlangen sich anschließend besitzergreifend um meinen Nacken. Ihr spanisches Temperament kam zum Vorschein, als ich ihren süßen Hintern packte und fest an mich drückte. Ein wildes Knurren schlüpfte dabei von ihrem Mund in meinen, breitete sich aus und heizte mich weiter an.

Es war ein radikaler Anschlag auf mein Lustzentrum, das dadurch vollkommen verrückt spielte. Ich zog an ihrem T-Shirt, schob es weiter nach oben und legte langsam ihre wundervoll gebräunte Haut frei. Der dunkelrote Spitzen-BH verbarg kaum etwas vor meinen gierigen Augen – ihre Knospen waren kurz davor, ihr Gefängnis zu sprengen und sich mir wollüstig zu präsentieren.

Ich ließ kurz von ihr ab, um das Kleidungsstück komplett zu entfernen und zerrte auch gleich noch mein Hemd von meinen Schultern. Haut auf Haut, das war es, was ich wollte. Sobald ich sie wieder an mich gezogen hatte, konnte ich ein tiefes Stöhnen nicht länger unterdrücken.

Sie war so heiß, heißer als ich erwartet hatte, und voller Energie. Sie schob mich mit einem festen Stoß von sich. Ich landete auf einem Stuhl, der in der Nähe des Fensters stand, und kipelte leicht nach hinten. Glücklicherweise fiel ich dabei

aber nicht um. Nur eine Sekunde später stand sie zwischen meinen gespreizten Beinen, öffnete verführerisch langsam ihre Jeans und schob sie ihre langen Beine hinab.

Ich leckte meine trockenen Lippen, atmete hastig ein paar Mal ein und aus, um einigermaßen die Kontrolle zurückzuerlangen und konzentrierte mich dann wieder auf den wundervollen Anblick vor mir. Sie trug ein kleines Höschen in der gleichen dunkelroten Farbe wie ihr BH. Ich konnte gar nicht anders, als meine Finger auszustrecken und den Bund entlang zu streichen.

Aitana kam noch näher, so nah, dass ich ihre Erregung riechen konnte. Ein weiteres Stöhnen kam aus meinem Mund. Ich umfasste ihre schmale Taille und presste meine Nase in ihre Scham. Sie war himmlisch und trieb mir das Wasser im Mund zusammen.

Also streckte ich meine Zunge aus und drückte sie gegen die Stelle, wo ihr Kitzler sich befand. Nun war es Aitana, die Laute der Verzückung ausstieß. Noch mehr verführerische kleine Seufzer.

Ich musste sie kosten, nichts wollte ich mehr – also ließ ich ihren Slip verschwinden, stellte ihr linkes Bein auf meinem Oberschenkel ab und tauchte meine Zunge in ihre feuchte Höhle. *Mehr!*

Ich kannte keinen einzigen klaren Gedanken mehr. Ich wollte einfach weitermachen, für immer. Meine Hände landeten erneut auf ihrem Arsch, drückten ihn und zogen sie noch näher an mein Gesicht. Ich umkreiste ihren empfindlichen Knubbel mit meiner Zungenspitze, stupste dagegen, bis sie sich mir noch weiter entgendrückte, und begann dann, wild daran zu saugen.

Ich hörte ihr Keuchen, sah, wie sie den Kopf in den Nacken warf und begann, mit ihren eigenen Brüsten zu spielen. Ein hoch erotischer Anblick, der mich dazu brachte, meine Hose zu öffnen. Ich zerrte mit einer Hand am Reißverschluss, während ich ihr mit der anderen half, ihr Gleichgewicht zu halten.

Als ich es endlich geschafft hatte, meinen Schwanz frei zu legen, konnte ich nicht länger warten. Ich wollte ihren ersten Höhepunkt mit ihr zusammen erleben, also packte ich sie und zerrte sie auf meinen Schoß.

„Ich brauche dich. Jetzt!“, knurrte ich ungeduldig und klang dabei fast wie ein Werwolf.

Sie legte ihre Arme auf meinen Schultern ab, erhob sich ein wenig und führte mich in ihren einladenden Körper. Jetzt war ich es, der den Kopf in den Nacken warf. Das Gefühl, wie sich ihre inneren Wände um mich legten, wie sie sich jedes Mal um mich zusammenzogen, wenn sie die Position anpasste, jagte einen Blitz der Lust durch meinen Unterleib. Ich stellte meine Beine noch ein wenig weiter auseinander, rutschte ein wenig tiefer und begann, sie sachte auf mir vor

und zurückzuwiegen.

Sie hielt sich an meinen Schultern fest und nahm meinen Rhythmus auf. Immer schneller bewegte sie sich, ritt mich mit einer Finesse, die nur von viel Erfahrung herrühren konnte. Das störte mich nicht weiter, ich wollte sie einfach nur auskosten. Und bei allen Göttern, genau das tat ich jetzt.

Als ich bemerkte, dass sie kurz davor war, Erlösung zu finden, zog ich sie an ihren Haaren zu mir, gab ihre einen feuchten, begehrlischen Kuss, der sie – wie ich hoffte – über die Klippe werfen würde. Ich hielt diese erschütternden Sinnesempfindungen einfach nicht mehr aus. Das war zu viel für einen einfachen menschlichen Mann.

Ihr ganzer Körper war stärker und schneller, was sich gleich darauf bemerkbar machte. Sie ritt mich noch schneller, beinahe wie von Sinnen und ihre Muschi zog sich um meinen Schwanz zusammen, als würde sie ihn vollkommen vereinnahmen wollen. Meiner Kehle entwich ein Schrei der Ekstase, der in ihrem Mund eine neue Heimat fand.

Und auch sie schrie endlich ihren Höhepunkt hinaus.

Während ich noch versuchte, zu Atem zu kommen, liebte sie meinen Hals mit unzähligen Küssen. Rieb ihre Nase immer wieder an der Stelle, an der mein Blut unter meiner Haut entlangschoss. Ich wusste, sie würde mich nicht beißen. Von Miranda und Philippa wusste ich, dass ein solcher Biss – entgegen den Fantasievorstellungen einiger Autoren und Filmemacher – nicht besonders angenehm war.

Sie würde nichts tun, was mir schaden könnte, schon gar nicht, mein Blut vergießen. Obwohl ich zugeben musste, dass diese Vorstellung auf mich einen gewissen Reiz ausübte. Ich mochte es wilder, hatte kein Problem damit, dass unser gemeinsames Liebesspiel Spuren auf mir hinterließ – was ich ihr bei der nächsten Gelegenheit verdeutlichen würde.

Aber nicht jetzt. Ich war zu satt, um mich zu rühren. Deshalb legte ich wieder einmal meine Arme um meine Frau und hielt sie auf meinem Schoß fest, während mein bestes Stück noch immer in ihr verweilte.

## Sam

„Na schön. Erzähl mir, was ich noch verpasst habe“, bat mich Elisabeth, während wir gemeinsam an der großen Tafel im Festsaal saßen und auf Aitana und Max warteten.

Chris saß neben Gennarion und stellte ihm interessiert eine Frage nach der anderen. Sie starrte ihn mit großen, fasziniert blickenden Augen an und unter anderen Umständen wäre ich mächtig eifersüchtig gewesen. Doch ich wusste, dass sie noch nie einem Talrar begegnet war und ihre Fähigkeit, übernatürlich Wesen zu spüren, musste im Moment auf Hochtouren laufen.

Immer wieder sah sie sich um, als würde jemand ihre Schulter streifen. Ich war mir ziemlich sicher, dass es die Anwesenheit der Falken war – die sich in den Schatten des Raumes bewegten –, die sie wahrnahm.

„Hör auf, Chris so anzustarren und antworte endlich.“

Ich richtete meine Aufmerksamkeit wieder auf Eli und zog fragend beide Augenbrauen hoch. Ich hatte tatsächlich nicht zugehört.

„Entschuldige, was wolltest du wissen?“

„Erzähl mir, was ich sonst noch verpasst habe. Man hat mir nicht gesagt, dass es Schwierigkeiten gibt. Ich wäre nach der Hochzeit nicht abgereist, wenn ich es gewusst hätte.“

„Eli, wir wollten dich nicht beunruhigen. Du hast hier schon genug zu tun. Die Regierungsgeschäfte, die Verhandlungen mit dem Volk deines Vaters – wir wollten einfach nicht noch mehr Sorgen auf deinen Schultern abladen.“

Das stimmte natürlich, aber eigentlich ...

„Das war Miranda, stimmt's? Sie hat beschlossen, mich nicht mit hineinzuziehen.“

*Sehr scharfsinnig!*

Ich war nicht wirklich erstaunt, dass sie es rausgekriegt hatte. Miranda beschützte ihre Familie nun mal. Und wenn Lügen und Betrügen dazu nötig waren, oder einfach nur Informationen zurückzuhalten, dann tat sie es.

„Nimm es ihr nicht übel. Sie wollte dir nur helfen.“

„Ich weiß, dass macht es aber nicht besser. Ich tappe nicht gern im Dunkeln. Und vor allem will ich Bescheid wissen, ob es meiner Familie gut geht oder ob sie mal wieder in Schwierigkeiten steckt.“

„Du hast natürlich Recht. Frag mich alles, was du willst. Ich werde offen und ehrlich antworten.“

Hätte ich das mal lieber nicht gesagt.

„Okay. Was läuft da zwischen dir und Chris, hmmm? Das ist doch sicher etwas Ernstes“, feixte sie und betonte das Wort *Ernstes* extra deutlich.

„Wolltest du mir nicht Fragen zu unserem Auftrag stellen und zu den Schwierigkeiten, in denen wir stecken?“

„Beah, das kann warten. Ich will intime Details. Na los, na los, na los!“

„Geht es dir gut?“, fragte ich irritiert und amüsiert zugleich. „Du wirkst ein wenig übereifrig.“

Sie stöhnte genervt.

„Hier ist nichts los. Gen braucht meine Hilfe beim Regieren nicht. Seit mein Vater abgereist ist, habe ich hier so gut wie nichts mehr zu tun. Makesa nimmt mir alle Aufgaben, die die Haushaltsführung betreffen, ab. Und es gibt hier auch nichts zum Tratschen.“

Sie beugte sich ganz nah zu mir, sah sich noch einmal kurz um, ob wir auch nicht belauscht wurden, und flüsterte:

„Die Hofdamen haben Angst vor mir, deshalb sprechen sie so gut wie nie mit mir.“

„Wieso haben sie Angst vor dir?“, flüsterte ich zurück.

Sie sah plötzlich schuldbewusst drein.

„Wäre möglich, dass sie erfahren haben, was ich mit Sara Seta gemacht habe. Ich glaube, Sinka der Stinker hat es ihnen verraten. Aber das mit dem Ausschlag war Miranda, das will mir hier bloß niemand glauben.“

„Ähm, ich erinnere mich. Aber du hättest doch jederzeit zu uns kommen können. Die Spiegel stehen dir immer offen.“

„Ich weiß.“ Sie blickte zu ihrem Mann. „Ich will aber auch an seiner Seite sein. Ist das seltsam?“

„Nein, ich weiß genau, was du meinst“, antwortete ich und sah zu Chris, deren Augen ganz nah an Gennarions Oberarm klebten, als untersuche sie seine Haut wie ein Insekt unter dem Mikroskop.

*Was wird das? Grrr ...*

„Hör auf zu knurren“, befahl Eli und lächelte leicht.

„Sie ist ihm zu nah!“

„Nun ja, er ist schon sehr faszinierend, nicht wahr? Hm, mein großer, roter Schatz“, schwärmte die Königin der Dämonen und betrachtete ihren Liebsten ganz liebevoll.

Ich versuchte, mich wieder auf unser Gespräch zu konzentrieren, was mir wirklich schwerfiel.

„Gibt es hier etwas Neues?“

„Du lenkst von Thema ab und du hast meine Frage nicht beantwortet. Was läuft da zwischen dir und Chris?“

„Sie ist meine Gefährtin“, flüsterte ich nun.

„Warum flüsterst du?“

„Ich bin mir nicht sicher, ob sie die Bedeutung verstanden hat. Ich habe es nicht direkt ausgesprochen, weißt du?“

„Warum denn nicht? Glaubst du, sie könnte dich ablehnen?“

„Pft! Sieh mich doch mal bitte an“, sagte ich mit einer Überheblichkeit, die ich eigentlich gar nicht empfand. „Ich bin – wie Miranda sagen würde – ein echtes Sahnestück.“

„Also glaubst du, sie könnte dich ablehnen.“ Das war keine Frage, sondern eine Feststellung.

„Ja!“, murmelte ich niedergeschlagen.

Ich hatte Angst davor, dass Chris die Warnungen, die ich ausgesprochen hatte, ernst nehmen und mich verlassen könnte. Ich wusste nicht, was ich dann tun würde. Doch die Leere, die ich bei diesem Gedanken empfand, war ein solch tief sitzender und tief greifender Schmerz, dass ich die Befürchtung hatte, er würde sich nicht mehr vertreiben lassen.

„‘Wer nicht wagt, der nicht gewinnt‘, so heißt es doch, oder? Du wirst handeln müssen, bevor ihr deine Unentschlossenheit auf die Nerven geht. Frauen mögen das nicht.“

Ich wusste, dass sie Recht hatte. Chris war mir zu viel wichtig, um sie eine Ewigkeit warten zu lassen.

„Du wirst noch richtig weise auf deine alten Tage“, sagte ich scherzhaft und kniff ihr in den Oberarm.

„Wen nennst du hier alt, Fido?“

Ich lachte herzlich und zog damit die Aufmerksamkeit von Chris auf mich, die mir zulächelte. Wir würden bald ein ernstes Gespräch miteinander führen müssen, doch bis dahin würde ich ganz genau überlegen, wie ich sie davon überzeugen konnte, für immer bei mir zu bleiben.

## Aitana

Wir hatten unsere Gastgeber genug warten lassen. Um genau zu sein, waren wir eine halbe Stunde zu spät dran. Ich hatte mich einfach nicht von Max losreißen können. Von Max und den seltsam tiefen Glücksgefühlen, die er in mir auslöste. Doch nun war es an der Zeit, sich wieder der realen Welt zu stellen.

Ich musste erfahren, was uns bei dieser Reise gefährlich werden könnte, um für Max' Sicherheit sorgen zu können. Wir hatten zwar eine Eskorte, doch ich vertraute niemandem vorbehaltlos – außer Max natürlich. Er hatte sich als äußerst loyal herausgestellt und verdiente mein Vertrauen.

Nachdem wir uns ein wenig frisch gemacht hatten, machten wir uns auf den Weg in den Speisesaal. An der großen Tafel am Ende des Raumes saßen bereits das Königspaar, Chris, Sam und ein junger Mann, dem ich noch nicht vorgestellt worden war.

Als wir uns dem Tisch näherten, erhob sich Gennarion und wies uns unsere Plätze zu. Er war so umsichtig, uns nicht zu trennen, wie er es bei Sam und Chris getan hatte, wofür ich ihm dankbar war. Irgendetwas sagte mir, dass er meine angespannte Stimmung sehr deutlich wahrnahm und darauf reagierte. Er musste ein wahrhaft guter Herrscher sein, wenn er dazu im Stande war.

Ich nahm neben dem jungen Mann Platz, den man mir als Sinka Dan Rheel vorstellte, Gennarions jüngeren Bruder. Sinka mochte jung erscheinen, doch jetzt, wo ich ihn aus der Nähe betrachtete, konnte ich in seinen Augen nur zu deutlich die vielen Jahre erkennen, die bereits hinter sich hatte. Bis er den Mund aufmachte und mir mal wieder bewies, dass einige Männer absolute Idioten waren, egal, wie alt und erfahren sie waren.

„Nun, Rätin Sandoval, wie wäre es, wenn ich Euch nach dem Essen den Palast und die Gärten zeige? Sie sind wunderschön bei Nacht.“

Er legte seine Hand auf den Tisch direkt neben meine und fuhr mit seinen Fingern auf dem Holz verlockend auf und ab. Es fehlten nur noch wenige Zentimeter und ich hätte seine Haut spüren können. Ein angewiderter Schauer rann meinen Rücken hinab. Max versteifte sich neben mir. Ich spürte, wie sich Energie in ihm aufstaute – bereit machte, frei gelassen zu werden.

„Wie wäre es, Sinka Dan Rheel“, begann ich im selben lüsternen Tonfall. „... wenn ich Euch eure Eingeweide zeige? Sie sehen bestimmt besonders schön aus bei Nacht.“

Max keuchte erschrocken und drehte sich weg, um sein Grinsen zu verbergen. Gennarion war da nicht so zurückhaltend. Er lachte schallend und ließ eine Hand

auf die Schulter seines perplex dreinschauenden Bruders fallen.

„Vergiss es, Junge. Sie ist eindeutig eine Nummer zu groß für dich. Bleib lieber bei deinen Mätressen. Sie widersprechen dir nicht und machen dir viel weniger Ärger.“

Es hätte sich wie eine Beleidigung anhören müssen, tat es aber nicht. Es kam mir eher so vor, als wolle er mir ein Kompliment machen. Ich neigte den Kopf in seine Richtung und er erwiderte die Geste. Ich begann, den König dieses Landes zu mögen. Mal abgesehen davon, dass er offenbar wusste, wie man ein ganzes Volk von überaus mächtigen Wesen regierte, besaß er auch noch einen bissigen Sinn für Humor.

Sein Bruder murmelte etwas, zupfte verlegen an seinem Bart und begann zu essen. Max legte unter dem Tisch eine Hand auf mein Knie und fuhr aufreizend an meinem Oberschenkel hinauf. Ich konnte das Ende des Dinners kaum erwarten.

Ich wollte meinen Hexer wieder in unserem Zimmer, unter mir, auf mir und vor allem in mir. Ab morgen würden wir kaum noch eine Minute allein für uns haben, was bedeutete, dass wir diese Nacht auskosten mussten.

Ich stand in voller Reitmontur auf dem großen Platz vor der Burg und beobachtete die Bediensteten dabei, wie sie die Shetai sattelten. Seltsam anmutende Reittiere, die die ausladenden Geweihe von Rotwild, die scharfen Schnäbel von Raubvögeln und die gespaltenen Zungen von Schlangen besaßen – und die uns hoffentlich schnell zu den heiligen Höhlen bringen konnten.

Max hatte noch tief und fest geschlafen, als ich mich fertiggemacht und unser Zimmer verlassen hatte. Ich hatte ihm letzte Nacht kaum eine ruhige Minute gelassen und schämte mich sogar ein wenig deswegen. Nicht, dass er sich beschwert hätte, im Gegenteil. Doch als Mensch hätte er die Ruhe vor dem anstrengenden Ritt, der auf uns wartete, dringend gebraucht.

Ich lächelte bei der Erinnerung an die letzte Nacht. Es hatte nicht nur Lust, sondern auch viel Lachen gegeben. Ich hatte noch nie eine solche Erfahrung gemacht – dass man auch Spaß im Bett haben konnte. Doch mein Lächeln verschwand sehr schnell wieder.

Ich durfte mich nicht von meinem neuen Ziel ablenken lassen. Wenn – und es gab keine Garantie dafür – Sokar uns helfen sollte, dann bestand die Möglichkeit, dass ich tatsächlich heil aus der ganzen Sache herauskommen könnte. Was mir wiederum die Möglichkeit gab, weiterhin mit Max zusammen zu sein.

Diese unerwartete Wendung der Geschehnisse war plötzlich da und überwältigte mich vollkommen. Es galt jedoch noch immer die richtigen Worte zu finden, um

Sokar von Kasiaphas perfiden Plänen zu überzeugen. Denn wenn wir das nicht schafften, waren meine Überlegungen sowieso sinnlos.

Max würde bestimmt einen Weg finden es humorvoll zu formulieren, um die Stimmung aufzulockern. Doch ich war mir nicht sicher, ob der Gott der Unterwelt überhaupt Humor besaß.

„Gilt dieses Lächeln mir?“, fragte der Mann, an den ich gerade gedacht hatte, und schlang seine Arme von hinten um meinen Oberkörper. Das tat er oft. Als spürte er instinktiv, dass ich in meinem langen Leben nicht oft genug in den Arm genommen worden war und genau das brauchte.

„Natürlich“, antwortete ich und drehte mich um, bis ich meine Arme auch um ihn legen konnte.

„Du siehst unglaublich heiß aus“, bemerkte er und zog ein wenig am Kragen meiner Jacke.

Sie war hauteng geschnitten und aus einem Material, das den Träger ausreichend wärmen konnte, sollte die Temperatur plötzlich fallen. Dann bemerkte ich, dass er eine ähnliche Kombination trug, nur in einer anderen Farbe. Während ich mich für Schwarz entschieden hatte, trug er seine Reiterkluft in einem dunklen Rostrot, das beinahe braun aussah. Die Farbe stand ihm gut.

„Und du bist ein Schmeichler.“

„Ich wollte dir nicht schmeicheln, es war lediglich eine Feststellung.“

Das war noch eines dieser Dinge, die ich so sehr an ihm schätzte. Er schaffte es, mir das Gefühl zu geben, zehn Meter groß zu sein.

„Bist du bereit?“, fragte ich und schaute noch einmal zu den imposanten Tieren hinüber.

„Ja, obwohl ich zugeben muss, dass ich schon seit Jahren nicht mehr geritten bin. Wie du dir denken kannst, gibt es in San Francisco nicht viele Pferde. Und als ich das letzte Mal hier war, habe ich mit den anderen im Reisewagen gesessen.“

„Du könntest hinter mir sitzen und dich ganz fest an mich klammern“, bot ich ihm an, beugte mich ein wenig vor und biss in sein Ohrläppchen.

Für eine Frau war ich recht groß. Beinahe so groß wie Max, was sich auch schon letzte Nacht als sehr vorteilhaft erwiesen hatte. Wie aufs Stichwort nahm ich den Duft seiner wachsenden Erregung wahr und mein eigener Körper reagierte prompt. Ich bog mich ihm noch weiter entgegen, hauchte sündige Worte in sein Ohr und biss noch einmal zu – stärker.

Max Kopf landete ergeben auf meiner Schulter.

„Du machst mich echt fertig. Reicht es dir nicht, dass ich letzte Nacht kaum Schlaf bekommen habe? Musst du auch noch dafür sorgen, dass ich den ganzen Ritt über einen Steifen haben werde?“

Ich kicherte. Ein liebestrunkenes Laut, das von einem lustvollen Keuchen abgelöst wurde, sobald Max seine großen Hände auf meinem Arsch ablegte und fest zudrückte.

„Seid ihr schon wieder dabei? Ihr habt dafür keine Zeit, es geht los.“

Ich erschrak, fuhr mit ausgefahrenen Krallen herum und zielte auf die Augen meines Feindes.

„Warum immer auf mein hübsches Gesicht?“, schrie Sam und versteckte besagte Körperregion hinter seinen Unterarmen.

„Ich habe dir doch gesagt, du sollst dich nicht anschleichen“, motzte ich zurück und zog meine gefährlichsten Angriffswaffen wieder ein.

„Ich bin nicht geschlichen. Ich kann doch nichts dafür, dass du dich so ablenken lässt. Ich hoffe, du bist auf der Reise etwas konzentrierter.“

Sams übertrieben arroganter Ton ging mir total auf die Nerven, vor allem, weil er Recht hatte, der verdammte Idiot. Ich durfte mich nicht ablenken lassen. Nicht, wenn wir so kurz davor standen, unsere Ziele zu erreichen. Max und ich würden also nicht zusammen reiten. Denn in seiner Gegenwart war es mir einfach unmöglich, mich auf etwas anderes zu fokussieren als auf ihn.

## Chris

Das Staunen war mir mittlerweile endgültig vergangen. Wir ritten jetzt seit fast vier Stunden durch die Gegend. Direkt durch die große Stadt Kommar, hinein in die Plathen-Wälder und vorbei an unzähligen Höhlen, die wie Maulwurfshügel aus dem Boden wuchsen.

Aus meiner Faszination für die Landschaft und das Tier unter mir war Hass geworden. Mein Hintern tat mir weh, meine Schenkel waren wund und meine Füße eiskalt und taub. Ich hasste Maldur gerade richtig.

*Hass, Hass, Hass! Unerschütterlicher, alles verzehrender Hass!*

Ich verstand einfach nicht, wie die anderen das ertrugen. War ich etwa die Einzige, die ein Problem mit ihrem wunden Arsch hatte? Mal ernsthaft. Bei Aitana war ich mir nicht sicher, doch Sam und Max hatten bestimmt nicht oft die Gelegenheit zu reiten. Also warum war ich die Einzige, die immer wieder schmerzhaft Laute unterdrücken musste? Es war so unfair.

Man hatte mir genau wie den anderen diese ach so tolle Reitkleidung angeboten und ich hatte natürlich sofort angenommen. Und jetzt saß ich hier und spürte keinerlei schützende Wirkung. Stattdessen rutsche ich auf dem handverzierten Ledersattel hin und her und versuchte eine Position zu finden, die mir nicht noch mehr Unbehagen bereitete.

Natürlich vergeblich!

Jetzt hasste ich nicht nur Maldur und das blöde Tier unter mir. Jetzt hasste ich auch die anderen und ihre stahlharten Reiterhintern. Sam ließ sich ein wenig zurückfallen und lächelte mich an. Für ihn schien das Ganze ein Abenteuerurlaub zu sein und am liebsten hätte ich ihm das Lächeln brutal aus dem Gesicht gerissen. Ich versuchte zurückzulächeln, doch mein Gesicht verzog sich eher zu einer leidvollen Grimasse.

„Baby, warum hast du nichts gesagt. Komm her!“

Er schlang seinen Arm um meine Taille, zog mich – mein erschrockenes Quietschen ignorierend – auf seinen Schoß und wickelte anschließend meine Zügel um den Sattelknauf seines eigenen Sattels, damit mein Shetai nicht verloren ging.

„Ich kann allein reiten“, brummte ich genervt und verschränkte die Arme vor der Brust.

Ich würde auf keinen Fall zugeben, dass es auf seinem Schoß bequemer war als auf dem Rücken meines Reittiers.

„Ich weiß, dass du das kannst, aber tu mir den Gefallen und bleib ganz nah bei

mir.“

Die letzten Worte hauchte er mir ins Ohr. Jetzt rutschte ich nicht mehr herum. Denn je mehr ich mich wand, desto größer wurde die Beule in seiner Hose.

„Hast du denn gar keine Selbstbeherrschung?“

„Nicht, wenn es um dich geht, mein Schatz“, antwortete er und gab mir einen sanften Kuss auf die Wange.

Ich gab meinen Widerstand auf, es hatte ja doch keinen Zweck. An seine Brust geschmiegt zu reisen, war einfach zu angenehm. Also kuschelte ich mich noch weiter an seinen Körper, legte meinen Kopf an seinen Hals und atmete seinen erdig-maskulinen Duft ein. Es dauerte nicht lange, bis mich die schaukelnden Bewegungen des Shetai einlullten und ich in einen leichten Schlummer fiel.

Mit einem Ruck kam Sam‘ Shetai zum Stehen und weckte mich unsanft aus meinem traumlosen Schlaf. Wirkliche Erholung hatte ich nicht gefunden, doch das hatte ich auch nicht erwartet. Nicht in einer mir unbekanntem Umgebung und in unmittelbarer Gefahr, von riesigen, unterirdisch lebenden Tieren oder Drachen angefallen zu werden.

Letzte Nacht hatte Sam mir von seiner ersten Reise zu den heiligen Höhlen erzählt und ich war offen gesagt sehr erstaunt gewesen, dass er nicht die blutigen Details ausgelassen hatte. Er hatte mir einfach alles erzählt, hatte nichts gekürzt oder beschönigt, und nun konnte ich an nichts anderes mehr denken als an die Togol und die Drachen, die im nahe gelegenen Sumpf lebten.

Die Angst ließ sich einfach nicht abschütteln und im Grunde wollte ich das auch nicht. Angst machte wachsam. Manchmal war Angst das Einzige, was einen am Leben hielt. Dass ich es mir gestattet hatte, die Augen zu schließen, lag ganz allein an Sams Gegenwart.

„Wir machen eine Pause. Willst du dich mal strecken?“

„Ja, und ich müsste mal wohin“, sagte ich etwas verlegen.

Normalerweise sprach ich mit Männern nicht über meine Körperfunktionen.

„Ich werde sie begleiten“, sagte die Vampirin, die von ihrem eigenen Shetai stieg und langsam auf uns zukam.

Sie musste gespürt haben, dass Sam bei meiner Bitte unruhig geworden war. Er hatte bestimmt nicht die Absicht gehabt, mich aus den Augen zu lassen. Aber es gab ein paar wenige Dinge, die ich nie in seinem Beisein tun würde und mich zu erleichtern gehörte definitiv dazu.

Sam zögerte noch kurz, dann nickte er. Er stieg vor mir ab und hob mich von dem großen Tier, das erstaunlich ruhig dastand. Als warte es geduldig ab, bis ich wieder sicher auf meinen eigenen Füßen stand.

Ich klopfte ihm dankbar auf den Hals und folgte dann Aitana.

Als wir uns ein Stück weit von unserem ersten Rastplatz entfernt hatten, wartete sie kurz auf mich und führte mich anschließend sofort wieder zurück. Sie wollte vermutlich von Max ebenso wenig getrennt sein wie Sam von mir. Da fiel mir auf, dass sie sich nicht hatte erleichtern müssen.

Auf dem Rückweg fragte ich mich, warum das so war. Aus der Sicht einer Ärztin war das interessant. Ich wollte allerdings auch nicht unhöflich sein, indem ich sie über intime Dinge ausquetschte. Also hielt ich den Mund und lief neben ihr her.

„Sie können ruhig fragen, es stört mich nicht“, sagte sie plötzlich und erschreckte mich damit beinahe zu Tode.

„Was fragen?“, sagte ich und starrte sie verlegen an.

Es war mir unangenehm, dass sie mich durchschaut hatte.

„Sie wollen mich etwas Persönliches fragen, trauen sich aber nicht aus Angst, mich zu beleidigen. Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, dass ich in meinem Leben schon auf jede erdenkliche Art beleidigt wurde. Es macht mir nichts aus, wenn Sie einfach nur auf etwas neugierig sind. Mit simpler Neugier kann ich leben.“

„Oh, nun, in Ordnung. Ich würde gern wissen, ob Sie jemals auf die Toilette müssen.“

Jetzt begann die Spanierin zu kichern. Es war ein fröhlicher, unbeschwerter Laut, der nicht zu ihr zu passen schien. Sie wirkte für gewöhnlich verschlossen und distanziert, jedenfalls, wenn Max nicht in ihrer Nähe war.

„Wenn ich mich nur von Blut ernähre, dann nein“, begann sie zu erklären, als sie sich wieder beruhigt hatte. „Mein Körper verarbeitet es vollständig, weshalb ich nicht auf die Toilette muss. Wenn ich mich jedoch von menschlicher Nahrung ernähren würde, was Vampire im fortgeschrittenen Alter nur noch sehr selten tun, dann ja. Dann müsste auch ich auf die Toilette gehen.“

Das klang logisch und absolut faszinierend. Ich wusste, dass Sam und die anderen Werwölfe einen unglaublichen Appetit hatten, was bedeutete, dass sie wie jeder andere Mensch auch normale Körperfunktionen besaßen. Dass sich zwei Nachtwesenrassen so sehr voneinander unterschieden, war erstaunlich.

„Es tut mir leid. Das, was mit Ihrer Familie passiert ist“, sagte ich. Als sie mich etwas ratlos ansah, erklärte ich weiter: „Ich weiß, wie es ist, wenn man der eigenen Familie nicht helfen kann.“

Zuerst dachte ich, sie würde mir nicht antworten und nahm an, dass ich zu weit gegangen war. Doch dann sprach sie und ihre Stimme klang resigniert und nicht wütend.

„Viele Menschen in der heutigen Zeit sind der Meinung, sie besäßen ein langes und ausgefülltes Leben und ahnen gar nicht, wie schnell es vorbei sein kann.“

Krankheiten, Unfälle und auch Morde.

Ich lebte in einer Zeit, in der jeder Mensch sich seiner eigenen Sterblichkeit sehr wohl bewusst war. Solche Überfälle wie der auf meine Familie waren nicht selten. Deswegen bin ich nie auf die Idee gekommen, dass der Angriff gar kein Zufall war. Ich hatte angenommen, dass wir willkürlich ausgesucht worden waren.

Ich konnte ihnen damals nicht helfen, konnte ihren unnatürlichen Tod nicht verhindern – aber ich kann heute dafür Gerechtigkeit einfordern. Wenn Sokar uns erhört, wenn er erkennt, was für ein Spiel seine Schwester da treibt, vielleicht kann ich dann meinen Kindern Frieden geben ... und mir.“

Das war mit Abstand das Bewegendste, was ich seit Langem gehört hatte. Die Bedeutung hinter ihren Worten, die Schuld, die sie noch heute empfand. Ganz plötzlich wollte ich das auch, ich wollte, dass diesen für mich völlig unbekanntem Kindern Gerechtigkeit wiederfuhr.

Ich konnte natürlich nicht völlig nachvollziehen, wie sie sich fühlen musste. Aber ich wusste, wie es war, wenn eine Situation aussichtslos erschien. Mit welchen Konsequenzen man leben musste, wenn man keinen Ausweg fand. Das Schicksal meiner Schwester konnte ich auch nicht verhindern. Aber wir konnten diese Ungerechtigkeit beenden.

## Max

Als Aitana und Chris gemeinsam und unversehrt aus dem Wald kamen, fiel die Nervosität von mir ab, die mich immer dann heimsuchte, wenn meine heißblütige Spanierin nicht in meiner Nähe war. Es beunruhigte mich, sie aus den Augen zu lassen. Jetzt, so kurz vor unserem Ziel, mehr denn je.

Tomlin und Desto, die zwei Falken, die uns auf unserer Reise begleiteten, waren ebenfalls im Dickicht verschwunden. Vermutlich, um die Gegend im Auge zu behalten und auf Nummer sicher zu gehen, dass wir nicht verfolgt wurden. Noch war nichts geschehen, was uns Grund zur Sorge geben könnte, doch wir konnten nicht vorsichtig genug sein.

Ich wühlte in einem der Proviantbeutel und holte vier sorgfältig verschnürte Pakete heraus, die getrocknetes Fleisch, Brot und Beutel mit Wasser enthielten. Makesa, die Haushälterin des Palastes, hatte uns alles eingepackt, was wir brauchten. Ich reichte zwei an Sam weiter, der neben mir saß und ein Schwert polierte, das er zu unserer Verteidigung bekommen hatte.

Eines behielt ich für mich selbst, das vierte streckte ich Aitana entgegen und sah sie fragend an. Sie schüttelte den Kopf und lächelte. Da wurde mir klar, dass wir gar nicht dafür gesorgt hatten, dass auch sie sich ernähren konnte. Blutkonserven blieben ungekühlt nicht über Tage hinweg frisch. Deswegen hatte man vermutlich keine eingepackt.

„Wie ...“, setzte ich an, doch sie unterbrach mich schnell.

„Tomlin und Desto haben sich angeboten, mir als Spender zu dienen. Da sie gesegnete Talrar sind, wird es ihnen nicht schaden und sie auch keine Kraft kosten.“

Eine Welle der Eifersucht überschwemmte meinen Körper. Ich versteifte mich unwillkürlich bei dem Gedanken daran, dass sie die beiden Männer mit ihren Lippen berühren und ihr Blut trinken würde. Ich wollte ihr sagen, dass das niemals geschehen würde – dass dieses Recht nur mir als ihrem Partner zustand, doch ich konnte mich nicht dazu durchringen.

Sie hatte einen triftigen Grund genannt, warum ich ihr diesen Gefallen nicht würde erweisen können. Ich war ein Mensch. Wenn sie zu viel von mir trank, würde es mich schwächen, was mich unweigerlich zu einer Behinderung machen würde. Und ich wollte niemandem zur Last fallen.

Also nickte ich widerwillig und konzentrierte mich auf mein Essen. Natürlich wusste Aitana trotzdem, was in mir vorging. Wie Mark richtig bemerkt hatte, waren wir Hexen nicht wirklich subtil. An meinem Gesicht hatte man bestimmt

sehr gut ablesen können, was mir in den letzten Minuten durch den Kopf gegangen war. Sie setzte sich nah zu mir auf den Boden, legte ihre langen Finger in meinen Nacken und streichelte durch mein Haar.

„Wenn es einen anderen Weg geben würde, dann hätte ich ihn gewählt. Aber ich kann dir versichern, dass der Biss eines Vampirs nicht angenehm ist. Er hat keine sexuelle Bedeutung, es sei denn, man steht auf Schmerzen. Und ich bin mir sicher, dass die beiden Männer nicht so empfinden“, flüsterte sie mir beruhigend ins Ohr.

Doch es beruhigte mich nicht. Ich konnte einfach nicht dieses Bild aus meinem Kopf kriegen, wie sie ihre Lippen auf ihre Haut legt, mit ihren Fangzähnen in sie eindringt und schließlich beginnt, an ihnen zu saugen. Am liebsten hätte ich sie angeknurrt. Sie merkte, dass ich noch immer wütend war, also sagte sie:

„Soll ich es dir zeigen?“

Ich erstarrte und sah sie erstaunt an. Sie wollte an mir saugen? Nein, Moment, sie wollte mir zeigen, wie weh es tat, von ihr gebissen zu werden. Für einen kurzen Moment hatte mein Gehirn ausgesetzt und ich hatte nur noch an eins gedacht. Ich schüttelte mich innerlich und nickte dann. Sie wartete noch, bis ich mein restliches Essen wieder eingepackt hatte, dann zog sie mich an meiner Hand in den Wald.

Als wir weit genug vom Lager entfernt waren, presste sie mich mit dem Rücken gegen einen der hohen Bäume, drückte ihren Körper an meinen und strich an meiner Halsschlagader entlang. Wenn sie mir zeigen wollte, dass der Akt des Bluttrinkens nichts Sexuelles hatte, dann versagt sie gerade auf ganzer Linie.

Mein Glied regte sich, sobald ich ihre Brüste an meiner Brust, ihren Atem an meinem Hals und ihre Finger in meinem Haar spürte.

*Heiliges Kanonenrohr, jetzt leckt sie meinen Hals!*

Auf keinen Fall würde ich zulassen, dass sie einen der anderen Männer biss. Scheiß auf meine Schwäche und scheiß auf ihre Sorge um meine Gesundheit. Als ich nun ihre Zähne auf meiner Haut spürte, konnte ich ein Stöhnen nicht länger unterdrücken. Und sobald ihre scharfen Fänge meine Haut durchstießen, schmolz mein Hirn zu einer funktionslosen Masse.

Ich packte mit meiner rechten Hand ihren Kopf, zog ihn noch fester an meinen Hals und drückte mit meiner linken ihren Unterleib an meinen Schwanz. Das hier war etwas Sexuelles, etwas sehr Sexuelles. Während ihr vorsichtiges Saugen an meinem Hals mich verrückt machte, brachten ihre Finger mich vollkommen aus dem Konzept.

Sie schob ihre Hand zwischen unsere Körper, fuhr an meiner Hose entlang und packte mein pralles Gemächt. Dann war es um mich geschehen. Ich verlor mich in ihrer Berührung, in ihrem Mund und ihrem verlockenden Duft und keine

Minute später ergoss ich mich wie ein Junge. Es wäre mir vermutlich peinlich gewesen, wenn sie es nicht direkt darauf angelegt hätte.

Sie zog ihre Fänge vorsichtig zurück, leckte noch einmal an meinem Hals, um die Wunden zu versiegeln und hob ihren Mund zu einem verführerischen Kuss. Sie wusste ganz genau, was sie da tat. Ich schmeckte den streng metallischen Geschmack meines eigenen Blutes und es machte mich unsäglich an.

„Du wirst ganz bestimmt nicht von denen trinken“, befahl ich und drückte meine Stirn an ihre, während ich noch immer versuchte, meine Atmung zu beruhigen.

„Ich muss zugeben, das war recht ungewöhnlich“, antwortete sie auf meine Worte, nickte aber schließlich.

Sie lächelte leicht und leckte sich die Lippen, als hätte sie noch nie etwas Besseres gekostet. *Verdammt nochmal!*

## Aitana

Noch immer rauschte das Adrenalin durch meinen Körper. Max' Blut war mit nichts zu vergleichen, was ich je gekostet hatte. Und der Biss heute war so viel mehr, als der Vorgeschmack, den ich in der Küche des Rudelhauses bekommen hatte. Er bescherte mir einen Energiekick, den ich so nicht erwartet hatte. Sein Blut war reichhaltiger als das eines normalen Menschen. Das musste der Hexer in ihm sein. Ich hatte noch nie zuvor von einer Hexe getrunken – jedenfalls von keiner echten, wenn man die heutige Erfahrung objektiv betrachtete.

Denn der Unterschied wäre mir bestimmt nicht entgangen.

Ich würde jetzt mehrere Tage ganz ohne Blut auskommen und Max hatte es auch keinen Schaden zugefügt. Das war merkwürdig. Mal abgesehen von den kleinen Einstichen, die noch immer ein wenig gerötet waren, hatte meine Nahrungsaufnahme keinerlei Spuren bei ihm hinterlassen. Er war nicht müde oder hungrig. Er schwankte nicht angesichts des Blutverlusts. Ja, das war seltsam, doch ich würde mich nicht darüber beschweren.

Es war ein weiteres Geschenk und ich war nicht zu bescheiden, es anzunehmen.

Während ich mir weiter Gedanken darüber machte, wie mein Biss auf Max gewirkt hatte, brachten wir die zweite Etappe des heutigen Tages hinter uns. Die Nacht würden wir in einer Höhle verbringen und erst im Morgengrauen weiterreisen. Ich blieb wachsam, auch wenn wir bislang keiner Gefahr begegnet waren.

Die Tiere des Waldes machten einen großen Bogen um uns und anderen Reisenden begegnete man hier – laut Desto und Tomlin – nur selten, da man noch immer Angriffe durch die Todesboten der Ailill fürchtete. Der Friede war offenbar noch lange nicht so gefestigt, wie vom Königspaar und dem König der Ailill beabsichtigt.

Die Sonnen dieser Welt neigten sich langsam dem Horizont entgegen, bis sich das Licht veränderte und von einem strahlenden Rotorange zu einem silbrigen Blau wurde. Chris ritt einmal mehr auf Sams Schoß, was der Werwolf weidlich ausnutzte. Er konnte kaum die Finger von seiner Begleiterin lassen, was diese jedoch nicht zu stören schien. Ihre Körpergerüche waren so stark miteinander vermischt, dass kein Zweifel daran bestehen konnte, welche enge Beziehung die beiden verband.

Max ritt neben mir. Auch sein Duft hatte sich verändert. Ganz unterschwellig nur, doch die Veränderung war da. Es erfüllte mich mit Stolz und einer großen Portion Genugtuung, dass schon sehr bald alle wissen würde, dass wir

zusammengehörten.

Und doch fehlte etwas. Es fehlte die Sicherheit, dass es für uns ein Happy End geben würde. Niemand konnte uns das garantieren, nicht einmal die Hellsichtigste unter den Hexen. Wenn wir Kasiapha nicht aufhalten konnten, würden wir doch getrennt und ich ertrug den Gedanken nicht, dass er wegen mir leiden musste.

Außerdem gab es da noch ein weiteres Problem. Gesetzt den Fall, wir schlugen Kasiapha zurück, verhinderten ihre Pläne und gewannen den Krieg, war Max noch immer sterblich. Natürlich bestand die Möglichkeit, ihn zu verwandeln, doch wer wusste schon, wie lange diese Gefühle anhielten, die uns im Moment solch glückliche Stunden bescherten.

War ich bereit, dieses Risiko einzugehen? War er es? Sein Freund Mark hatte keine Wahl gehabt. Max hingegen konnte sich dagegen entscheiden, was uns nur sehr wenig Zeit miteinander geben würde. Menschen vergingen so schnell.

Und ich würde am Ende wieder zurückbleiben – allein! Nicht noch einmal. Ich würde warten, wie sich die Sache entwickelte. Ich konnte diesen Sprung über die Klippe noch nicht bewerkstelligen. Dafür fehlte mir der Mut.

Eine Hand legte sich in meinen Nacken und drückte zu. Sie gab mir Halt, den ich gerade brauchte und eine beruhigende Wärme, die mich sofort lächeln ließ. Auch wenn ich mir noch immer nicht ganz sicher war, ob wir eine Zukunft hatten – eine Gegenwart hatten wir mit Sicherheit. Und die würde ich mir nicht nehmen lassen.

Fünf weitere Stunden und zwei Pausen später erreichten wir unser erstes Nachtlager. Der Höhleneingang hatte die Ausmaße eines kleinen Einfamilienhauses und erweckte den Eindruck, das Tor zur Unterwelt habe sich direkt hier im Wald aufgetan. Es war düster und kalt im Inneren und der eigene Atem verursachte angsteinflößende Echos, die einem einen Schauer über den Rücken jagten.

Tomlin versicherte mir, dass diese Höhle schon seit Langem verlassen war und nur noch von Reisenden als Unterschlupf genutzt wurde. Ich konnte riechen, dass das der Wahrheit entsprach, und hatte somit eine Sorge weniger. Schnell sammelten wir das Holz ein, das vor der Höhle herumlag, machten ein kleines Feuer und kümmerten uns um die Shetai.

Als auch das erledigt war, zogen die Falken los, um zu jagen. Sie machten sich um unsere Sicherheit keine großen Gedanken mehr, schließlich waren Sam und ich sehr wohl in der Lage, unsere kleine Gruppe zu beschützen. Nichtsdestotrotz würde Max – sobald die Jäger zurück waren – einen Zauber über die Höhle legen, der es Eindringlingen unmöglich machte, uns zu finden.

Bis dahin setzten wir uns zu viert ans Feuer und wärmten unsere Glieder. Um diese Zeit des Zyklus – wie man ein Jahr hier in Maldur nannte – war es bereits frostig kalt und die Bäume begannen, ihre wundervolle rote Farbe zu verlieren. Vereinzelt flatterten schwarze Blätter zu Boden und bedeckten das angenehm nach Eis und Moos duftende Gras.

„Was habt ihr eigentlich vorhin allein im Wald gemacht?“, fragte Sam und schaute mich und Max unter lächerlich langen Wimpern hervor an.

„Ich weiß nicht, was du meinst“, sagte ich, ließ meine Stimme aber neutral klingen.

„Während unserer ersten Pause. Da wart ihr plötzlich verschwunden. Ihr wart aber nicht lange fort.“

Da kam die Neugier des Hundes durch. Max hatte mich gewarnt, dass es zu den Hobbys des Beta-Wolfes zählte zu tratschen.

„Das geht dich nichts an.“

Jetzt klang ich abweisend. Sam und Chris sahen sich an. Während die Menschenfrau errötete und wegsah, begann Sam unanständig zu grinsen.

„Du Luder, du warst also an Max‘ Hose. Gib es zu! So eine bist du also. Da kann sich Max aber glücklich schätzen.“

Ich wartete darauf, dass Max sich in die Unterhaltung einmischte. Das tat er aber nicht. Er hatte die Augen geschlossen und murmelte kaum hörbar vor sich hin. Als Nächstes folgte ein lautes Quietschen, das, wie ich gleich darauf feststellte, von Sam gekommen war. Ein hoher schriller Ton, der nicht so recht zu einem Mann passen wollte.

Der Wolf sprang auf, hüpfte auf der Stelle und zog panisch an seiner Jeans. Man konnte erkennen, dass sich etwas unter dem festen, unnachgiebigen Material bewegte. Doch es gelang dem Wolf nicht, es abzuschütteln.

„Scheiße!“, brüllte er und machte sich an seinem Reißverschluss zu schaffen.

Max Schultern neben mir bebten und auch Chris kicherte ein klein wenig. Ich verschränkte die Arme und sah dem Wolf einfach bei seinem kleinen lächerlichen Tänzchen zu.

Endlich schaffte er es das Kleidungsstück abzustreifen und auf den Boden zu werfen. Genau in diesem Moment, sprang ein kleines pelziges Tier aus einem der Hosenbeine. Es zuckte mit seiner mäuseartigen Nase, schnatterte kurz in die Richtung des Wolfes und lief dann in die Dunkelheit davon. Wenn es nicht einen buschigen Schwanz und Schlappohren gehabt hätte, dann hätte man es für eine Maus halten können.

Sam stand keuchend neben seiner Gefährtin, stützte sich erleichtert auf deren Schulter ab und sah dem Tier hinterher.

„Alter, trägst du nie Unterwäsche?“, fragte Max. Und in der Tat, der Wolf war

von der Taille abwärts nackt.

Ich zog eine Augenbraue hoch und sah ihn übertrieben lächelnd an. Chris wurde sogar noch verlegener und schlug sich die Hände vor ihr Gesicht. Sam hob seine Hose wieder auf und hielt sie sich vor seinen kleinen Wolf.

„Es ist besser, nicht zu viel anzuhaben, für den Fall, dass ich mich schnell verwandeln muss“, brummte er und stieg wieder in seine Jeans. „Wo kam dieses Vieh überhaupt her?“

Bevor irgendjemand die Frage beantworten konnte, schnüffelte er in der Luft und starrte Max wütend an. Er hatte Max' magische Signatur gerochen.

„Das warst du, gib es zu! Warum, zum Teufel?“

„Na ja, ich dachte, da du ja so interessiert an meiner Hose bist, sollte auch jemand interessiert an deiner sein.“

Chris grunzte vergnügt, verstummte aber sofort, als ihr Gefährte sie böse ansah.

„Das ist nicht witzig!“

„Ein kleines Bisschen schon“, sagte sie und lächelte ihn schelmisch an.

Der Wolf knurrte nur und setzte sich wieder, warf aber immer wieder feindselige Blicke in die Richtung meines Hexers, der wiederum sehr zufrieden mit sich selbst schien. Ich gab ihm einen Dankeskuss auf die Wange und lehnte mich zufrieden an die Höhlenwand hinter mir.

## Chris

Die Nacht war mittlerweile hereingebrochen und absolute Stille umhüllte mich und meine Reisegefährten. Wir lagen in unseren Schlafsäcken auf dem Höhlenboden, was mich an eine fröhlichere Zeit und die Campingausflüge mit meiner Familie erinnerte. Eine Zeit, die schon sehr lange zurücklag. Eine Zeit, in der meine Familie noch eine Familie war.

*Denk jetzt nicht dran, versuch zu schlafen!*

Doch das war beinahe unmöglich. Obwohl Max einen Schutzzauber um den Höhleneingang gelegt hatte und die Falken sich mit ihrer Wache abwechselten – stets wachsam und gut vorbereitet –, fand ich keine Ruhe.

Wenn der eine Talrar vor der Höhle in die Dunkelheit der Wälder verschwand, legte sich der andere in voller Montur für ein paar Stunden neben dem Feuer nieder – und umgekehrt. Das Klirren ihrer Kettenhemden, das Schaben ihrer Dolche an dem Leder ihrer Scheiden, die Tiere, die durch ihre Anwesenheit aufgeschreckt wurden. Die ungewohnte Umgebung und die seltsamen Geräusche hielten mich einfach wach.

Auch wenn sie uns auf Befehl ihres Königs hin beschützten, war ich ihnen trotzdem dankbar. Diese Reise machte mir noch immer Angst und zwei gesegnete Talrar dabeizuhaben, minderte sie ein klein wenig. Es war noch immer merkwürdig, wie ich mich in ihrer Gegenwart fühlte. Sie waren so anderes, als die Nachtwesen, die ich gewohnt war.

Ihre Gegenwart schmirgelte wie feines Schleifpapier über meine empfindliche Haut und mein Hirnjucken war um das Zehnfache verstärkt. Wenn das das Gefühl war, dass mich in der Nähe von Halbgöttern befiel, dann wollte ich nicht wissen, wie Sokars auf mich wirken wird.

Ein weiterer Grund, warum ich noch nicht schlief.

Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, warum Sarah der Meinung war, dass ich bei diesem Ausflug unabkömmlich sei. Ich war nicht annähernd so begabt wie die Hexen des Nightshadow-Covens. Und mein Hirnjucken konnte man wohl kaum als Begabung bezeichnen.

Wenn man vom Teufel sprach ...

Ich keuchte erschrocken, als das besagte Gefühl ganz plötzlich und mit einer nie da gewesenen Intensität einsetzte, so stark, dass mein Kopf fast ohne mein Zutun hochschoss. Ich öffnete meinen Schlafsack, setzte mich auf und umfasste meinen Hinterkopf. Es wurde immer schlimmer. So schlimm, dass es den Anschein hatte, mein Kopf diene einem ganzen Bienenstock als Wohnstätte.

Ein Wimmern schlüpfte zwischen meinen Lippen hervor und wurde von den Höhlenwänden zurückgeworfen.

„Chris!“, rief Sam, der sofort erkannte, dass mich etwas quälte.

Er öffnete seinen eigenen Schlafsack, griff nach mir und zog mich an seine Brust, während er sich nach der Ursache für mein Unbehagen umsah. Es half alles nichts. Die widerliche Empfindung wollte einfach nicht verschwinden.

„Irgendetwas ist hier“, brachte ich geradeso heraus und drückte mein Gesicht in seinen Pullover.

„Desto, Tomlin!“, rief er laut. Desto wurde sofort wach und sprang auf und ein wachsam dreinblickender Tomlin betrat die Höhle. „Chris, sieh mich an. Du musst versuchen, dich zu konzentrieren.“

Ich nickte. Kniff die Augen zusammen und drehte meinen Kopf in Richtung Höhleneingang. Da sah ich sie.

Sie stand, umrahmt von zwei Bäumen, keine zehn Meter von der Höhle entfernt und starrte mich an. Der Schutzzauber hatte offenbar keinerlei Wirkung auf sie, denn sonst wäre sie der Höhle niemals so nah gekommen. Sah sie wirklich mich an oder Aitana? Oder die Männer? Ich konnte es nicht sagen. Dort waren nur zwei leere Augenhöhlen, aus denen Maden hervorquollen. Ein grinsendes Totengesicht, das in diesem Augenblick den Mund öffnete.

*Mach, dass sie aufhört, bitte!*

Bevor ich schreien, die anderen warnen konnte, durchzuckte ein Blitz die Finsternis und schlug genau an der Stelle ein, wo eben noch die Seelenfängerin gestanden hatte. Ein dunkles Donnernrollen folgte kurz darauf und es klang wie das zufriedene Lachen eines übermächtigen Riesen. Alle in der Höhle zuckten zusammen, mich eingeschlossen.

Kasiapha war fort.

Ich zitterte am ganzen Leib. Ich würde nie wieder aufhören zu zittern, nicht nachdem ich dieses Ding mit meinen eigenen Augen gesehen hatte.

„Chris, Liebling, sprich mit mir, bitte! Du machst mir Angst.“

Ich sah Sam an, der mich noch immer fest umklammert hielt, und atmete einmal tief durch. Ich versuchte, genug Luft in meine Lunge zu bekommen, um ihm seine Angst zu nehmen, doch ich schaffte es nicht. Was sollte ich ihm auch sagen? Ich konnte einfach nicht ausdrücken, was ich empfand – welche Erleichterung es war, sie nicht mehr ansehen zu müssen. Dann antwortete Max für mich.

„Kasiapha war vor der Höhle. Chris hat sie gesehen.“

Auch seine Stimme zitterte leicht. Aitana schlang von hinten einen Arm um seine Schulter und lehnte sich an seinen Rücken.

„Sarah hatte also Recht. Sie hat hier keine Macht. Ich bin mir ziemlich sicher,

dass der Blitz von Sokar kam und sie vertrieben hat.“

Wir sahen alle nach draußen. Das Gras schwelte noch immer, dort, wo er eingeschlagen war. Kasiapha war zwar fort, doch sie wusste von unserem Vorhaben, was bedeutete, dass sie versuchen würde, uns aufzuhalten, koste es, was es wolle.

*Wir waren total am Arsch!*

Nach einer ruhelosen Nacht – und einem Schreck, den ich mein Leben lang nicht vergessen würde –, packten wir sehr früh unsere Sachen zusammen. Es hatte keinen Zweck, unsere Reise hinauszuzögern und nun, da wir wussten, dass uns die böse Göttin auf den Fersen war, war Eile geboten. Es dauerte nicht lange zu frühstücken, die Shetai zu satteln und unsere Schlafsäcke zu verstauen. Schon waren wir wieder unterwegs.

Sam blieb immer in meiner Nähe, zwanghaft darauf bedacht, mich von dem Geschehenen abzulenken. Wenn er nicht bald aufhörte, fing er sich von mir noch eine Kopfnuss. Aber es war schwierig, ihm böse zu sein, wenn er doch nur versuchte, mich aufzuheitern. Ihm schien wirklich viel daran gelegen zu sein, dass es mir gut ging, was mir wiederum das Gefühl gab, geschätzt zu werden.

Ich wusste noch immer nicht, was wir im Moment für eine Beziehung führten. War es nur etwas für zwischendurch? Oder wollte er etwas Langfristiges? Er machte keine Anstalten, darüber zu sprechen. Selbst Andeutungen kamen ihm nicht über die Lippen. Ich wusste einfach nicht, woran ich war. Und das machte mich völlig kirre.

Nach beinahe zwei Stunden schnellen Ritts begann der Wald, sich zu lichten. Den wenigen Pausen und der beinahe unerschöpflichen Ausdauer der Shetai hatten wir es zu verdanken, dass wir uns dem Rand des Plathen-Waldes näherten – und zwar deutlich vor der veranschlagten Zeit.

Der widerliche Gestank nach Schwefel wehte uns in Form einer gelben Wolke entgegen und ich wusste, dass wir die Sümpfe erreicht hatten, von denen Sam mir erzählt hatte. Hier mussten wir sehr vorsichtig sein. Die Drachen lebten hier. Reptilienähnliche Kreaturen, die Menschenfleisch liebten und daher extrem angriffslustig waren.

*Yummy!*

Tomlin und Desto stiegen von ihren Tieren und begannen, sich zu entkleiden. Ich nahm an, dass sie sich vorsichtshalber verwandeln wollten, um uns im Falle eines Angriffs verteidigen zu können und hatte diesbezüglich Recht. Sobald sie nackt waren, begann die Transformation.

Tomlins Körper wuchs in die Höhe, wurde lang und sehnig und so geschmeidig wie der einer Katze. Flaumiges, sehr kurzes Fell spross aus seiner Haut und

wurde glänzend blaugrau. Es war unglaublich, dabei zusehen zu können, wie er immer größer wurde, bis er schließlich eine stolze Höhe von vier Metern und mehr erreichte.

Desto hingegen ging eher in die Breite. Muskeln schossen wie Schneeglöckchen im Frühling aus seiner Haut, die einen dunklen, beinahe schwarzen Ton annahm. Am beeindruckendsten waren jedoch seine Hörner, die sich wie die eines Widders um seine Ohren drehten und zur Spitze hin leuchtend rot wurden. Ich fragte mich kurz, wer wohl den Kampf gewinnen würde – er oder ein Bus. Er sah aus, als könnte er durch Betonwände rennen.

Sie gaben uns ein Zeichen und wir setzten uns wieder in Bewegung. Tomlin marschierte voran und sein Shetai folgte ihm brav bei Fuß. Desto wartete, bis wir an ihm vorbei waren, und übernahm die Position ganz hinten. So zog unsere Karawane weiter, stets ein Auge auf die übel riechenden Sümpfe gerichtet.

## Aitana

Wir kamen wider Erwarten ohne Schwierigkeiten an den Sümpfen vorbei. Einige Drachenköpfe tauchten zwar hin und wieder aus dem Morast auf, verschwanden aber genauso schnell wieder, sobald sie die Talrar erblickten. Kein Einziger von ihnen traute sich, uns nahezukommen.

Bald drangen wir wieder in ein dicht bewachsenes Waldstück ein und ließen den Gestank hinter uns. Der Weg wurde schmaler, sodass ein Nebeneinanderreiten nicht mehr möglich war. Tomlin und Desto nahmen erneut ihre menschliche Gestalt an, behielten uns aber weiterhin in ihrer Mitte.

Bald würden wir die Höhlen erreichen. Unser Ziel war zum Greifen nah und meine Nervosität wuchs. Ich war regelrecht aufgedreht. Max hatte mir meine Hoffnung auf eine Zukunft wiedergegeben und forderte nun, ein Teil davon zu sein. Nichts würde mich glücklicher machen, als ihm diese Forderung zu erfüllen. Je weiter wir kamen, je deutlicher sich herauskristallisierte, dass wir Kasiapha schlagen konnten, desto gewillter war ich, an eine gemeinsame Zukunft zu glauben.

Eine weitere Nacht würden wir vor dem Eingang der Höhle verbringen, dann war es so weit. Max hatte von Gennarion und Elisabeth alles bekommen, was wir für die Beschwörung eines Gottes brauchten. Ein solches Ritual war kompliziert und erforderte genaueste Vorbereitung.

Und – was mich allerdings ein wenig beunruhigte – ein Opfer. Wie genau dieses Opfer aussah, wusste ich nicht, doch Max hatte mir versichert, dass ich mir deswegen keine Sorgen zu machen brauchte. Ich vertraute ihm vorbehaltlos, also erwähnte ich es nicht mehr.

Nach einer weiteren Stunde konnte man bereits den Eingang zwischen den Bäumen erkennen. Vor der Höhle war eine kleine Lichtung, auf der wir unser Nachtlager aufschlugen. Die Shetai, die Falken, Sam und Chris. Wir alle machten uns stumm an die Arbeit. Die Geräusche des Waldes waren die einzigen Laute, die zu vernehmen waren.

Tomlin und Desto verwandelten sich einmal mehr und trugen große, morsche Baumstämme, die uns als Sitzgelegenheiten dienen sollten, aus dem Wald zu uns und legten sie in einem Halbkreis um die Feuerstelle ab. Chris, Sam, Max und ich breiteten die Schlafsäcke auf der anderen Seite aus. Dann machten sich die beiden Falken auf zur Jagd.

Sam, Chris, Max und ich sammelten derweil Feuerholz, blieben dabei aber stets zusammen, damit niemand verloren ging. Sobald auch das erledigt war,

entzündeten wir das Feuer und ließen uns davor nieder. Max zog den Beutel hervor, den Eli ihm gepackt hatte, und las aufmerksam die beiliegende schriftliche Erklärung für das Ritual durch. Er war völlig vertieft in die Lektüre, während ich völlig in sein Gesicht vertieft war.

Wie er sich bewegte, wie er sein Haar zurückstrich, obwohl es ihm zwei Sekunden später wieder ins Gesicht fiel. Kleine Details, die mir noch nie zuvor an einer anderen Person aufgefallen waren, sich hier und jetzt und bei diesem Mann geradezu in mein Gedächtnis einbrannten. Ja, ich liebte ihn. Er hatte sich langsam in mein Herz geschlichen und hatte offenbar nicht vor, wieder zu gehen. Deshalb würde ich ihn festhalten, solange es mir möglich war.

*Absolute Stille!*

Meine Sinne schlugen Alarm. Es war ruhig, zu ruhig. Die Tiere und Insekten um uns herum waren verstummt. Nichts regte sich. Nur das Aneinanderreiben von Stoff war noch zu hören, wenn sich einer von uns bewegte. Ich sah zu Chris, ob sie irgendetwas spürte und so war es tatsächlich. Sie fasste sich an den Hinterkopf, rieb angestrengt ihren Nacken und sah sich nach hinten um.

Ich erhob mich langsam und Sam, der den Stimmungswechsel seiner Gefährtin bemerkt hatte, tat es mir nach. Er versuchte sich genau wie ich, auf die Umgebung zu konzentrieren. Tomlin und Desto waren noch nicht zurückgekehrt, doch ich war mir sicher, dass die Tiere des Waldes nicht auf die beiden so ängstlich reagierten. Ich sah zum Höhleneingang und dachte nach.

Sollten wir angegriffen werden, blieb uns nichts anderes übrig, als darin Schutz zu suchen. Aber möglicherweise schnitten wir uns damit selbst unseren Fluchtweg ab. Ich stellte mich vor Max, während Sam sich vor Chris positionierte – die Höhle immer in unserem Rücken.

Kurz darauf hörten wir schnelle Schritte. Tomlin und Desto brachen eilig aus dem Gestrüpp hervor und machten sich nicht mal die Mühe, leise zu sein. Sie brachten sich vor uns in Stellung, zogen ihre Waffen und starrten in den Wald.

„Bleibt hinter uns!“, befahl Tomlin und knurrte dabei wie eine Raubkatze.

Es wurde wieder still. Ich hörte, wie sich Max' Atmung beschleunigte, und spürte den Luftzug in meinem Nacken. Das Warten wurde zur Qual. Ich konnte nichts hören oder sehen und doch wusste ich, dass die Gefahr sehr nah war. Und dann, endlich, zeigte sich das erste Wesen.

Ein blasser Arm schlang sich von hinten um einen der Bäume am Rand der Lichtung. Lange schlanke Finger, an deren Enden ebenso lange Krallen wuchsen, kratzten über das Holz der Rinde und verursachten tiefe Einschnitte. Es war merkwürdig, es sehen, aber nicht hören zu können. Was war das? Ich war mir nicht sicher, ob ich jemals einer solchen Kreatur begegnet war.

Desto fluchte in einer mir unbekanntem Sprache und hob sein Schwert höher,

dann tauchten noch mehr von ihnen auf. An beinahe jedem Baum schlängelten sie sich entlang, bis wir sie schließlich richtig erkennen konnten. Ich sog scharf die Luft ein. Es waren Nymphen – tote Nymphen.

Es waren Hunderte von ihnen und sie waren nicht länger wunderschön und verführerisch. Ihre Haare hingen lose in ihre ausgemergelten Gesichter. Dunkle Schatten hatten sich unter ihren blutleeren Augen gebildet und ihre Körper waren so dünn, dass jeder Knochen scharf hervortrat. Aber das Schlimmste, was man ihnen hätte antun können, war, sie ihrer Stimme zu berauben.

Jedes Mal, wenn eine von ihnen ihren Mund öffnete, jedes Mal, wenn sie ihre Qual hinausschreien wollten, war einfach nichts zu hören. Tränen traten mir in die Augen. Ich hatte in der Vergangenheit mehr als eine Nymphe singen hören und war wie alle anderen auch verzaubert gewesen. Sie nun in einer solchen Verfassung zu sehen, ließ mich vor Wut beben.

Die Nymphe, die unserer Gruppe am Nächsten war, sprang vom Baum und krabbelte auf allen vieren auf Tomlin zu. Er holte aus und schlug nach ihr, doch die Klinge seines Schwertes durchfuhr ihren Körper wie dunstigen Rauch. Nichts geschah, er schaffte es nicht sie abzuwehren und das war auch nicht weiter verwunderlich. Die Nymphen hatten ihre Körper schon lange verloren, zurückgeblieben waren nur noch ihre unsterblichen Seelen.

Unberührbare und gefährliche Marionetten einer wahnsinnigen Göttin.

Dann war die Nymphe an der Reihe. Sie erhob sich und fuhr mit ihren Krallen über Tomlins Brust, der einen Schritt zurückweichen musste. Rote Linien bildeten sich auf seinem ledernen Wams. Sie hatte ihn erwischt und die ganze Zeit über hielt sie ihren Mund weit geöffnet, als versuche sie zu schreien.

Wir konnten uns so nicht verteidigen und in der Höhle würden wir auch keinen Schutz finden – nicht vor wild gewordenen Geistern. Dann roch ich den Duft von geschmolzenem Zucker. Max murmelte etwas Unverständliches neben mir, winkelte die Arme vor seinem Körper an und wankte vor und zurück. Seine Hände verschwammen leicht, wie bei einem Hitzeflimmern auf einer heißen asphaltierten Straße. Ganz plötzlich öffnete er seine Augen, stieß mit beiden Fäusten nach vorn und entließ eine Welle der Magie.

Sie breitete sich kreisförmig aus, rauschte unbehelligt durch die Körper der Lebenden und traf die Nymphen frontal. Sie zersplitterten wie Spiegelglas, fielen in scharfkantigen Stücken zu Boden und bewegten sich nicht mehr. Alle sahen zu Max, der sich nach vornübergebeugt hatte und angestrengt keuchte.

„Wir müssen das Ritual vollziehen. Jetzt!“

„Sind sie tot?“, fragte Desto und näherte sich dem ihm am nächsten gelegenen Scherbenhaufen.

Max schüttelte den Kopf und begann, die Utensilien für das Ritual, die er vorhin

begutachtet hatte, wieder in den Beutel zu packen.

„Nein, man kann sie nicht töten. Ich habe sie lediglich aufgehalten. Und zwar nicht für lange. Wir müssen in die Höhle, und zwar schnell.“

Wie aufs Stichwort begann einer der Haufen zu klirren. Langsam, ganz langsam zogen sich die Scherben wieder zusammen und begannen damit, sich wieder zusammenzusetzen. Das war unser Stichwort. Wir nahmen nur das Nötigste mit. Entzündeten zwei an der Höhlenwand befestigte Fackeln an unserem Feuer und machten uns auf den Weg zur Hauptkammer.

Es dauerte mehrere endlos erscheinende Minuten. Desto und Tomlin entzündeten nun die restlichen Fackeln, die in dem riesigen kuppelartigen Raum an den Wänden hingen. Prächtige Höhlenzeichnungen wurden sichtbar, den Hieroglyphen in unserer Welt nicht unähnlich und doch ganz anders.

Die abgebildeten Symbole, Dämonen und Gottheiten hatte ich so noch nie gesehen. Ein beeindruckender Anblick, ohne Frage. Ich legte meine Sachen am Rand ab und ging zur Mitte des Raumes. Dort war ein steinerner Sockel in Form eines vollkommenen Kreises in den Boden eingelassen. Auch dort waren fremdartige Symbole eingraviert.

Die ganze Höhle vibrierte geradezu vor Macht und obwohl ich keine Hexe war, konnte ich spüren, wie die Erschöpfung der letzten Zeit von mir abfiel, als lade dieser Ort meine verbrannten Zellen wieder auf.

Max folgte mir, breitete die Utensilien aus und begann mit den Vorbereitungen. Er stellte neun Kerzen an den Rand des Sockels und entzündete sie. Danach wies er jedem von uns einen Platz zu, sogar den Falken, die unter normalen Umständen eigentlich vor der Höhle hätten auf uns warten sollen. Als sich alle an ihrem Platz befanden, öffnete er ein weiteres Mal den Beutel und zog eine kleine versiegelte Karaffe hervor.

Er sah mich an und sagte: „Das Opfer.“

Ich nickte von meinem Platz aus und sah ihm weiter zu. Er stellte eine Schale in die Mitte des Kreises und entsiegelte das Gefäß. Ich roch sofort, worum es sich handelte. Es war Blut, und wenn mich nicht alles täuschte, war es vom König der Talrar selbst. Das war ein wahrlich großzügiges Geschenk.

Max füllte es vorsichtig in die Schale. Kein Tropfen durfte verschwendet werden. Ein Schlurfen kam vom Eingang des Raumes. Sie würden bald den Raum stürmen, wir konnten auf keinen Fall länger warten.

Max sah das genauso. Er stellte sich auf seinen Platz, breitete die Arme zu beiden Seiten aus und befahl uns, es ihm gleichzutun. Dann setzte er zu einem unglaublich erregenden Gesang an. Er hatte eine tiefe, kehlige Stimme, die weit trug und von den Wänden sogar noch verstärkt wurde.

Ich verstand die Worte nicht. Es musste sich dabei um die Sprache der Talrar

handeln, doch ich konnte den Namen Sokar heraushören. Max Stimme wurde immer lauter und lauter, bis sie fast schon schmerzhaft in den Ohren dröhnte. Das Blut in der Schale schlug Wellen, dann schwappte es über den Rand und wand sich in sechs Schlangenlinien unseren Füßen entgegen. Am liebsten wäre ich zurückgewichen.

Doch bevor ich weiter darüber nachdenken konnte, wurde die Welt um uns herum glühend heiß und so hell wie die Sonne selbst. Ich merkte, wie ich den Mund aufriss, um zu schreien, wie meine Füße plötzlich nicht länger den Boden berührten und wie ich davonflog – fort von allem um mich herum. Und fort von Max.

Ich hatte jeglichen Halt verloren.

## Chris

Okay, jetzt war es amtlich. Ich hasste auch die Magie und alles, was mit ihr zu tun hatte. Mein Kopf war nicht länger mit Hirnmasse, sondern mit Wackelpudding gefüllt. Meine Beine waren schwer und meine Finger zuckten, als hätte man ein paar saftige Stromschläge hindurchgejagt. Ich lag auf einem dreckigen Boden und versuchte, genug Luft in meinen Körper zu pressen, um den Druck, der auf meiner Brust lag, zu lindern.

*Moment mal!*

Ich lag auf einem dreckigen Linoleumfußboden, der ganz sicher nicht zu der Höhle gehörte, in der ich mich gerade noch befunden hatte. Mein Herz begann unkontrolliert zu schlagen. Wo war Sam? Wo waren die anderen? Hatte der Zauber nicht funktioniert? Ich erhob mich in eine sitzende Position und sah mich um.

Das ergab keinen Sinn. Es sah aus, als befände ich mich in einem Krankenzimmer. Ein Zimmer, das mir seltsam bekannt vorkam. Die Zeichnungen an den Wänden, die Bücher in dem kleinen Regal an der Wand neben der Sicherheitstür und die Strickjacke auf dem Stuhl neben dem Schreibtisch.

*Oh Gott!*

Ich befand mich im Kingswell Sanatorium in Seattle. Das hier war das Zimmer meiner Schwester. Ich hatte Fotos davon gesehen. Wie war ich bloß hierhergekommen? Und warum war ich gerade an diesem Ort gelandet?

„Stellst du dir tatsächlich diese Frage?“

Ich erstarrte förmlich zur Salzsäule, als ich die Stimme hörte, die meiner eigenen so ähnlich war. Ein Zittern lief durch meinen ganzen Körper und ich kämpfte mit der Angst, mich zu ihr umzudrehen.

„Ich habe dich nicht für feige gehalten, Christina.“

„Ich bin nicht feige“, murmelte ich beleidigt.

*Ich bin sowas von feige. Reiß dich zusammen, Mädchen!*

Ich erhob mich schließlich und drehte mich zu ihr. Sie sah anders aus als in meiner Erinnerung. Nicht länger schlaksig, knabenhaft und so furchtbar jung, wie sie es bei ihrer Einweisung gewesen war. Aus ihr war eine erwachsene Frau geworden.

Sie stand mit verschränkten Armen an der hinteren Wand ihres Zimmers, direkt neben dem schmiedeeisernen weißen Bett und betrachtete mich ruhig mit ihren viel zu klugen Augen. So hatte sie die Menschen auch früher schon taxiert.

Als wären alle anderen aus Glas und sie könne direkt durch sie hindurchsehen. Auch mich hatte sie immer so angesehen. Und es erschreckte mich, wie furchtbar ich das ... wie furchtbar ich sie vermisst hatte.

„Bist du es wirklich?“, fragte ich beinahe schüchtern.

Ich hatte sie seit Jahren nicht gesehen. Zwanzig, wenn ich mich recht erinnerte. Meine Schwester schüttelte nur lächelnd den Kopf.

„Ich fürchte, die richtige Caroline ist im Moment etwas matschig in der Birne und kann daher leider nicht hier sein“, sagte die Frau und stieß sich von der Wand ab, um sich im Schneidersitz auf dem Bett niederzulassen.

„Wer bist ...“ Ich endete abrupt, als mir wieder einfiel, weswegen wir in der Höhle gewesen waren. „Sokar“, flüsterte ich und erntete ein noch breiteres Lächeln.

„Bingo!“, antwortete der Gott, der die Gestalt meiner Schwester übergezogen hatte wie ein schauriges Halloweenkostüm.

„Ich bin hier um ...“

Wieder unterbrach mich der Gott.

*Wie unhöflich!*

Ich runzelte verärgert die Stirn und brachte den Gott damit zum Lachen.

„Ich weiß, weshalb du und deine Freunde sich die Mühe gemacht haben, hierherzukommen und mich zu suchen. In einem anderen Teil meines Bewusstseins bekomme ich nämlich gerade eine abgefahrene Zusammenfassung von Captain Charmebolzen. Man, dieser Wolf textet mich ganz schön zu. Bist du sicher, dass du ihn haben willst? Du wirst den Laberheini für den Rest deines Lebens ertragen müssen“, feixte Sokar und kicherte hinter vorgehaltener Hand.

„Natürlich will ich ihn!“, fauchte ich zurück.

„Und warum seid ihr dann nicht ...? Na, du weißt schon“, fragte er, malte mit seinen Zeigefingern ein Herzchen in die Luft und fuhr sich lasziv mit der Zunge über die Lippen.

Ich atmete tief durch und versuchte, Ruhe zu bewahren.

„Wir sind wieder zusammen. Wir haben darüber gesprochen und uns beide entschieden, es nochmal zu versuchen.“

„Habt ihr das? Und warum bist du dann immer noch ein Mensch?“

Das ließ mich stocken.

„Ich ...“

Meine Stimme verklang. Ich hatte keine Antwort auf diese Frage. Ich wusste natürlich, dass Sam sehr lange leben würde. Ich hingegen würde älter werden – Tag für Tag. Und irgendwann würde ich wie jeder andere Mensch ein Ende finden und Sam zurücklassen. Das brach mir das Herz.

„Hmhm, darüber solltest du echt nachdenken. Und während du das tust, werde

ich über meine Schwester nachdenken, die bösertige kleine Bitch.“

„Warum hast du die Gestalt meiner Schwester gewählt?“, fragte ich ehrlich neugierig.

Ich verstand nicht, was ihn dazu gebracht hatte, doch dass er es absichtlich getan hatte, daran hegte ich keinen Zweifel. Er hatte dabei Hintergedanken.

„Denk mal scharf nach, Christina. Du kannst das abartige Eckenkind, das behauptet, mit mir verwandt zu sein, sehen, ohne Augenkrebs zu kriegen. Deshalb hat sie auch versucht, dich umzubringen. Jetzt, wo du deinen Mr. Darcy gefunden hast und Teil seiner Familie bist und so.“

Er verstummte und ließ mich meine Schlussfolgerung selbst ziehen.

„Caroline ist stärker als ich. Das war sie schon immer. Deshalb ist sie auch ... hier“, sagte ich und deutete auf den Raum, der eigentlich nicht wirklich da war.

„Sie kann Kasiapha auch sehen. Ist Caroline in Gefahr?“

Schmerzhaft begann mein Herz, in meiner Brust zu pochen. Sie war ganz allein. Ich hatte Sam und die anderen. Caroline hingegen hing an einem Ort fest, an dem ihr niemand glauben schenkte, weil man sie für verrückt hielt. Von dem sie nicht ohne Hilfe würde fliehen und den eine Göttin ohne Schwierigkeiten würde betreten können.

„Oh ja, das ist sie. Kasiapha wird von Tag zu Tag mächtiger. Und Macht ist immer mit Hunger nach mehr Macht verbunden. Caroline steht ihr im Weg, genau wie du und genau wie all die anderen, die sie bereits abgeschlachtet hat. Ihr müsst euch beeilen Christina!“

Ich nickte und konnte dabei zusehen, wie die Welt, die Sokar für unser Gespräch geschaffen hatte, zuerst verschwamm und dann vollkommen verschwand. Und ich fand mich einmal mehr auf einem schmutzigen Boden wieder.

## Sam

*Heilige Scheiße, ist mir schlecht!*

Ich starrte an die weiß gekachelte Decke, die partout nicht aufhören wollte, sich um mich zu drehen. Mein Atem ging zwar ruhig, aber mein Herz schlug schmerzhaft gegen meinen Brustkorb, als wollte es sich hindurchgraben. Ich hatte nicht erwartet, an einem völlig anderen Ort zu erwachen und eins stand fest. Ich war nicht länger in der heiligen Höhle in Maldur.

Der Geruch nach Formaldehyd und scharfen Reinigungsmitteln lag in der Luft und erschwerte mir das Luftholen durch die Nase. Ich richtete meine Ohren auf die Umgebung und stellte fest, dass ich allein war.

Sobald ich meine Augen wieder auf einen Punkt konzentrieren konnte, erhob ich mich und sah mich um. Ich erkannte den Raum. Es war der Sektionsraum, in dem Chris erst vor Kurzem angegriffen worden war, und zwar so wie wir ihn verlassen hatten. Sauber und aufgeräumt. Nichts erinnerte mehr an das Massaker, das Chris und ich angerichtet hatten.

„Okay, Hottie, leg los.“

Ich erschrak heftig, als ich erkannte, dass ich mich, was das Alleinsein betraf, geirrt hatte. Blitzschnell drehte ich mich zu der warmen Stimme um, die mir in den letzten Tagen so vertraut geworden war wie meine eigene. Doch ich wusste sofort: Das dort war nicht Chris. Das war nicht die Frau, die noch vor wenigen Minuten neben mir in einem magischen Kreis gestanden und einen Gott beschworen hatte. *Es* sah so aus und klang genauso, doch es roch falsch.

„Was ist? Ich dachte, Ihr wolltet mich um einen Gefallen bitten.“

*Es* breitete seine Arme aus, drehte sich im Kreis und präsentierte mir meine Gefährtin in ihrer typischen Arbeitskleidung. Blauer OP-Kittel, weiße Gesundheitsschuhe und der weiße Ärztekittel mit eingesticktem Namen darüber. Da wurde mir klar, dass das Sokar sein musste.

Nur ein Gott besaß die Macht, um eine solche Show abzuliefern, und dieses Maß an Arroganz und Selbstsicherheit. Die Selbstsicherheit eines Wesens, das nicht vernichtet werden kann. Das war meine Chance, unser Anliegen vorzutragen, also tat ich genau das.

Im Nachhinein musste ich zugeben, dass ich vielleicht etwas übers Ziel hinausgeschossen war, doch wir hatten nicht viel Zeit. Also erzählte ich ihm alles. Und mit alles meinte ich wirklich alles. Endlich war meine große Klappe mal zu etwas nütze.

Vom ersten Treffen mit Sarah, bis hin zu unserer ersten Reise zu den heiligen

Höhlen. Ich machte keine Pausen, ließ ihn keine Fragen stellen. Ich redete einfach und ignorierte, dass der Gott mit der Zeit immer glasigere Augen bekam. Ja ... ich war eindeutig übers Ziel hinausgeschossen.

## Max

Ich war hart auf dem Boden aufgeschlagen und nun brummte mein Schädel. Ich kam auf allen vieren und versuchte zu erkennen, wo ich mich befand. Der Geruch von gebackenem Brot und Holz umgab mich und ich hörte plappernde Kinderstimmen im Nebenraum. Die Wände aus grob verarbeitetem Holz und die großen Deckenbalken verrieten mir, dass ich mich in einer Hütte befand.

Sie war rustikal und einfach eingerichtet. Ein Holztisch, eine Bank und zwei Stühle standen neben der Tür auf der rechten Seite. Links davon brannte in einem kleinen steinernen Kamin ein Feuer, über dem ein Kessel mit siedendem Wasser hing. Neben der Öffnung zum Nebenraum stand ein Regal mit Geschirr, das – wie ich schnell erkannte – ebenfalls aus Holz war.

Ein sonderbarer Ort. Die einzigen Lichtquellen waren der Kamin und das einfallende Licht der Sonne, das sich durch die kleinen Fenster stahl. Ich war definitiv noch nie hier gewesen und doch ahnte ich bereits, wo ich mich befand. Oder sollte ich besser sagen, wann ich mich befand?

„Du warst schon immer ein echter Blitzmerker, nicht wahr, Max?“

Ich drehte mich langsam zu der Frau um, die im Durchgang zum Nebenraum stand und ein Kleinkind auf dem Arm trug. Aitana, wie sie vor eintausend Jahren gewesen sein musste. Und so sicher, wie ich meinen Herzschlag spüren konnte, so sicher wusste ich, dass das nicht *meine* Aitana war.

„Gut, sehr gut. Du raffst echt schnell.“

„Du bist Sokar.“

„Stimmt.“

„Wir haben dich gerufen, weil ...“

„Bitte“, unterbrach er mich und verdrehte die Augen. „Die Story ist so 2014. Du weißt schon, ausgelutscht. Ich musste mir gerade in einer anderen Windung meines Hirns die gaaaanze Geschichte von dem Werwolf anhören. Also, erspar es mir.“

„Aber warum hast du uns dann nicht einfach zusammengelassen? Dann hätten wir gemeinsam mit dir reden können.“

„Ich wollte euch einzeln kennen lernen.“, sagte der Gott, ging zum Kamin, nahm sich einen Holzlöffel und rührte im Topf. „Ungefiltert, du verstehst?“

„Und welche Erkenntnisse hast du gewonnen?“

„Nun, Chris, zum Beispiel, ist viel zu zurückhaltend, wenn es um ihr sexy Hündchen geht. Daran muss sie wirklich arbeiten, wenn sie ein Happy End haben will. Ihren Liebsten Sam hingegen hält nichts zurück, vor allem nicht sein

Mundwerk. Ich habe echt noch nie jemanden so schnell und so viel reden hören. Und du ... nun. Dich mag ich. Ich würde auf jeden Fall ein Bier mit dir trinken gehen. Vor allem, weil *sie* dir wichtig ist.“

Er sprach von Aitana, das wusste ich.

„Und was ist mit ihr? Was hast du über sie erfahren?“

„Ah, Aitana, Aitana, Aitana. War zwar keine geniale Idee, sich auf die Hackfresse einzulassen, aber mal ehrlich, sie hatte keine Wahl, oder?“

„Kannst du ihr helfen? Irgendwie?“

Ich war kurz davor zu betteln. Ich würde alles tun. Ich würde vor ihm kriechen und ihm die Füße küssen, wenn es helfen würde.

„Na, so weit wollen wir nun auch nicht gehen, nicht wahr. Meine Füße sind verdammt schmutzig“, antwortete er wie selbstverständlich auf meine intimen Gedanken.

Ich sah automatisch nach unten und er hatte Recht. Er trug keine Schuhe und dadurch hatte sich eine dicke Dreckschicht auf und zwischen den Zehen gebildet. Ich schüttelte mich zwar vor Ekel, doch ich würde trotzdem nicht zögern, wenn es mich weiterbrachte.

„Siehst du, und deshalb mag ich dich. Und um auf deine Frage zu antworten. Ja, ich könnte ihr helfen. Doch das gibt's nicht gratis. Nichts im Leben bekommt man, ohne einen Preis dafür zu bezahlen.“

„Was wird es sie kosten?“, fragte ich angespannt.

„Bleib flauschig, Mann! Immer mit der Ruhe“, sagte Sokar und hob abwehrend die freie Hand.

Dann lehnte er sich ein wenig zu mir, um mir etwas zuzuflüstern. Sein Aussehen irritierte mich ein wenig. Vor allem aber irritierte mich das Kind, das mich mit großen, dunklen und fasziniert dreinblickenden Augen ansah.

„Ihre Unsterblichkeit“, flüsterte der Gott.

Seine Stimme wurde tief, als wolle er die Aussage dramatisch untermalen. Ihre Unsterblichkeit? Ich wusste, dass Aitana die Unsterblichkeit zu Beginn nicht gewollt hatte. Alles, was sie gewollt hatte, war Rache. Doch wie sah es jetzt aus? Würde sie darauf verzichten? Und gab es dabei noch anderen Bedingungen? Kasiapha hatte noch anderen Bedingungen gestellt, die Aitana im Nachhinein zum Verhängnis geworden waren. War es bei diesem Gott ähnlich?

Jetzt grinste Sokar beeindruckt.

„Voll der Blitzmerker, mal ehrlich. Die einzige Bedingung, die ich stelle, ist, dass sie nie wieder ein Blutsauger werden kann. Sollte einer von ihnen versuchen, sie zu verwandeln, zieht sie unten bei mir ein.“

Ich hatte gar nicht bemerkt, dass ich den Atem angehalten hatte. Nun strömte die Luft mit einem Schlag aus meinem Körper und ließ mich erleichtert zurück. Ich

konnte mit dieser Bedingung leben, es hätte weitaus schlimmer sein können. Doch diese Entscheidung lag nicht bei mir.

„Aitana muss diese Wahl treffen. Aus freien Stücken und ohne Beeinflussung. Auch nicht von mir.“

Der Gott schenkte mir ein warmes und liebevolles Lächeln, da traten zwei weitere Kinder aus dem Nebenzimmer hervor und hielten sich am Rock ihrer Pseudomutter fest. Dann verschwamm die Szenerie vor mir und ich fiel erneut. Auch diese Landung war hart, doch diesmal machte es mir nichts aus. Es gab Hoffnung für Aitana. Es gab Hoffnung für uns beide und wir hatten einen Gott, der uns offenbar gut leiden konnte.

## Aitana

Die Sonne meiner Heimat schien mir ins Gesicht. Meiner Heimat, wie sie vor eintausend Jahren gewesen war. Ich stand auf einer leichten Anhöhe und ein weites, offenes Feld lag vor mir. Von den anderen war weit und breit nichts zu sehen, oder zu hören. Ich erkannte diesen Ort sofort wieder.

Direkt hinter mir, unweit dieses Feldes und umgeben von einer Ansammlung von Eichen und Buchen, stand mein altes Haus. Ich konnte von hier aus das Dach der schäbigen kleinen Hütte erkennen, dass zwischen den jungen Bäumen hervorlugte wie ein schüchternes Kind.

Rauch quoll aus dem selbst gemauerten Schornstein hervor, stieg gen Himmel und in der Ferne hörte ich die Rufe eines Steinadlers. Der Zauber hatte mich hierher gebracht und doch war mir nicht ganz klar zu welchem Zweck. War dies ein Zeitsprung? Ich hatte selbstverständlich von Andrys und Mirandas Reise in seine Vergangenheit gehört. War dies hier eine ähnliche Situation?

Das konnte nicht sein. Max hatte die Beschwörungsformel für einen Gott rezitiert, nicht den Zauberspruch für eine Zeitreise. Also konnte das alles um mich herum nicht real sein.

„Es stimmt. Das hier ist nicht wirklich. Es ist lediglich eine Projektion aus deinem tiefsten Unterbewusstsein. Eine Erinnerung an damals ...“, erklärte eine zarte Kinderstimme in akzentfreiem Spanisch.

Die Worte waren sanft und mit Mitgefühl ausgesprochen worden und doch war jedes einzelne davon wie ein Schlag mit einem Morgenstern direkt ins Gesicht. Ich drehte mich ganz langsam zum Besitzer der Stimme und starrte schockiert in das jugendliche Gesicht meines ältesten Kindes Álvaro. Lebendig und stolz stand der acht Jahre alte Junge mit seinem Lieblingsholzsword vor mir und lächelte mich an.

„Hallo“, sagte er fröhlich und hob die Hand zum Gruß.

Bevor mir ein jammervoller Laut entchlüpfen konnte, presste ich mir die Hand auf den Mund und versuchte, die Tränen wegzublinzeln, die sich in meinen Augen sammelten.

*Das ist er nicht! Das ist er nicht! Das ist er nicht!*, sagte ich mir immer wieder.

Das konnte er nicht sein. Meine Kleinen waren tot, schon so lange tot. Das war nicht Álvaro.

„Das stimmt. Ich dachte, du hättest weniger Probleme, wenn wir bei dir quatschen. Doch nun frage ich mich, ob diese Idee so gut war.“

Mein Sohn legte seinen Kopf schief und sah mich bedrückt an. Er erinnerte mich

immer an seinen Vater, wenn er dies tat. Er hatte mich auch immer so abwägend angesehen. Als versuche er zu ergründen, was in mir vorging.

„Du bist ... Sokar, nicht wahr?“

„Ja“, antwortete die Gottheit und nickte aufgeregt, wobei seine dunklen Locken immer wieder auf und ab hüpften.

Er hatte zwar die Gesichtszüge seines Vaters geerbt, doch sein Haar hatte er von mir.

„Warum hast du mich hierher gebracht?“

„Ich will dir einen Vorschlag machen“, sagte er achselzuckend.

Ich verzog das Gesicht bei seinen Worten und sagte: „All das hat mit einem Vorschlag angefangen. Ich halte das für keine gute Idee.“

Jetzt kicherte er. Der Gott lachte mich aus.

„Ich lache nicht über dich, sondern über die Wirkung, die meine Zickenschwester auf andere Menschen hat. Dabei war sie mal ein so süßes Mädchen.“

Ich verzog ungläubig das Gesicht und wieder kicherte Sokar.

„Na gut, na gut. Sie sah schon immer so scheiße aus. Ist so ein Götterding. Wir werden nämlich nicht geboren, weißt du?“

Nein, wusste ich nicht. Aber ich nahm es einfach als kosmische Tatsache hin.

„Also, willst du meinen Vorschlag hören oder nicht? Deinem süßen Max hat er gefallen. Er wollte dich aber nicht *beeinflussen*, deshalb sollte ich allein mit dir reden“, sagte er weiter und setzte Anführungsstriche bei dem Wort *beeinflussen*.

„Und du bist der Meinung, es würde mich nicht *beeinflussen*, wenn du mir sagst, dass er die Idee gut fand?“, fragte ich daraufhin und machte die gleiche Handbewegung.

Für einen kurzen Moment dachte der Gott nach. Dann grinste er.

„Max und du, ihr passt wirklich gut zusammen. Er ist auch so ein kluges Bürschchen. Also?“

„Na schön. Was für ein Vorschlag?“

Sokar klatschte aufgeregt in die Hände und begann zu erzählen.

„Pass auf. Dein Handel mit Kasiapha war eigentlich ein ganz einfacher Warenaustausch. Du bekommst die Stärke und die Zeit, dich an deinen Peinigern zu rächen und sie bekommt im Gegenzug deine Seele mit der damit verbundenen, angesammelten Kraft. Deswegen hat sie dir auch eintausend Jahre gegeben.

Je älter die Seele, desto mächtiger ist sie, bla bla bla. Wie dem auch sei. Der Handel kann aber nur dann vollends zu Stande kommen, wenn du diese Kraft auch bis zum Ende behältst. Wenn sie dir jedoch genommen wird ... Hm, sagen wir mal von einem gut aussehenden und überaus schneidigen Gott wie mir ...“

Er zeigte auf sich und wackelte mit den Augenbrauen.

„... dann wird der Vertrag ungültig, weil sie dir nicht geliefert hat, was sie dir vor all der Zeit versprochen hatte. Verstehen wir uns?“

Ich bekam eine Gänsehaut. Es klang viel zu gut, um wahr zu sein. Alles, was ich zu tun hatte, war meine Unsterblichkeit aufzugeben? Das war alles? Es musste einen Haken geben. Es gab immer einen Haken. Ich wusste, dass Sokar genau wusste, was in meinem Kopf vorging, also wartete ich. Was nicht besonders lange war.

„Es gibt tatsächlich einen Haken. Du wirst nie wieder ein Vampir werden können. Solltest du es dir anders überlegen und einen anderen bitten, dich zu verwandeln, stirbst du sofort ohne Chance auf Wiederkehr.“

Mein Herz begann, schneller zu schlagen. Wenn es nur um die Unsterblichkeit ginge, würde ich sofort zustimmen. Doch das tat es nicht. Wenn ich kein Vampir mehr war, würde ich auch Max nicht länger beschützen können. Ich würde nicht länger die Kraft dazu besitzen, die Schnelligkeit und die gesteigerten Sinne.

Das musste ich alles bedenken, bevor ich eine endgültige Entscheidung traf. Im Moment gab es nichts Wichtigeres für mich als Max' Sicherheit. Der Gott seufzte entzückt, als er meine Gedanken las.

„Na, schön. Wie wäre es damit? Ich bin heute in guter Stimmung und du und Max seid einfach so ein süßes Pärchen. Ich lasse dir die Gabe, die dunkelsten Geheimnisse anderer sehen zu können. Das ist doch schon etwas, nicht? Aber die Reißzähne müssen gehen. Anders kommst du nicht aus deiner Abmachung heraus.“

Es hieß also: Jetzt oder nie? Sokar nickte ernst. Die Verspieltheit war verschwunden. Denn das hier war in der Tat eine sehr ernste Sache. Mein Leben würde sich schlagartig ändern. Ich würde nicht länger ein Vampir sein, nicht länger die Stärke, die Schnelligkeit und die gesteigerten Sinne besitzen. Und ich würde nicht länger im Vampirrat sitzen, fiel mir plötzlich ein.

Eine Aufgabe, die ich vermutlich nicht vermissen würde. Himmel, all das Gemecker, das ich hatte ertragen müssen, nachdem ich in die Position gewählt worden war. Das war etwas, auf das ich ohne Wehmut würde verzichten können. Worauf ich jedoch nicht mehr verzichten konnte, war Max. Meine Entscheidung war gefallen.

„Ich nehme an.“

Die drei kleinen Worte schwebten wie die Klinge einer Guillotine über meinem Nacken und drohten mich, meinen Kopf zu kosten. Ich hatte in meinem ganzen Leben nur ein einziges Mal so viel Angst gehabt. Und das war beinahe eintausend Jahre her. Und wieder galt diese Angst nicht mir. Damals hatte sie meinen Kleinen golten. Heute jedoch dem Mann, der dafür gesorgt hatte, dass

ich heute überhaupt hier war – an genau diesem Punkt.

„Keine Sorge, es wird nur ein kleines bisschen wehtun, dann ist alles vorbei.“

Genau das war meine Sorge. Dass alles vorbei sein könnte. Doch es gab kein Zurück mehr. Ich schloss die Augen und ließ mich darauf ein. Auf das, was auch immer jetzt kommen würde.

## Max

Sobald ich mir sicher war, dass ich mich wieder in der Höhle befand, sah ich mich nach Aitana um. Sie war nirgends zu sehen, was meiner Angst um sie nur noch mehr Nahrung gab. War sie noch immer in Sokars Bewusstsein oder hatte sie eine Entscheidung gefällt, die sie mir vielleicht für immer entrissen hatte?

Ich unterdrückte die Furcht für den Moment – denn ich brauchte einen klaren Kopf – und machte eine Bestandsaufnahme. Die anderen vier waren bei mir und zeigten alle den gleichen irritierten Gesichtsausdruck. Vermutlich hatte jeder von ihnen eine Begegnung mit dem Gott der Unterwelt hinter sich, was unweigerlich zu Verunsicherung und Verwirrtheit führen musste.

Die Nymphen, die sich gerade noch auf der Jagd nach uns befunden hatten, waren verschwunden. Jedenfalls konnte ich sie weder sehen noch hören. Und Kasiapha wurde höchstwahrscheinlich von ihrem Bruder fürs Erste daran gehindert, uns weiter nachzustellen. Wir waren diesbezüglich also erst einmal in Sicherheit. Deshalb konnte ich mich wieder meiner verschwundenen Vampirin widmen.

Die Höhle war abgesehen von den fünf verbliebenen Personen vollkommen leer. Die Kerzen waren heruntergebrannt und das Blut war zu einer schwarzen, verkrusteten Lache geworden.

„Könnt ihr Aitana riechen?“, fragte ich Sam und die Talrar, deren Sinne meine Frau mit Sicherheit wahrnehmen würden, wäre sie noch im Raum.

Alle drei schüttelten den Kopf. Das war nicht gut.

„Aitana!“, rief ich und hörte selbst die Panik in meiner Stimme.

Ich durfte sie nicht verlieren. Nicht jetzt und nicht so. Neben mir sog Chris daraufhin scharf die Luft ein. Ich sah verwirrt in die Richtung, in die sie starrte und sah ... absolut gar nichts.

„Chris, was siehst du?“

„Sie kommt“, flüsterte sie beinahe ehrfürchtig. „Ich weiß nicht, wie ich beschreiben soll, was ich sehe.“

Sam trat an sie heran und legte von hinten die Arme um die junge Gerichtsmedizinerin. Keine Sekunde lang nahm Chris die Augen von der Stelle, an der Aitana vorhin noch gestanden hatte. Und dann, nach endlosen Sekunden des Wartens, die sich wie die reinste Qual anfühlten, begann sich die Luft an eben dieser Stelle zusammenzuziehen.

Millionen kleine, strahlende weiße Funken erschienen wie aus dem Nichts und verbanden sich zu einem menschenähnlichen Körper. Es war ein Tanz aus Licht

und Schatten, der den ganzen Raum zum Schimmern brachte. Die ganze Prozedur dauerte keine Minute und doch kam es mir vor, als hielte ich eine Ewigkeit lang die Luft an.

Der vollendete Körper sackte in sich zusammen, bevor ich reagieren konnte. Aitana lag auf dem kalten Stein und zitterte erbärmlich. Was hauptsächlich an ihrer Nacktheit und dem kalten Stein unter ihr lag, weniger an der Tatsache, dass sie plötzlich kein Vampir mehr war. Ich ging neben ihr in die Knie, strich ihr Haar zurück und wunderte mich über die Veränderung, die sie durchgemacht hatte. Ihr Haar war nicht länger glatt und glänzend, sondern lockig und etwas kraus. Ihr Gesicht wirkte ein wenig runder und so unendlich sanft. Das war das Gesicht einer jungen Mutter, nicht das einer eiskalten Vampirin, die über Leichen ging. Es war nicht mehr kantig und streng wie zuvor.

Und sobald sie die bernsteinfarbenen Augen zwinkernd aufschlug und mich böse anfunkelte, wusste ich, dass sie sich für mich entschieden hatte.

„Geht es dir gut?“, fragte ich.

Ich musste einfach wissen, dass es ihr gut ging. Sie öffnete den Mund, um mir zu antworten, und verzog das Gesicht.

„Au!“, war alles, was sie herausbrachte.

Und ich lachte aus Erleichterung. Ich lachte, weil wir unser Ziel erreicht hatten und ich lachte, weil ich sie nie wieder gehen lassen musste.

„Komm, ich helfe dir. Ich zog sie nah an mich heran, half ihr auf die Beine und sorgte dafür, dass sie nicht noch einmal unter ihr nachgeben konnten. Dann zog ich mein Hemd aus, unter dem ich noch ein langärmliges Shirt trug, und wickelte sie darin ein.

„Kann mir mal jemand sagen, was hier gerade passiert ist? Und warum bist du kein Vampir mehr?“, fragte Sam und starrte Aitana schockiert an, während seine Nase heftig zuckte. Vermutlich nahm er ihren veränderten Duft wahr. Ich fand es nicht gut, dass er an meiner Freundin schnüffelte.

„Sokar hat mir einen Ausweg angeboten. Meine Unsterblichkeit für meine Seele. Er hat damit meinen Vertrag mit Kasiapha gebrochen.“

„Das ist ...“

Dem Wolf fehlten die Worte. Mir ebenso. Ich war einfach nur glücklich und erleichtert. Doch die Gefahr war deshalb trotzdem nicht vorüber. Denn obwohl Aitana jetzt nicht mehr der Tod drohte, waren das Rudel und alle, die mit ihm verbunden waren, noch lange nicht außer Gefahr.

Denn Aitana war nicht der Grund gewesen, warum die Göttin es auf die Hexen, Werwölfe und Vampire abgesehen hatte. Das war allerdings ein Thema, das wir mit den anderen besprechen mussten. Fürs Erste genügte es zu wissen, dass Aitana bei mir und Kasiapha nichts mehr schuldig war.

„Wir sollten nachhause zurückkehren. Wer weiß, was die Göttin als Nächstes plant.“

„Ich weiß es“, sagte Chris und verblüffte uns damit vollends. „Sokar hat mich darauf gebracht. Kasiapha hat versucht, mich töten zu lassen, weil ich sie sehen kann, ob sie sich nun verbirgt oder nicht.“ Die anderen nickten und auch mir war das klar. Aber wir wussten nicht, worauf sie hinaus wollte. „Ich habe eine Schwester. Sie ist stärker als ich. Sie kann nicht nur spüren, dass sich Nachtwesen in der Nähe befinden. Sie kann noch viel mehr. Sokar sagte, sie würde eine Bedrohung für Kasiapha darstellen. Ich weiß nicht wie, doch ich glaube ihm. Sie ist das nächste Ziel.“

Das klang nicht gut. Man sah Christina die Sorge an, doch da war noch etwas anderes. Scham vielleicht? Ich war mir nicht ganz sicher, aber ich wusste, dass wir uns mit der Rückreise beeilen mussten. Kasiapha machte keine halben Sachen. Wenn sie sich ein Ziel gesetzt hat, zog sie es durch, bis zum Ende.

„Na gut, wir sollten uns beeilen. Wir reiten ohne Unterbrechungen und legen nur kurze Pausen ein. Wir müssen so schnell wie möglich zurück.“ Ich sah die Talrar an und überlegte. „Würde Gennarion es gestatten, wenn wir uns zwei von euch ausleihen würden?“, fragte ich und zog Aitana, die noch immer zitterte, näher an mich heran.

„Das werdet ihr den König schon selbst fragen müssen, doch ich bin mir sicher, dass er seiner Königin so gut wie nichts abschlagen würde, wenn sie ihn nur darum bittet“, antwortete Tomlin und grinste dabei schief.

Ein eindeutiges Zeichen der Erheiterung. Eli hatte sich offenbar schon einen Weg in die Herzen ihrer Untertanen gegraben.

„Dann machen wir uns besser auf den Weg.“

Wir packten die Reste unseres Zaubers zurück in den dafür vorgesehenen Beutel und liefen zum Höhleneingang. Sobald wir draußen waren, umfing uns das morgendliche Licht der drei Sonnen. Es war wohl noch sehr früh, da der Boden von leichtem Tau überzogen war und man die frostige Kälte noch auf der Zunge schmecken konnte – was wiederum bedeutete, dass wir die ganze Nacht da drin gewesen waren.

Seltsam.

Es kam mir eher so vor, als seien nur ein paar Minuten vergangen. Offenbar verlief die Zeit im Geist eines Gottes auf andere Art und Weise. Die Shetai hatten sich beim Angriff der Nymphen losgerissen und grasten, nun, da die Gefahr vorbei war, seelenruhig vor der Höhle.

Wir warteten noch, bis Aitana sich etwas Robusteres angezogen hatte als das dünne Hemd, das sie von mir hatte, dann stiegen wir auf und ritten los, als wäre der Teufel höchstpersönlich hinter uns her.

Und irgendwie stimmte das auch.

Wir brauchten trotz der Geschwindigkeit, in der wir uns fortbewegten, ganze zwei Tage bis Kommar. Wir wurden nicht noch einmal angegriffen, und wenn ich es nicht besser gewusst hätte, hätte ich angenommen, Kasiapha habe ihren Plan aufgegeben.

Das war natürlich absurd. Jemand wie sie, so machthungrig und überheblich, würde nicht einfach aufgeben. Sie hatte sich sehr wahrscheinlich schon einen anderen Plan zurechtgelegt, nun, da Aitanas Seele ihr nichts mehr nützte.

Am späten Nachmittag des zweiten Tages ritten wir in die Stadt ein. Der Staub der Straße saß in all unseren Poren und wir stanken vermutlich erbärmlich, doch die Palastmauern von Kommar wiederzusehen fühlte sich wirklich gut an.

So gut, dass ich die Unannehmlichkeiten der letzten Tage – einschließlich meines schmerzenden Arschs – fast vergessen konnte. Noch bevor wir in der Nähe des gigantischen Tores waren, begann es, sich zu öffnen.

Man hatte unsere Ankunft bereits bemerkt und begonnen, die tonnenschweren Tore in Bewegung zu setzen. Elli und Gennarion schritten gerade in dem Moment durch das Palasttor, als unsere Tiere zum Stehen kamen. Ich rutschte vom Rücken meines Tieres und half auch Aitana beim Absteigen.

Sie wirkte ungeheuer abgekämpft und bei allem, was sie durchgemacht hatte, war das auch kein Wunder. Tausend Jahre lang hatte sie sich um körperliche Erschöpfung keine Gedanken machen müssen, denn Vampire schienen einen unerschöpflichen Vorrat an Kraft zu besitzen. Doch jetzt war sie wieder menschlich. Sie spürte nun deutlich die Auswirkungen der langen Reise und der psychischen Belastung der letzten Tage.

Es musste sich anfühlen, als würde ein Elefant auf ihren Nerven herumtrampeln. Ich strich ihr das Haar aus dem Gesicht, gab ihr einen kleinen Kuss und wünschte mir, ich könnte ihr irgendwie Abhilfe verschaffen.

„Du solltest dich vielleicht noch etwas ausruhen, bevor wir zurückkehren“, schlug ich vor und zog sie näher an mich heran.

„Wir haben keine Zeit. Wir müssen zurück, bevor *sie* Christinas Schwester findet.“

Ich wusste natürlich, dass sie Recht hatte. Aber es gefiel mir trotzdem nicht, dass es ihr dabei so schlecht ging. Ich nickte ihr dennoch zu und führte sie auf das Königspaar zu. Eli riss die Augen auf und starrte Aitana verwirrt an.

„Ähm ...?“, sagte sie und zeigte mit dem Finger auf die ehemalige Vampirin.

„Lange Geschichte und zu wenig Zeit. Kasiapha hat es als Nächstes auf Chris' Schwester abgesehen. Wir müssen sofort zurück und sie in Sicherheit bringen.“

Gennarion hatte sich schon bei meinem zweiten Satz in Bewegung gesetzt. Er

rief die Falken zusammen, die sich in der Nähe aufhielten, und begann, Befehle zu brüllen. Man schaffte die Shetai zu den Ställen, nahm ihnen das Gepäck ab und brachte es in den Palast. Dann widmete der König sich wieder uns.

„Wie hat mein Vater auf eure Neuigkeiten reagiert?“, fragte er, während er uns ins Innere des Palastes begleitete.

„Nun, er war nicht überrascht. Um ehrlich zu sein, schien er sogar über alles Bescheid zu wissen. Was er letztendlich unternehmen wird, wissen wir nicht, aber er war es, der uns in Bezug auf Chris' Schwester gewarnt hat. Und er hat Aitana gerettet.“

„Mir ist nicht entgangen, dass sie kein Vampir mehr ist.“

„Ja“, bestätigte ich ihm. „Er hat damit ihren Vertrag gebrochen. Kasiapha kann sich ihre Seele nicht mehr holen.“

„Es freut mich, dass sich wenigstens das geklärt hat, aber ich nehme an, das war noch nicht alles?“

„Nein. Als allererstes müssen wir uns um Chris' Problem kümmern und dann werden wir mit den anderen besprechen, wie es weitergehen soll.“

„Braucht ihr noch etwas von uns?“

„Wenn du schon so fragst. Können wir uns zwei deiner Falken borgen? Wir könnten deren Unterstützung gebrauchen.“

Sofort nickte der Dämon und zeigte hinter sich.

„Tikar und Six werden euch begleiten.“

Als hätte er sie heraufbeschworen, erschienen die beiden Falken wie aus dem Nichts. Ihre Körper nahmen hinter uns Gestalt an und verdichteten sich solange, bis sie nicht länger den Schatten um uns herum glichen – sondern wieder Teil des Lichts waren.

Ich hatte mich noch nie mit den Falken beschäftigt, die in die Dunkelheit eines Raumes eintauchen konnten. Am meisten hatten wir mit Tomlin und Desto zu tun gehabt, auch bei unserer ersten Reise. Die anderen Falken hatten sich wie auch damals schon eher im Hintergrund gehalten.

Ihre Anwesenheit hatte ich nie wirklich bewusst wahrgenommen, was vermutlich auch genau ihre Absicht gewesen war. Doch ich erkannte, dass sie uns mit eben genau dieser Fähigkeit sehr nützlich sein konnten. Also bedankte ich mich schon im Vorfeld für ihre Hilfe und folgte weiter dem König, der uns direkt ins Spiegelzimmer eskortierte.

„Solltet ihr noch etwas anderes benötigen, zögert nicht, uns zu kontaktieren. Ihr sollt es bekommen, sofern es in meiner Macht steht. Es tut uns leid, dass wir ...“

Er zog Eli an sich. „... Kommar im Moment nicht verlassen können, doch die politische Situation ist noch immer angespannt. Die Ailill sind über den Frieden leider nicht ganz so glücklich, wie wir erhofft hatten. Dennon und Dinara dienen

mittlerweile als Botschafter unserer Völker, aber der Weg zu einem friedlichen Miteinander ist noch lang.“

„Wir verstehen das, Gen. Wir rufen euch, wenn wir etwas brauchen. Keine Sorge.“

Eli trat auf mich zu und umarmte mich.

„Passt auf euch auf, ja? Wenn einer von euch sterben sollte, werde ich gezwungen sein, eure toten Hintern aus der Unterwelt zurückzuholen und dann werde ich richtig sauer.“

„Aber sicher doch“, beschwichtigte ich sie und drückte sie fest.

Dann trat ich zu meiner Frau, die neben dem magischen Spiegel stand, der langsam begann, sich zu verändern. Er gab mir den Blick auf den Gemeinschaftsraum im Rudelhaus frei, der – bis auf die Katze am Fenster – wie ausgestorben wirkte. Es wurde Zeit, nachhause zu gehen und die nächsten Schritte zu planen.

## Chris

Ich hatte in meinem ganzen Leben noch nie so unter Druck gestanden. Mein ganzer Körper war gespannt wie eine Bogensehne. Ich wollte so schnell wie möglich zu meiner Schwester, die sich – laut Sokar – im Moment nicht selbst helfen konnte.

Sobald wir durch die unsichtbare Membran getreten waren, die Maldur von unserer Welt trennte, jaulte die Katze, die an einem der großen Fenster gesessen und nach draußen geschaut hatte, laut auf. Sie rannte sofort aus dem Zimmer, nur um wenige Sekunden später mit Sarah und Aiden zurückzukehren.

„Ihr seid zurück. Der Göttin sei Dank. Wie ist es gelaufen?“

„Wir haben dafür im Moment keine Zeit, Sarah. Wir brauchen Mark, und zwar schnell“, sagte Max mit einem Kopfschütteln.

Sarah diskutierte nicht, sondern zog sofort ihr Telefon aus der Tasche und wählte Marks Nummer. Ich wusste mittlerweile, dass der Vampirhexer – so unglaublich das auch war – ein Teleporter war. Mit seiner Hilfe würden wir in Null Komma nichts in Seattle sein. Ich atmete auf und drückte Sams Hand. Dieser meldete sich als Nächstes zu Wort, als Aiden die zwei Neuankömmlinge fragend ansah.

„Tikar und Six werden uns helfen, sollte es zu weiteren Angriffen kommen. Vor allem, da jetzt ein Kämpfer ausfällt.“

„Wovon redest du?“, fragte der Alphawolf erstaunt.

Aitana räusperte sich.

„Ich denke, er meint mich“, sagte sie und deutete mit dem Finger auf ihren Kopf. Der Alpha legte den Kopf schief, als hätte er gerade eben erst bemerkt, dass etwas nicht stimmte. Dann blähten sich seine Nasenflügel. Er zog erstaunt beide Augenbrauen bis zum Anschlag nach oben und begann zu stammeln.

„Das ... das ... das ...“

Er bekam keinen ordentlichen Satz zu Stande. Es geschah schließlich nicht jeden Tag, dass ein Vampir sich in einen Menschen zurückverwandelte. Dann riss er sich zusammen, zuckte mit den Schultern und sagte:

„Dann brauchen wir wirklich ihre Hilfe. Und wozu braucht ihr Mark?“

„Wir werden Chris' Schwester holen. Sie ist in Seattle. Die Falken werden uns begleiten. Ist sonst noch jemand hier, den ihr entbehren könnt?“, fragte Max und legte Aitana den Arm um die Schulter.

Die Frau sah aus, als würde sie jeden Moment zusammenbrechen. Mir war die Erschöpfung vermutlich ebenfalls anzusehen, aber ich hatte – im Gegensatz zu ihr – keine Transformation dieses Ausmaßes hinter mir.

„Jason ist hier. Sein Talent ist nützlich, wenn ihr noch einmal auf Untote treffen solltet“, antwortete Aiden und starrte noch immer die arme Aitana an, die sich kaum auf den Beinen halten konnte. „Vielleicht sollte sich Aitana etwas hinlegen. Ich glaube nicht, dass sie euch wirklich behilflich sein kann. Nicht in diesem Zustand.“

Als die Spanierin ihn wütend anfunktete und zu einer Erwiderung ansetzte, packte Max sie und hob sie auf die Arme. Sobald ihr Kopf seine Schulter berührte, war sie auch schon eingeschlafen.

„Meine süße kleine Prinzessin. Seht sie euch an“, schwärmte der Hexer.

Aitana stieß ein grunzendes Schnarchen mit einem kleinen Quietschen am Ende aus und kuschelte sich noch weiter an Max.

„Hm, eine Prinzessin mit einer Nasenscheidewandverkrümmung. Jetzt habe ich was, um sie damit aufzuziehen.“

Er fand das Ganze wohl saukomisch.

„Bring sie am besten auf ihr Zimmer und bleib bei ihr. Sie scheint die Ruhe zu brauchen. Ich komme dann gleich nach. Dann kannst du uns erklären, was sich in Maldur ereignet hat.“ Max nickte und verließ mit seiner schlafenden Fracht das Zimmer. „Und ihr macht euch auf den Weg, sobald Mark hier ist. Wo genau müsst ihr hin?“

Jetzt kam der unangenehme Teil. Wie konnte ich ihnen erklären, welche Probleme meine Schwester hatte, wenn ich es selbst nicht richtig verstand? Ich hatte es noch nie verstanden. Ich schämte mich nicht, dass sie die Hilfe von Psychiatern brauchte, das war nun mal eine Notwendigkeit.

Aber ich schämte mich, dass ich in all den Jahren, die sie nun im Kingswell Sanatorium lebte, nicht einmal bei ihr gewesen war. Ich hatte Angst davor gehabt, was ich dort sehen könnte. Angst zu sehen, wie sehr sie sich verändert hatte. Nicht mehr dem Menschen glich, den ich in meiner Kindheit gekannt und so nahegestanden hatte.

„Wir müssen ins Kingswell Sanatorium“, antwortete ich und erntete nichts als Schweigen. „Sie ist dort schon seit Jahren Patientin.“

„Hast du ein Bild davon?“

„Nein, ich bin nie dort gewesen.“

„Aber ich“, meldete sich eine neue Stimme zu Wort.

Es war Mark, der völlig lautlos mit seiner Gefährtin hinter uns erschienen war.

„Ich hatte mal einen Klienten, der dort eingeliefert worden ist, nachdem er seine Frau und deren Liebhaber in Stücke gehackt hatte. Hatte einen kleinen Nervenzusammenbruch, als er sie zusammen erwischt hat.“

„Und, wie ist das Verfahren gelaufen?“, fragte die schöne Frau an seiner Seite und hob eine Augenbraue.

„Er hat seine Frau und deren Liebhaber in Stücke gehackt, Lorelei. Er ist immer noch dort. In einer geschlossenen Abteilung.“ Dann drehte er sich zu mir. „Aber ich bin mir sicher, deine Schwester ist eine ganz liebe Person.“

Ich wusste nicht, was ich darauf erwidern sollte. Also nickte ich nur und schwieg.

„Na schön. Mark, bring Chris, Sam, Tikar, Six, Jason und Jackson zum Sanatorium. Ich nehme an, wir können dort nicht einfach anklopfen und sie rausholen?“, fragte er mich und ich schüttelte den Kopf. „Dann lasst euch etwas einfallen. Versucht sie, da herauszuholen, ohne Aufsehen zu erregen. Sieht so aus, als müsstet ihr dem Mädchen zu einem Ausbruch verhelfen.“

Was äußerst aufregend klang, war sehr gefährlich. Das Sanatorium wurde strengstens bewacht. Dort schoss man zuerst und stellte sich dann erst die Frage: Auf wen habe ich da überhaupt geschossen? Aber das war mir egal. Ich wollte zu Caroline und alles andere zählte nicht.

## Sam

Ich spürte, wie sich Chris' Finger in meiner Hand verkrampften und wieder lösten. Immer und immer wieder. Ihre Sorge war verständlich. Selbst wenn wir ihre Schwester in Sicherheit bringen konnten – und Sicherheit war in diesem Fall relativ –, dann würde die Göttin trotzdem irgendwann Mittel und Wege finden, an sie heranzukommen.

Wie sollten wir es da überhaupt schaffen, Caroline in Sicherheit zu bringen?

Ich fragte mich außerdem, warum Caroline der Göttin so wichtig war und warum sie nicht schon längst versucht hatte, sie umzubringen. Chris hatte uns auf dem Rückweg nach Kommar – während einer der wenigen Pausen – erzählt, dass ihre Schwester begabter sei als sie.

Sie war schon immer in der Lage gewesen, übernatürliche Wesen zu sehen und nicht nur zu fühlen. Ihr wahres Ich zu sehen und nicht nur die Fassade, die wir uns zulegten, um unter den Menschen unerkannt zu bleiben.

Aber war das Grund genug, sie umbringen zu wollen oder steckte da mehr dahinter? Etwas, von dem nicht einmal Chris wusste? Schließlich hatte sie ihre jüngere Schwester seit beinahe zwanzig Jahren nicht mehr gesehen.

Wir würden es noch früh genug herausfinden. In diesem Moment betrat Flora ein weiteres Mal den Raum, aber dieses Mal mit Jason und Jackson im Schlepptau. Die beiden sahen sich kurz um, dann schob Jason fragend das Kinn vor.

„Wir brauchen eure Hilfe“, sagte ich schlicht.

Für lange Erklärungen war jetzt einfach nicht die Zeit. Die beiden zögerten nicht, sondern stellten sich zu unserer kleinen Gruppe. Das war etwas, was ich schon immer an diesen Hexen bewundert hatte. Sie stellten keine unnötigen Fragen, sondern handelten instinktiv. Und seltsamerweise lagen sie damit immer richtig.

Mark begab sich in unsere Mitte und bat uns, seine Arme zu berühren. Es dauerte keine Sekunde, da befanden wir uns nicht länger im Rudelhaus – nicht einmal mehr im selben Staat. Wir waren an unserem Ziel.

Vor uns lag ein großes Anwesen, das von der Bauart einem alten britischen Herrenhaus glich. In der Dunkelheit und nur im fahlen Licht des Mondes wirkte es wie die Kulisse eines gruseligen Schauerromans. Es fehlten nur noch die Blitze im Hintergrund, die das alte Gemäuer schaurig erstrahlen ließen, und die Horrorszene wäre perfekt.

Wir ließen Marks Arme los und besahen uns die Umgebung. Es war niemand zu sehen, doch das musste nichts heißen. Ich steckte meine Nase in die Luft und

bedeutete den anderen, in die Knie zu gehen.

Einige wenige Ziersträucher boten uns genug Deckung, um nicht sofort entdeckt zu werden. Gerade rechtzeitig. Eine schwerbewaffnete Wache lief an uns vorbei, drehte sich einmal um sich selbst, als hätte sie etwas gehört und lief dann weiter. Zeit zum Aufatmen.

Die Falken taten, was sie am besten konnten und verschmolzen mit der Dunkelheit – ließen ihre Konturen für uns aber weiterhin sichtbar. Sie sahen aus wie wandelnde Schatten. Jason und Jackson sahen mich fragend an, während Chris' Gesicht nichts als Ungeduld zeigte.

„Wie sieht deine Schwester aus, Chris? Sieht sie dir ähnlich?“

„Ja. Wir sahen beinahe wie Zwillinge aus, als wir klein waren. Wir liegen vom Alter her auch nicht weit auseinander“, flüsterte sie zurück und rieb ihre Hände aneinander. „Sie ist allerdings ein klein wenig größer als ich.“

Dann verstummte sie kurz.

„Ich habe sie nicht mehr gesehen, seit sie hier eingewiesen wurde. Aber wenn Sokar mir die Wahrheit gezeigt hat, dann hat sie noch immer langes blondes Haar, ist sportlich-schlank, aber nicht extrem dünn. Sie ist in einem der unteren Zimmer. Das weiß ich von meinen Eltern. Sie haben bei einem Besuch Fotos gemacht. Und sie hat eine Narbe am Hals, etwa hier.“

Sie zeigte von ihrem rechten Ohr bis zu ihrem Schlüsselbein. Das war ein auffälliges Merkmal, daran würden wir sie auf jeden Fall erkennen.

„Ich würde vorschlagen, dass Tikar und Six allein hineingehen. Sie werden weder von den Kameras noch von den Sicherheitsleuten erfasst. Und wir warten hier. Sollte etwas schiefgehen, greifen wir ein. Aber nur, wenn es unbedingt nötig ist. Außerdem ...“

Bevor ich zu Ende reden konnte, brach das Chaos aus. Schüsse erklangen auf der anderen Seite des Gebäudes. Die gruseligen Blitze, die ich vorhin vermisst hatte, rissen nun zu Dutzenden den Himmel auf und angsterfüllte Schreie durchbrachen die Stille.

Lichter flackerten im Gebäude auf, bevor sie ganz angeschaltet wurden und panische Menschen liefen in den Garten. Dadurch wurde der Alarm ausgelöst, der mit den Sicherheitstüren verbunden war.

Jetzt hatten wir keine Zeit mehr für ausgeklügelte Pläne. Wir liefen allesamt als Gruppe los. Die Falken durchbrachen mit ihrer Kraft die große Doppeltür, die in den Empfangsbereich führte, und stürmten weiter voran.

„Folgt den Schreien. Sie bringen uns direkt zu ihr“, schrie ich über den Lärm des schrillenden Alarms hinweg und die Falken folgten sofort meiner Anweisung.

Sie rannten die hölzerne Treppe hinauf und bogen, oben angekommen, nach rechts ab. Pflegepersonal, ihren Kitteln nach zu urteilen, und Patienten liefen uns

entgegen. Das pure Grauen zeichnete sich auf ihren Gesichtern ab. Sie liefen in Todesangst vor wer weiß was davon und niemand hielt sie auf. Nicht einmal das Sicherheitspersonal, das eigentlich dafür eingestellt worden war, die Menschen im Gebäude zu halten.

Am Ende des langen, weißgestrichenen Flurs bogen wir noch einmal nach rechts ab. Wir befanden uns nun im seitlichen Flügel des großen Hauptgebäudes. Ein weiterer, drei Meter breiter Gang lag vor uns. Überall standen die Türen zu den nun leeren Patientenzimmern sperrangelweit offen – bis auf eine.

Die Tür, die sich direkt vor uns am Ende dieses Ganges befand, war zwar nicht länger verriegelt, aber offen stand sie auch nicht. Was mir aber wirklich Angst machte, waren die riesigen Kratzspuren, die das Holz und die Wände daneben durchzogen. Etwas hatte versucht, sich hindurch zu kratzen. Hineinzugelangen, um an den Bewohner heranzukommen. Und es war dem Ding gelungen.

Wir kamen schitternd zum Stehen. Die Falken breiteten die Arme vor uns aus, verhinderten so, dass wir kopflos voranstürmten und vielleicht in eine Falle liefen. Es war plötzlich ganz still geworden – zu still. Wir legten die Köpfe schief und versuchten zu lauschen.

Der Alarm war ganz offensichtlich abgestellt worden, doch noch immer hörte man vereinzelt Hilferufe. Die restlichen Bewohner hatten das Haus in ihrer Panik bereits verlassen und liefen nun verwirrt über das Gelände.

Irgendetwas stimmte hier ganz und gar nicht. Mein Wolfsgehör nahm ein Wispern wahr. Es kam aus Carolines Zimmer, wie ich vermutete. Eine liebevolle Frauenstimme, die beruhigende, gurrende Laute von sich gab und auf jemanden einzureden schien. Als Antwort darauf folgte ein tiefes Schnurren. Es war das Schnurren einer riesigen Raubkatze und nicht das eines Haustieres.

Was auch immer es war, es war im Zimmer von Chris' Schwester. Langsam setzten wir uns wieder in Bewegung. Achteten dabei auf alles, was uns gefährlich werden konnte. Chris war stets an meiner Seite. Ihr Atem schoss in kurzen aufgeregten Schüben aus ihrem Körper, um dann wieder schmerzhaft hineingepresst zu werden. Ihre kleinen Finger krallten sich von hinten in mein Sweatshirt.

Ich wusste nicht, was uns hinter der Tür erwartete, doch wenn ihrer Schwester etwas zugestoßen war, dann wäre Chris untröstlich. Ich hätte sie am liebsten davor bewahrt und bereute es nun, dass ich nicht darauf bestanden hatte, dass sie im Rudelhaus blieb.

Endlich am Zimmer angekommen, packte Tikar den Türgriff. Er zog die Tür vorsichtig einen Spalt breit auf und verzog bei dem Anblick, der sich ihm bot, erstaunt das Gesicht. Er öffnete die Tür ganz und zeigte uns das Innere des Patientenzimmers.

Eine junge Frau mit strähnigem, blondem Haar saß im Schneidersitz auf dem Boden, schien die Luft um sie herum zu streicheln und murmelte dabei in einem beruhigenden Singsang vor sich hin.

Wenn ich nicht zuvor die Kratzer an der Tür gesehen hätte, hätte ich angenommen, sie würde Selbstgespräche führen. Doch das Schnurren war kaum zu überhören. Ein dunkles Schnurren, das aus einer riesigen Brust kommen musste.

Ich drückte Chris' Hand und gab ihr einen Wink mit dem Kinn. Sie würde mit ihrer Schwester sprechen müssen – sie davon überzeugen müssen, mit uns zu gehen. Wir mussten von hier verschwinden, bevor man das Chaos beseitigt hatte und unser Eindringen bemerkte.

Sie verstand mich und machte sich von mir los.

„Caroline?“, begann sie zaghaft.

Ihre Schwester hielt mit dem Streicheln inne, sie krümmte die Finger, als hätte sie sich im Fell eines Tiers festgekrallt.

„Caroline, ich bin es, Chris.“

„Ich weiß“, flüsterte ihre Schwester. „Du bist gekommen, um mich zu holen.“

„Ja. Wir müssen gehen, jetzt!“, sagte Chris mit einer gehörigen Portion Dringlichkeit in der Stimme.

„Auch das weiß ich. *Sie* ist hier“, murmelte sie zornig. „Hat *ihn* hierhergeschickt, um mich zu fressen. Aber ...“, flüsterte sie nun wieder. „... er mag mich lieber als *sie*.“

„Davon bin ich überzeugt“, stimmte Christina zu und kniete sich auf den Boden, um direkt auf Augenhöhe mit ihrer Schwester reden zu können. „Wirst du mitkommen? Ich habe dich vermisst.“

Chris' Traurigkeit war ihr anzuhören. Caroline schien das aber nicht wahrzunehmen. Sie verzog das Gesicht zu einer zornigen Grimasse und blickte an ihrer Schwester vorbei. Vorbei an unseren Beinen, direkt in den Gang.

Ich ahnte bereits, was sich da in unserem Rücken befand.

Chris sah hinter sich und riss die Augen auf. Als Nächstes zeigte Caroline mit dem Finger in den Flur hinaus und rief laut und deutlich: Los! Was auch immer sie gestreichelt hatte, sprang mit einem wütenden Knurren auf, drängte Chris und uns zur Seite und rannte in den Gang.

Was dann kam, war für unsere Augen nicht zu sehen. Wir hörten nur die Geräusche des Kampfes und sahen dessen Folgen. Ein zornigeres Knurren, ein wildes Fauchen, dann zersprangen gleichzeitig alle Fenster des Ganges und ließen den Wind ins Gebäude. Als ich mich wieder umdrehte, war Caroline dicht hinter Chris getreten und griff nun nach ihrer Hand.

„Wir müssen jetzt gehen! Los, du da, Hexen-Vampir ... ding“, sagte sie und

zeigte auf Mark. „Bring uns von hier weg!“

Mark war erst verblüfft, reagierte dann aber schnell. Er streckte die Arme aus und wartete, bis alle Kontakt mit ihm hatten, dann brachte er uns in Sicherheit. Ich hatte für heute Nacht wirklich genug.

## Max

Ich betrachtete Aitana, während sie schlief, wachte über sie, wie sie die letzten Tage über mich gewacht hatte. Sie atmete ruhig und zeigte keine Anzeichen von Unruhe, was bedeutete, dass sie nicht unter ihren üblichen Albträumen litt.

Ich hatte nun mehrere Nächte an ihrer Seite verbracht und wusste daher, dass sie noch immer von der Nacht träumte, in der sich ihr Schicksal in eine andere Richtung gewendet hatte. Die Nacht, in der sie zu einem Vampir geworden war – beinahe unsterblich und ebenso unzerstörbar.

Das alles war nun vorbei.

Sie war nun genauso menschlich wie ich. Das machte sie für mich zwar nur noch schöner, damit tat sich aber auch ein neues Problem auf – Kasiapha wollte bestimmt Rache. Ihr war ein ziemlicher Anstieg an Macht durch die Lappen gegangen, jetzt, wo sie keinen Anspruch mehr auf Aitanas Seele hatte und sie würde die Sache ganz bestimmt nicht auf sich beruhen lassen.

Jetzt war es an mir, sie zu beschützen, wie sie mich beschützt hatte. Vor Mitsuko, vor dem Zombie und vor all den Gefahren, die in Maldur auf uns gelauert hatten. Nun waren die Rollen vertauscht.

Ein leises Klopfen kam von der Tür. Aiden war wohl gekommen, um zu erfahren, was auf der anderen Seite des Spiegels passiert war. Ich erhob mich und verließ das Zimmer, um Aitana nicht zu stören. Sie brauchte die Ruhe, um die Energien ihres neuen Körpers wieder aufzuladen.

Draußen folgte ich Aiden in sein Arbeitszimmer. Sarah wartete dort bereits ungeduldig auf uns. Ich machte es mir in einem Sessel vor dem Kamin gemütlich und legte die Füße auf dem Kaffeetisch davor ab. Meine Schultern sackten herab und mein Rücken entspannte sich etwas.

„Erzählst du uns, was passiert ist? Aitana ist plötzlich ein Mensch und Chris‘ Schwester ist in Gefahr?“

„Sokar hat Aitana ihre Menschlichkeit wiedergegeben und das nicht ohne Grund. Die Göttin kann auf diese Weise ihre Seele nicht mehr einfordern. Kasiapha hat Aitana für genau eintausend Jahre die Unsterblichkeit versprochen. Die tausend Jahre sind aber noch nicht abgelaufen. Damit ist der Vertrag gebrochen.

Und was Chris‘ Schwester angeht. Wir haben festgestellt, dass Chris Kasiapha sehen und hören kann, selbst wenn diese sich verborgen hält. Ihre Schwester soll laut ihren Angaben sogar noch stärker sein. Sokar hat ihr gesagt, dass Caroline in Gefahr ist. Deshalb sind wir so schnell wie möglich zurückgekehrt.“

Dann bemerkte ich die Stille.

„Wo sind eigentlich die anderen? Für Rudelverhältnisse ist es hier schon fast wie ausgestorben.“

„Der Werwolfrat ist in der Stadt im Borislav-Tower. Jedenfalls die, die noch übrig sind.“

„Was meinst du damit?“

„McDougal ist verschwunden. Wir wissen nicht, ob er einfach abgereist ist, denn er hat kein Wort gesagt. War einfach weg am nächsten Morgen.“

„Das ist beunruhigend.“

„Das stimmt. Wir werden abwarten. Meine Mutter versucht seit zwei Tagen, irgendetwas in Erfahrung zu bringen, aber McDougals Leute halten dicht. Sie geben keine Informationen weiter.“

„Und Melody?“

„Die ist noch hier und noch angepisster als sonst“, sagte Aiden und verzog das Gesicht, worauf Sarah kichern musste.

„Sie hat ein ganz schönes Fass aufgemacht. Von wegen, man könne sich jetzt nicht einmal mehr auf die Familie verlassen und alle Männer seien Schweine, bla bla bla.“

Ich schüttelte bloß den Kopf. Es gab Frauen, die man einfach nicht verstehen konnte. Melody McDougal war das Paradebeispiel eines verrückten Weibchens.

„Ich werde wieder nach oben gehen. Ich möchte Aitana nicht zu lange allein lassen.“

Es war, als hätte ich sie schon zu lange nicht mehr gesehen oder berührt. Ich vermisste ihr bloße Gegenwart. Ein seltsam verwirrendes, aber auch willkommenes Gefühl.

„Tu das. Wir warten derweil auf die anderen. Ruh dich aus. Du siehst aus, als hättest du seit einer Woche nicht mehr geschlafen.“

So fühlte es sich auch an. Meine Knochen schmerzten und mein Arsch war wund, als hätte man mir eine ordentliche Tracht Prügel verpasst. Eine Nacht in den Armen meiner heißen Spanierin würde mir guttun. Ich nickte daher und machte mich auf den Weg zu ihrem Zimmer.

Sie hatte sich keinen Millimeter bewegt. Ihr Kopf ruhte auf ihrem Oberarm und der andere war vor ihrem Körper angewinkelt. Ich legte mich hinter sie, zog sie nah an mich heran und drückte meine Nase in ihr Haar.

Sie wurde nicht wach. Die Erschöpfung hielt sie noch immer in ihren Klauen. Morgen würde es ihr wieder gut gehen. Morgen würden wir den Kampf gegen eine Göttin beginnen.

## Caroline

Wir landeten vor einem mehrstöckigen Gebäude, das sichtlich einige Jahrhunderte hinter sich hatte. Es war aber nicht schäbig oder heruntergekommen, im Gegenteil. Es zeigte deutlich den Wohlstand und Reichtum seiner Bewohner, die hier unter Umständen schon Generationen verbracht hatten.

Marmor aus Italien, wundervoll gearbeitete Bleiglasfenster über dem Eingangsportal und eine Größe, die es mit dem Kingswell Sanatorium aufnehmen konnte. Auch hier gab es wahrscheinlich genug Zimmer, um Hunderten Gästen ein Plätzchen anbieten zu können. Nur wesentlich komfortablere Zimmer.

Ich spürte die Wesen, die sich im Inneren aufhielten, ganz deutlich. Es waren für ein Haus dieser Größe allerdings nicht besonders viele. Etwa sechs befanden sich in den oberen Stockwerken und vier in einem Zimmer auf der linken Seite der unteren Etage.

Ein Nebenaspekt meiner *Gabe* funktionierte ähnlich wie ein Sonar. Ich konnte meine Sinne aussenden, die später mit den nötigen Informationen zu mir zurückkamen. Zum Beispiel wusste ich, dass zwei der sechs Personen, die oben waren, im Moment schliefen.

Die anderen vier unterhielten sich entweder damit, auf den Fernbedienungen ihrer Fernseher herumzudrücken und durch die unzähligen Fernsehsender zu zappen oder die Seiten ihrer Bücher und Zeitschriften lustlos herumzublättern. Sie waren ganz offensichtlich gelangweilt.

Und die Personen im unteren Zimmer waren mit einer lebhaften Diskussion beschäftigt. Ich nahm ihre Erregtheit wahr, ihre aufgestauten Gefühle – spürte, dass sie über unsere Gruppe sprachen und über *Sie*.

*Sie* war mein Hauptproblem, der Grund, warum ich nicht länger hatte im Kingswell Sanatorium bleiben können. Nicht, dass es der wunderbarste Ort der Welt für mich gewesen wäre. Das nicht. Aber es war der einzige Ort, der alle anderen Menschen und Nachtwesen in meiner Umgebung vor *mir* beschützte.

Denn ich war sehr gefährlich.

Und nun war ich gezwungen worden, diesen sicheren Ort zu verlassen. Die Zukunft würde zeigen, ob es nicht ein fataler Fehler von meiner Schwester gewesen war, mich vor *ihr* zu retten und nicht einfach meinem Schicksal zu überlassen. Im Gegensatz zu Chris wusste ich nämlich, was ich war – was wir waren.

Diese grauenerregende Gabe, die wir beide besaßen, war bei mir stärker

ausgeprägt. Deshalb hatte sie ein halbwegs normales und unbekümmertes Leben führen können, während ich mich hatte zurückziehen müssen. Sie wusste auch nicht, dass ich es gewesen war, die unsere Eltern angefleht hatte, mich an einem Ort wie Kingswell unterzubringen.

Sie hatte hoffentlich auch nie erfahren, dass ich unsere Eltern gebeten hatte, mich nicht mehr zu besuchen und auch Chris nicht zu erlauben, es zu tun. Es war einfach besser so gewesen. Für mein Seelenheil und ihre Sicherheit. Und nun das. Das war *ihre* Schuld. Und ich würde sie dafür büßen lassen, sofern ich dazu in der Lage war.

„Geht es dir gut?“, fragte Christina und sah mich dabei irritiert an, genau wie die anderen, die zu meiner Rettung geeilt waren.

Ich hatte mehrere Minuten lang das Haus angestarrt wie eine Verrückte und es nicht einmal bemerkt. Das passierte mir manchmal, dieses Abdriften. Dann saß ich häufig stundenlang an einem Ort und starrte vor mich hin. Tauchte ein in meine Fantasie.

Mein einziger Begleiter war stets mein Verstand gewesen, deshalb hatte ich irgendwann begonnen, mich dahin zurückzuziehen, wenn mir alles außerhalb meines Kopfes mal wieder zu viel wurde.

„Klar“, sagte ich und deutete auf das Haus. „Wollen wir? Die da drin sind alle schon völlig aus dem Häuschen unserer wegen. Wird Zeit, ihnen zu sagen, dass keiner von uns ausgeweidet und gefressen wurde, bevor sie die Geduld verlieren.“

Ich sagte es in einem bewusst, unbewegten Ton, der meine Schwester noch mehr zu verwirren schien. Chris öffnete den Mund, um etwas zu sagen, brachte aber selbst kein Wort heraus. Unnötig. Ich hatte mich verändert, seit wir uns das letzte Mal begegnet waren.

Das junge Mädchen von damals existierte nicht mehr. Es war nach den vielen Jahren der Einsamkeit zu einer harten Frau geworden, die ihr Innerstes vor der Außenwelt verbarg.

„Sie hat Recht. Lasst uns hineingehen“, mischte sich nun der Werwolf ein, dessen Energie sich mit der meiner Schwester vermischt hatte.

Die beiden mussten ein Liebespaar sein. Er legte seinen Arm um ihre Schultern und eine Welle der Liebe und Zuneigung schlug über meinem Kopf zusammen. Wie schön für sie. Ich fragte mich kurz, wie das wohl war, einen anderen Menschen so nah an sich heranzulassen, dass sich die Seelen aufeinander abstimmen konnten.

Dann verwarf ich den Gedanken wieder.

Es war müßig, darüber nachzudenken, wenn mein zukünftiger Weg mich doch nur wieder nach Kingswell oder einen ähnlichen Ort führen würde. Es stand

außer Frage, dass ich nach Beendigung unseres Kampfes – sollte ich diesen überleben – wieder an einen solchen Ort zurückkehren würde.

Für den Rest meines Lebens.

Ich folgte dem Wolf und meiner Schwester ins Haus. Innen war es sogar noch imposanter. Luxus-Jagdhütte trifft auf schöner Wohnen. Das hier war das Haus eines ganzen Wolfsrudels. Chris und ihr Mann strebten sofort auf das Zimmer auf der linken Seite zu und öffneten die Türen.

Die Stimmen im Inneren, die vorher nicht zu hören gewesen waren, wurden plötzlich laut. Der Raum musste schalldicht sein. Interessant, aber bei dem guten Gehör von Werwölfen kein wirkliches Wunder.

Wenn man hin und wieder Privatsphäre brauchte, war ein solcher Raum unabkömmlich. Die Diskussion hatte mittlerweile das Eskalationsstadium erreicht. Doch sobald wir den Raum betreten hatten, verstummten die Streithähne fürs Erste und sahen uns erleichtert entgegen.

Eine junge Frau mit unglaublich faszinierenden Augen stand vor einem muskulösen rothaarigen Mann und zeigte noch immer drohend mit dem Finger auf ihn. Ein anderer, ebenso muskulöser Mann, hatte sich an den Schreibtisch dahinter gelehnt und beobachtete die beiden belustigt. Eine weitere zierliche Frau mit schwarzer Brille und langem dunklen Haar, saß auf einem Sessel neben dem Kamin und grinste ebenso erheitert.

„Kann mir jemand sagen, was hier los ist?“, fragte Chris‘ Wolf mit erhobener Stimme.

„Walker und Sarah sind sich nicht ganz einig darüber, wie es jetzt weitergehen soll. Er ist der Meinung, dass wir McDougal folgen sollten und nachschauen, was er im Schilde führt. Sarah meint, er sei im Moment keine Bedrohung und wir hätten weitaus wichtigere Probleme“, sagte der dunkelhaarige Mann von seinem Platz am Schreibtisch aus.

„Nun, Sarah hat Recht. Im Moment dürfen wir uns nicht trennen. Kasiapha war schon im Sanatorium, als wir dort ankamen. Sokar hatte Recht und ich bin mir sicher, dass sie ihre Bemühungen, jetzt, da Caroline bei uns ist, sogar noch verstärken wird.“

„Was ist denn passiert?“, fragte die Frau mit den seltsamen Augen und einem unmenschlichen Knurren in der Stimme.

Chris‘ Wolf zeigte auf mich und antwortete:

„Wir haben Carolines Zimmer gerade noch rechtzeitig erreicht. Kasiapha hat ein Tier oder Ähnliches geschickt, um die Drecksarbeit zu machen. Im Gegensatz zu Caroline konnten wir es nicht einmal sehen. Doch statt Caroline zu töten, hat es ... nun, es hat mit ihr gekuschelt.“

Während er das sagte, sah er mich mit einem unlesbaren Gesichtsausdruck an.

Unlesbar für alle anderen im Raum. Ich erkannte Respekt und ein klein wenig Furcht darin. Instinktiv wusste die Bestie in ihm, wen es da vor sich hatte. Die anderen würden es früher oder später auch noch erfahren. Aber nicht heute und nicht jetzt in diesem Augenblick.

„Nun, willkommen auf Redlake Menor, Caroline. Mein Name ist Aiden und dies sind meine Frau Sarah, Vampirrat Walker und seine Frau Philippa. Philippa, wärst du so freundlich ihr eines der Gästezimmer zu zeigen? Und im Kleiderschrank im Flur der ersten Etage sind noch genügend Sachen, die ihr passen müssten.“

Die brünette Frau mit der Brille nickte, erhob sich und bat mich, ihr zu folgen. Ich sah zu Chris, die im Moment mein einziger Bezug zu dieser neuen Welt war, die Einzige, die ich hier kannte. Sie löste sich sofort von ihrem Wolf und nahm unterstützend meine Hand.

Sie würde bei mir bleiben, das war mir klar. Ich hatte bemerkt, wie schuldig sie sich fühlte. Sie war ganz offensichtlich der Meinung, mich im Stich gelassen zu haben, was natürlich nicht der Fall war. Doch wenn sie noch etwas von dem Mädchen hatte, das ich einst kannte, dann würde ich ihr das nicht ausreden können.

Wir waren beide verdammt stur.

In der ersten Etage angekommen, wandten wir uns nach rechts. Etwa in der Mitte des Ganges blieb die Frau, die Philippa hieß, stehen und öffnete eine Tür, die in einen ziemlich großen, begehbaren Kleiderschrank führte. Sie sah mich kurz abschätzend an, dann griff sie nach einem kleinen, in Packpapier eingewickelten Stapel.

Zwei Türen weiter öffnete sie nun endlich die Tür zu einem leeren Gästezimmer. Es war geräumig und besaß ein eigenes, kleines Badezimmer, was für meine Verhältnisse bereits purer Luxus war. Keine geregelten Waschzeiten, kein Sicherheitspersonal, das mich dabei beobachtete, ob ich auch nichts Gefährliches oder Lebensmüdes tat.

Hier würde ich frei entscheiden können.

Ich fühlte mich plötzlich unsicher. Ich war es nicht gewohnt, frei zu sein, hatte schon lange vergessen, wie es sich anfühlen sollte. Chris drückte meine Hand und bat Philippa, uns wieder allein zu lassen. Sobald diese die Tür hinter sich geschlossen hatte, wickelten sich die Arme meiner Schwester um meinen Hals.

Sie drückte mich so stark an sich, dass ich Schwierigkeiten beim Atmen hatte. Es war mir egal. Zaghafte schloss ich auch meine Arme um sie. Meine ältere Schwester, der einzige Mensch, den ich wirklich vermisst und an den ich jeden Tag gedacht hatte.

Ich liebte natürlich auch meine Eltern, die stets versucht hatten, mir zu helfen,

doch die Bindung zu meiner Schwester war immer etwas Besonderes gewesen. Diese Verbindung rastete nun wieder ein, wie zwei Zahnräder die getrennt gewesen waren, und sich nun wieder miteinander drehten anstatt aneinander vorbei.

Ein Mechanismus, der wieder in Gang gesetzt wurde, nachdem er so lange stillgestanden hatte. Eine Träne rann an meiner Wange hinab und verschwand in ihrem Haar. Ich war wieder zuhause. Wieder daheim.

Ende Teil 8

## **Danksagung**

Nun ist es fast so weit. Dies ist der vorletzte Teil meiner Hexen von San Francisco-Reihe. Das bedeutet aber nicht, dass es kein Wiedersehen gibt. Noch steht aus, wie es mit Derek und Tellara weitergeht, die in meiner neuen Reihe – die im nächsten Jahr erscheinen wird – wichtige Nebenrollen spielen werden. Doch zuvor möchte ich mich bedanken, dass ihr meinen Freunden solange die Treue gehalten habt. Ich hoffe, dass euch das Finale ebenso mitreißen wird wie die Geschichten zuvor. Ich gebe mir Mühe, euch nicht lange auf das Ende warten zu lassen.

**Eure Kris Stone**